



August Förster

Kus

Grünbergs

Vergangenheit.



J. de Bor

Aus
Grünbergs Vergangenheit.

Gesammelte Bilder

zur Geschichte der Stadt

nach vorhandenen Chroniken und sonstigen

Ueberlieferungen.

Von

August Förster.



Grünberg i. Schlef.

Druck und Verlag von W. Levysohn.

1900.

J. de Bor

aus

Gründungsvereinigung

Bestimmte Silber

zur Besichtigung der Stadt

und vornehmlich Chroniken und Festungen

Uebersetzungen

von

August Förster.



100052N/1

Gründungsvereinigung

und Verlag von H. Bensch

1900

2006/5033/N

Inhalt.

	Seite
Vorwort	1
1. Gränberg's Ursprung	3
2. Sind Weinbau und Tuchmanufactur als von Anbeginn in Gränberg vorhanden beglaubigt?	8
3. Gränberg's Kirchen und Thürme, Befestigungen und Friedhöfe	32
4. Die Erwerbung der Kammereiddorfer	101
5. Der Zustand der Tuchknappen	113
6. Die Hexenproceffe in Gränberg und Umgegend	121
7. Volksfeste in Gränberg	137
8. Die Neutralitäts-Armee und das Hünengrab im Rahnauer Walde	150
9. Gränberg während des siebenjährigen Krieges	164
10. Der alte Frik in Gränberg und anderer vor- nehme Besuch	185
11. Was einige alten Häuser Gränberg's zu erzählen wissen	210
12. Französische Einquartierung	229
13. Allerhand Erinnerungen an Gränberg und Gränberger	249
14. Vom alten Eibenbaum	297
15. Nachtrag	303
16. Urkundliches	325
17. Gränberg in den Jahren 1848 und 1849 . .	358

Was ist das für eine Stadt, die vergißt, was sie war, und nicht überlegt, was ihr bevorsteht? Die Geschichte einer Stadt ist eine Weltgeschichte im Kleinen. In der Zeit der Griechen, der schweizerischen Eidgenossenschaft und der deutschen Freiheit ward es für schimpflich geachtet, die Geschichte seiner Stadt und ihrer verdienstvollen Männer nicht zu kennen. Wer kann auch sein Vaterland lieben, wenn er seine Stadt nicht in Ehren hält?

(Spiller, Beschreibung der Marienkirche zu Frankfurt a. D.)

Vorwort.

Je länger je mehr widerstreben die Erwachsenen beiderlei Geschlechts systematischer Belehrung. Man hat davon genug von der Schulbank her und wünscht fortan unterrichtet zu werden, ohne es zu merken, und weitere Kenntnisse zu sammeln ohne fühlbare Anstrengung. Wer in dem Wunsche, die Gegenwart verständlicher zu machen und die Zukunft vorbereiten zu helfen, Vergangenes vor Augen zu führen unternimmt, thut deshalb wohl daran, nicht die Pfade des logisch aufbauenden und Ursache und Wirkung verknüpfenden Historikers zu betreten, sondern den Spuren des Feuilletonisten zu folgen, welcher es mit der strengen Gliederung seines Vorwurfs so genau nicht nimmt. Gustav Freytag's Bilder aus der deutschen Vergangenheit haben mehr für allgemeine Kenntniß und Würdigung vaterländischer Geschichte gethan, als die Geschichtswerke eines Herbinus, Dahlmann, Drohsen u. A. Damit soll Werth und Bedeutung der Letzteren nicht herabgesetzt werden. Im Gegentheil, die leichtere und dem Zeitgeschmack entgegenkommende Behandlung geschichtlicher Themata ist erst möglich auf Grund so tiefer Durchdringung der Vergangenheit, wie sie in den Werken der Historiker vorliegt. Bescheidenlich wird sich deshalb feuilletonistische Behandlung der Geschichte nur als die in kleinsten Posten detaillirende Vorkosthandlung im Vergleich zu dem Großhändler fühlen dürfen, welcher alle Hebel in Bewegung setzt, um den Bedarf der Volkernährung aus entfernten Ländern und Klimaten

1. Grünbergs Ursprung.

Weil keine Urkunde vorliegt, aus welcher auf den Tag ersichtlich ist, wann Grünberg gegründet worden, und weil es selbst nicht aufs Jahr wahrscheinlich zu machen ist, soll Grünberg nach landläufiger Annahme erst um die Zeit entstanden sein, wo es in glaubwürdigen Schriftstücken zuerst erwähnt wird, also zweifellos vorhanden war, nämlich anfangs des 14. Jahrhunderts. Diese Ansicht ist bei näherer Untersuchung unhaltbar. Es muß eine beträchtliche Zeit vergangen sein, bis Grünberg so herangewachsen war, daß in der ältesten Urkunde, die von ihm redet, einer lateinischen Schenkungsurkunde, datirt Glogau den 5. März 1302, unterfertigt von Herzog Heinrich III., dem Getreuen, Heinersdorf als „im Grünberger Gebiet belegen“ bezeichnet werden konnte. Aller Wahrscheinlichkeit nach war Grünberg damals bereits Stadt; denn nur 8 Jahre später, den 29. Juni 1310, trat es laut einer in Gubrau aufgefundenen Urkunde dem Bunde der Städte Glogau, Sagan, Freistadt, Steinau, Frauastadt, Lüben, Gubrau und Crossen zum Zweck gegenseitiger Auslieferung von Verbrechern bei. In dem Theilungs-Document, durch welches die Söhne Heinrichs III. sich am 28. Februar 1312 Erbes auseinandersetzten, wird Grünberg zuerst ausdrücklich als Stadt genannt. Diesen Thatsachen gegenüber ist nicht daran zu zweifeln, daß Grünberg am Beginn des 14. Jahrhunderts schon eine längere Entwicklung hinter sich hatte. Versagen auch Steine und Pergamente, so redet doch mündliche Ueber-

lieferung im gleichen Sinne. Wann diese letztere zum ersten Mal aufgeschrieben worden ist, verbirgt sich im Dunkel der Zeiten. Die noch vorhandene früheste Niederschrift ist die vom Prediger Rippe, einem gebornen Grünberger († 1653), verfaßte und von Prediger Schirmer († 1753) fortgesetzte Chronik. Danach soll am 30. Mai 1222*) an dem Ort, wo jetzt das Rathhaus steht, eine Meierei mit einem Schafstall angelegt worden sein. Die Wiesen, welche den Lauf der Lunze umsäumten, mögen zur Viehzucht eingeladen haben. Da, wo jetzt das Schafhaus Ring-Oberthorstraße steht, durfte der Unternehmer der Ortsanlage einen Krug oder Kretscham mit Brauberechtigung errichten. War das Land auch nur dünn bevölkert, so mag dieser Kretscham doch reichlichen Zuspruch von den in den Wäldern zerstreut wohnenden polnischen Jaidlern, Jägern, Fischern und Ackerbauern gefunden haben, weil er im weiten Umkreis die einzige Anstalt dieser Art war. Auch bildete sich wohl bald eine Straße von der Oder landeinwärts, als deren Sicherungspunkt der neue Ort Bedeutung gewann, zumal es auf der langen Strecke zwischen Beuthen und Crossen an einem solchen fehlte. Bei ihren Kriegen mit Polen mögen die Glogauer Herzöge die Wichtigkeit der Anlage fester Plätze erkannt haben. Es hat deshalb viel Wahrscheinlichkeit für sich, wenn die Chronik die Erhebung Grünbergs zur Stadt zwischen 1265 und 1270 setzt und die Grünberger im Mai 1272 mit dem Bau ihrer Ringmauer beginnen läßt. Zwar hat man sich hierunter mehr einen Plankenzaun zu denken, worauf auch der Name der Ältesten an der Umfassungsmauer gelegenen Grünberger Mühle, Plankmühle, hindeutet. Am 31. Mai 1321 sollen dann die Grünberger an der Stelle der Meierei den Grundstein zu ihrem Rathhause gelegt haben. Zur Ausführung dieses wahrscheinlich lange beabsichtigten Baues gewährte ihnen die Begabung mit deutschem Stadtrecht den Antrieb und die Mittel.

*) Diese genaue Datumsangabe befindet sich nicht in der Rippe'schen Chronik, sondern in einer von Wolf eingesehenen handschriftlichen Grünberger Chroniken, welche er die „Schulzische“ nennt.

Es steht außer allem Zweifel, daß Grünberg von Deutschen angelegt worden ist. Hierfür bürgt an erster Stelle sein deutscher Name. Daß derselbe ursprünglich polnisch gewesen und erst später in's Deutsche übersezt worden sei, ist eine beweislos gebliebene Behauptung. Es kann als Beweis nicht betrachtet werden, daß König Wladislaw VII. von Polen in einer Urkunde von 1641 Grünberg Zielony gora nennt. Polnischen Eigennamen gegenüber verfahren die Deutschen jener Tage nicht so, daß sie solche übersezten, sie paßten sie nur der deutschen Zunge an, machten aus Wratislawie—Breslau, aus Nemezi—Nimptsch, aus Kluczko—Glag, aus Bytom—Beutben, aus Kyselin—Kessel u. s. f. Aus diesem Grunde würde es wahrscheinlicher sein, daß sie Zielona gora in Ziegelberg verwandelt als es in Grünberg übersezt hätten. Diese Vermuthung stellt nämlich Wolff auf, welcher die Existenz eines polnischen Weilers Zielony gora am heutigen Ziegelberg, an der heute noch im Volksmunde Dom oder Thum benannten Stelle annimmt und diesen Namen bald in Ziegelberg verstümmelt, bald in Grünberg übersezt werden läßt. Vom Mangel an Folgerichtigkeit abgesehen, hieß der Berg sicher deshalb Ziegelberg, weil sich an und auf ihm noch im vorigen Jahrhundert Ziegeleien befanden, und wer Grünberg's Namen daraus erklärt, daß es zu jener Zeit von bewaldeten grünen Bergen umringt war, braucht nicht den Umweg über das Polnische anzunehmen. Die Städtegründer jener Tage in Schlesien waren, wie sogleich zu erörtern, ausnahmslos Deutsche. Alle Städte, deren Ursprung auf die zweite Hälfte des 12. und des 13. Jahrhunderts zurückgeht, tragen deutsche Namen, wie Freistadt, Loewenberg, Goldberg, Hirschberg, und die lateinische Urkunde von 1302 hätte sicher keinen Anlaß gehabt, von dem territorio Grunenbergense zu reden, wenn „Grunenberg“ z. B. nicht der allgemein anerkannte Name des jungen Gemeinwesens war. Es ist für den Beweis des deutschen Ursprungs auch ohne Erheblichkeit, ob die Benennung „Grünberg“ seiner grünen Umgebung entnommen oder auf eine adelige Familie von Grunenberg zurückzuführen ist, welche in der Nähe ansässig und

deren Stammgut um 1350 Grünberg bei Königsberg in der Neumark war. Ein Hermann von G. ist urkundlich 1319 als Rathsherr von Frankfurt a. O., ein Otto von G. 1311 unter den Schöppen von Freistadt genannt. In späteren Jahrhunderten waren die von G.'s auch im Grünberger Kreise (Deutsch-Kessel) ansässig. Wolff vermuthet, daß die aus dem Reich eingewanderte und nach der uralten Stadt Grünberg in Hessen benannte Familie ein Privilegium zur Anlegung eines oder mehrerer Orte zwischen Oder und Dchel erhielt und daß derjenige, welchem die Anlage des Ortes im Quellthal der Lunze übertragen wurde, ihn nach seinem Grundherrn benannte.

Als um die Mitte des 12. Jahrhunderts die vollständige Uebildung Schlesiens vom Mutterlande Polen und seine Anerkennung als abgesonderter Staat und unabhängiges Herzogthum erfolgt war, ging das fast einmüthige Bestreben der Herrscher aus dem piastischen Hause dahin, das Land durch Herbeiziehung deutscher Colonisten zu bevölkern. Von Westen hatte Schlesien das Christenthum empfangen und jedenfalls auch seine ersten Priester. Sehr früh schon fanden Verheirathungen der piastischen Herrscher mit deutschen Fürstentöchtern statt. Von mehreren dieser fürstlichen Frauen aus deutschem Blut ist es nachweisbar, daß sie deutsche Colonisation im Lande an der Oder angeregt und mächtig gefördert haben. Ausschlaggebend indessen für die sich von der Mitte des 12. bis zum Ausgang des 13. Jahrhunderts über ganz Schlesien verbreitende deutsche Colonisation war das Wirken eines Mannes, des vielgenannten Breslauer Landeshauptmannes Peter Wlast, der eine große Anzahl Kirchen und Stifte, u. U. auch das Augustinerstift*) in Naumburg am Bober anlegte und dahin Geistliche aus Brabant berief. Als nun im Jahre 1136 Erdbeben und Ueberschwemmungen der See und des Rheinstromes Friesen, Holländer und Flandrer (Fläminger) ihr Vaterland zu verlassen nöthigten, mögen die seit Kurzem

*) Nur die Anlage der Kirche in Naumburg a. B. ist mit Sicherheit auf Peter Wlast zurückzuführen.

in Schlesien angesiedelten Geistlichen sich ihrer tüchtigen und kunstfertigen Landsleute erinnert und sie zur Einwanderung bestimmt haben. Die Ansiedelung „fränkischer Colonisten“ um 1150 in Schlesien ist historisch außer Zweifel. Eine Urkunde von 1178 (Stiftungsbefehle des Klosters Leubus) erwähnt die „Franken“ und „Deutschen“, welche von dem polnischen Recht erimirt werden, ausdrücklich; andere Urkunden sprechen von „fränkischen“ Hufen. Dies beweist, daß sich deutsche Colonisten in ansehnlicher Zahl in Schlesien niedergelassen hatten.

Welcher Art diese einwandernden Elemente waren, ist aus zeitgenössischen Berichten anderer deutscher Länder zu entnehmen. Nach Meissen und der Lausitz, wohin 1154 Markgraf Conrad der Große den Strom der westlichen Einwanderung lenkte, brachten sie die Wollenweberei und den Weinbau, der Mark Brandenburg, wo ihnen Albrecht der Bär 1157 Wohnsitz anwies, lehrten sie die Anlage von Deichen und die Umwandlung von Sümpfen in fruchtbare Acker. Es wird nicht gewagt erscheinen, anzunehmen, daß dieselben Elemente nach Schlesien auch dieselbe Cultur brachten. Franken und Fläminger führten daher Wollemanufactur und Weinbau ein und legten den Grund zu beiden Gewerben in Schlesien. Daß ihnen dafür die Ansiedelung nach deutscher Verfassung, deutsches Recht, eigene Richter gestattet und sie von den Lasten des polnischen Rechts befreit wurden, lag ganz in der Natur der Sache. Ebenso erscheint es nur natürlich, daß die Einwanderer sich wesentlich den Städten zuwandten, wo es ihnen angemessen erschien, Dörfer zu Städten umwandeln oder Städte anlegen, indem sie ihre Ansiedelungen mit Einfriedigungen umgaben und sich zu Schutz und Trutz eng nebeneinander anbauten. Es ist bezeichnend, daß bis auf wenige Ausnahmen nur die Städte im Ober-Rahon slawische Namen tragen, die von der Oder entlegenen deutsche, und daß die letzteren fast ausnahmslos in den für die deutsche Einwanderung maßgebenden 150 Jahren aus dem Dunkel der Zeiten auftauchen. Schlesien muß damals für Deutschland gewesen sein, was Amerika ihm heute ist; nur darf man nicht glauben, daß die

deutschen Einwanderer sich überall nach Lust und Laune wie in einem herrenlosen Lande ansiedeln konnten. Es bedurfte vielmehr eines landesfürstlichen Privilegs, daß an Stifte und Klöster für ganze Landstriche, an einzelne Adelige und Städte für einzelne Niederlassungen erteilt wurde. Es sind daher zur Anlage eines Ortes fast in allen Fällen zwei Urkunden nöthig gewesen, die Genehmigung des Landesfürsten und die Aussetzungsurkunde der Grundherren, deren Willkür es überlassen blieb, ob und wann sie den Ort nach deutschem Recht aussetzen, an freie Deutsche oder leibeigene Polen aussthen wollten. Wo die Begabung mit deutschem Recht bald erfolgte, da ist auch mit Sicherheit anzunehmen, daß die Begründer und ersten Ansiedler Deutsche waren. In diesem Falle befand sich Grünberg; denn wenn die Chronik auch den 16. Januar 1315 als den Tag bezeichnet, wo Grünberg deutsches Recht erlangte, so kann diese Angabe nicht genau sein, weil nach Maßgabe der Gubrauer Urkunde Grünberg mit andern Städten schon 1310 als *par inter pares* verhandelte. Man wird daher in der Annahme nicht fehlgehen, daß Grünberg längstens zu der Zeit deutsches Recht empfing, wo es zur Stadt erhoben wurde, also 1265 bis 1270. Hiermit wird sein deutscher Ursprung, auch abgesehen von der Beglaubigung durch den deutschen Namen, jedem Zweifel entrückt.

2. Sind Weinbau und Tuchmanufactur als von Anfang an in Grünberg vorhanden beglaubigt?

Die Geschichtschreiber nehmen es ziemlich genau mit der Frage: Ist eine Thatsache beglaubigt? Und das mit vollem Recht! Wenn man schon täglich Gelegenheit zu der Beobachtung hat, wie der Hergang bei irgend einem Geschehnisse sich in der Weitererzählung verändert, sodas der Augen- oder Ohrenzeuge, von dem der erste Bericht ausging, sich schließlich dagegen verwahren

muß, Solcherlei erzählt zu haben, so ist die Gefahr der Entstellung bei geschichtlichen Ereignissen der Vergangenheit, die nicht sogleich aufgeschrieben, sondern Jahrhunderte lang von Mund zu Mund fortgepflanzt wurden, ehe ein Schriftkundiger sie zu Papier brachte, noch viel größer. Leider befindet sich ein sehr bedeutender Theil der Nachrichten, die wir über Ereignisse des Mittelalters besitzen, in diesem Falle. Der allgeringste Theil unserer Kenntniß dieser entfernten Zeiten gründet sich auf Urkunden von unzweifelhafter Beweiskraft, der allergrößte auf Chroniken, deren Verfasser in seltenen Fällen Zeitgenossen der Ereignisse waren, die sie niederschrieben, in den meisten vielmehr nur Berichterstatte von Ueberlieferungen, die ein oder mehrere Menschenalter hindurch von Mund zu Mund getragen worden waren. Vielleicht bestanden verschiedene Wiedergaben solcher Ueberlieferungen im Augenblick ihrer Niederschrift durch den Chronisten. Dann trat an den Letzteren die Nothwendigkeit heran, sich für die größere Glaubhaftigkeit der einen oder der andern Fassung zu entscheiden. War er ein urtheilsfähiger Mann und vom Ernst der zu treffenden Entscheidung beseelt, dann mochte er das Richtige treffen; aber wie häufig wird die Urtheilskraft versagt, der Ernst gefehlt und die Gefahr nahe gelegen haben, dem Bericht über die Vergangenheit absichtlich oder unabsichtlich eine Färbung zu geben, wie sie der besonderen Sinneart des Chronisten entsprach. Mit allen diesen Möglichkeiten ist zu rechnen, wenn heute Chroniken für Geschichtschreibung verwerthet werden, und man gelangt meist nur dann zu einem halbwegs zutreffenden und der geschichtlichen Wahrheit sich nähernden Ergebnis, wenn eine Anzahl solcher Zeugnisse miteinander verglichen und ihre Glaubwürdigkeit und Unverdächtigkeit an dem Maßstabe der wenigen vorhandenen Urkunden von unzweifelhafter Zuverlässigkeit gemessen werden.

Diese allgemeinen Bemerkungen über den Werth der geschichtlichen Zeugnisse, welche in vorliegendem und künftigen Aufsätzen benutzt werden sollen, werden am besten an zwei Beispielen aus der Geschichte Grünbergs erläutert: Wenn in einem Document, dessen

Rechtheit nach Prüfung des Pergaments, worauf es geschrieben, der anhängenden Siegel, der beigefügten Nachweise, wie es an den jetzigen Aufbewahrungsort gelangt ist, nicht angezweifelt werden kann, unter dem 28. Februar 1312 bekundet wird, daß die Stadt Grünberg bei der Erbtheilung zwischen der Wittve und den Söhnen Heinrichs III. von Bologau den letzteren zugefallen ist, so wird hierdurch „urkundlich“ erwiesen, daß zu dieser Zeit Grünberg als Stadt bestand, und es gewinnt damit an Wahrscheinlichkeit, was der zehn Menschenalter später lebende Chronist als das Ergebnis mündlicher Uebertragung betreffend die Gründung des Ortes, die Anlage des Rathhauses u. s. f. niederschreibt. Wenn dagegen eine mündliche Ueberlieferung, welche fast ebenso alt ist, ohne doch bisher einen Chronisten gefunden zu haben, berichtet, daß eine bis vor 30 Jahren auch officiell „Todtengasse“ (jetzt „Grünstraße“) genannte Straße ihren Namen der Thatsache verdanke, daß sie in der großen Pest 1349 vollständig ausgestorben sei, so wird man mangels andern urkundlichen Nachweises nicht zu dem Schlusse berechtigt sein, daß Grünberg sich damals bereits außerhalb seiner Umwallung auszubreiten angefangen habe. Man wird vielmehr höchstens schließen dürfen, daß der vorhandene Name „Todtengasse“ innerhalb der verfloßenen 500 Jahre einer ähnlichen Ursache seine Entstehung verdanke, weil Grünberg vielfach durch Pestilenz heimgesucht worden ist.

Leider hat Grünberg seinen ganzen Besitz an Urkunden in den zahlreichen Bränden verloren, denen es im Lauf der Jahrhunderte ausgesetzt gewesen ist, und wahrscheinlich befanden sich bei den im Rathhause aufbewahrten Urkunden über die Entstehung des Ortes, die Verleihung des Stadtrechtes und weiterer Gerechtfame auch manche Chronikartige Niederschriften von Zeitgenossen der Ereignisse. Rippe sagt uns nicht, woher er seine Aufzeichnungen geschöpft. Möglicher Weise entnahm er sie älteren an irgend einem sicheren Ort verwahrten Aufzeichnungen. Dies wird wahrscheinlich durch die Fülle und Bestimmtheit der Nachrichten über Wein- und Obsternten, wofür mündliche Tradition

anzunehmen widersinnig erscheint.*) Zu Anfang des 17. Jahrhunderts, wo Rippe seine Chronik schrieb, hatten die zerstörenden Brände noch nicht stattgefunden, welche nach einander die ganze Stadt und damit alle seit der letzten allgemeinen Zerstörung, d. i. seit dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts angesammelten Documente vernichteten. Die ältesten Urkunden werden schon in dem großen Brande von 1456 zu Grunde gegangen sein. Von demselben wird berichtet, daß er die ganze Stadt innerhalb der Ringmauern mit alleinigem Ausschluß der Kirche und Probsteigebäude einäscherte. 1536 am Johannestage und 1552 am Tage vor Pfingsten brannte die Niedergasse ab. 1582 am 26. Juli brach morgens 9 Uhr Feuer aus und wüthete so furchtbar, daß die ganze Stadt mit Kirche und Schulen darauf ging. Vom Rathhause blieb nur die Stube im Stadtkeller stehen. Auch die Niedergasse wurde bei diesem Anlaß wiederholt schwer heimgesucht und brannte vom alten Schießhause (das im alten Wallgraben an der Stelle lag, wo sich jetzt Schüler's und Menzel's Gärten befinden) bis zum Johanneskirchhofe ab. Bei dieser Gelegenheit wurde auch die uralte aus Holzfachwerk bestehende Kirche auf dem Johanneskirchhof vernichtet. Zwar wurden bis 1590 Kirche, Schule, Rathhaus und Kirchturm zum Theil von Grund aus neu aufgeführt, zum Theil nur renovirt; aber dieses geschah in so wenig feuerbeständiger Weise, daß schon am 25. April 1627 wiederum die ganze Stadt ohne Kirche, Schule und Pfarrhäuser und etliche Häuser über der Lunze ein Raub der Flammen wurde. Auch der Rathsturm und der Seiger soll bei dieser Gelegenheit in Feuer aufgegangen

*) Wie vom Verfasser erst während der Niederschrift dieser Aufsätze ermittelt, sind die wichtigsten Nachrichten der Rippe'schen Chronik über den Grünberger Weindau, die hier wiedergegeben sind, nahezu wörtlich übereinstimmend mit den „Annales Glogovienses“, einer Chronik, deren Original vor 10 Jahren in der Bibliothek von Schloß Fürstenstein auf- oder vielmehr wiedergefunden wurde. Dieselbe ist um 1493 zu Glogau von einem Geistlichen niedergeschrieben und wahrscheinlich als die directe oder indirecte Quelle der Rippe'schen Aufzeichnungen zu betrachten. Uebrigens muß hier gleich gesagt werden, daß, wo bisher auf Chroniken Bezug genommen ist und wo dies später geschehen wird, dies keineswegs allein der Rippe'schen Chronik gilt, welche Wolff bereits 1848, weil zum Theil vermodert, als lückenhaft erkannte.

sein, der erstere jedoch ohne zerstört zu werden. 1638 am 11. März brannten dann wiederum 50 Häuser der Niedergasse, die Scheunen ungerechnet, ab. Das schrecklichste Unglück aber kam am 24. August 1651 über die Stadt, welche einschließlich Kirche, Schule und Pfarrhäuser und der Vorstädte, mit alleinigem Auschluss der Ober-, Kraut- und Hospitalgasse, der Todten- und halben Niedergasse und weniger Häuser bei der Ziegelscheune, in Rauch aufgingen. Ueber 600 Häuser fielen dem verheerenden Elemente zur Beute. Was stehen geblieben, nämlich die Obergasse, die Krautgasse, die Hospitalgasse nebst Hospital und Hospitalkirchlein, wurde am 7. Juni 1661, einem Pfingstdienstage, durch Feuer zerstört.

Diesem Schreckensbericht gegenüber erscheint es wunderbar, daß in Grünberg irgend ein Schriftstück verschont worden ist. Den Rippe'schen Aufzeichnungen wurde das Schicksal, zu verbrennen, wohl nur dadurch erspart, daß sie sich außerhalb Grünbergs befanden, das Rippe im Frühjahr 1651 verlassen hatte.

Es darf nach dem Vorhergesagten nicht befremden, daß sich „urkundlich“ nicht ermitteln läßt, ob Weinbau und Tuchfabrikation bei Gründung des Ortes, sage gleichzeitig damit um und in Grünberg eingeführt worden sind. Selbst aus der Nachbarschaft versagen urkundliche Nachrichten über Einführung des Weinbaues vollständig, mit der einzigen Ausnahme, daß um's Jahr 1293 ein Weinberg bei Bölling (3,4 Meilen südöstlich von Freystadt) Erwähnung findet. Da man ist, soweit Urkunden in Betracht kommen, zu glauben versucht, daß der Weinbau auf den Dörfern des Grünberger Kreises sehr viel später seinen Anfang genommen hat. Denn in den künftig zu besprechenden Verträgen über die Erwerbung der Rämmereidörfer wird des Weinbaues erst in dem Lehnbriefe des letzten von Grünberg erkaufte[n] Antheiles von Lansitz vom Jahre 1543 gedacht. Indessen, je spärlicher die unzweifelhaften Beweise sind, um so reichlicher fließen die Nachrichten der Chronisten, und man wird denselben bis zu einem gewissen Grade Glaubwürdigkeit beimessen dürfen, sobald andere feststehende Thatsachen damit im Einklang sind. Solcher

Thatsachen von unbedingter, bestens beglaubigter Richtigkeit giebt es eine genügende Anzahl.

Schlesien wurde in dem Zeitraum von 1150—1300 durch Deutsche aus dem Reich in großem Umfang besiedelt. Diese Einwanderer brachten aus ihrer alten Heimath die ihnen geläufigen Beschäftigungen mit und in der neuen Heimath zur Einführung. In Franken und am Rhein blühten schon zu Kaiser Conrads I. Zeiten um 1039 Wollenweberei und Weinbau. Beide den Polen unbekanntes Gewerbe tauchen in Schlesien gleichzeitig mit der deutschen Einwanderung auf. Unter den schlesischen Fürsten zeichneten sich während des 13. Jahrhunderts die Glogauer Herzöge als besonders eifrige Colonisatoren aus. Ihnen verdankt Grünberg seine Entstehung durch Deutsche. Diese Deutschen, gleichgiltig, ob sie aus denjenigen Gegenden kamen, welche die ersten und meisten Ansiedler nach Schlesien geliefert haben oder aus benachbarten, schon längere Zeit besiedelten Gegenden, etwa aus der Lausitz oder Mark, machten keine Ausnahme von der Regel und überbrachten dem polnischen Lande zwischen Oder und Odel Wollenweberei und Weinbau als Morgengabe.

Diese Schlussfolgerungen erscheinen zutreffend und berechtigt, wenn der urkundliche Nachweis zu führen ist, daß Weinbau und Wollenweberei wirklich die unzertrennlichen Begleiter der deutschen Einwanderer waren. Wie steht es hiermit?

Das Vorhandensein folgender Weinberge in Schlesien steht urkundlich fest: Um Trebnitz zu Anfang des 13. Jahrhunderts; denn es existirt eine Winzerordnung von 1203 — wahrscheinlich die älteste ihrer Art in Schlesien —, worin Heinrich I. vorschrieb, wie oft die Winzer (*Cultores vineae*) in den Weinbergen arbeiten sollten. In Oels waren schon früh Weinberge angelegt, deren einen nach vorhandener Schenkungs-urkunde Heinrich IV. am 14. October 1280 dem Berthold Zovensachel schenkte. Ebenso gab es Weinberge bei Edwenberg, welche Herzog Bolko I. 1292 dem Kloster Grünau schenkte. Des Weinbergs bei Jödling wurde schon gedacht. Um Guben, Fürstenberg, Sommerfeld, Crossen und Frankfurt a. O. (1133, wie sein Name an-

deutet, durch Franken angelegt) sollen schon um 1154 Weinberge angelegt worden sein, was dadurch Bestätigung findet, daß Markgraf Conrad II. von der Lausitz schon 1210 den Zehnten von den Weinbergen bei Belgern und Schlabrendorf (bei Luckau) an das Kloster Dobrilugk überweisen konnte. Endlich kommen 1329 und 1335 Weinberge bei Jarischau (1 Meile nordöstlich von Striegau) urkundlich vor. Gubener Wein erscheint schon in der Zollrolle der Stadt Breslau vom Jahre 1327.

Geht man über das Jahr 1350 hinaus, so mehren sich die Beweise von vorhandenem Weinbau: 1381 kaufte Abt Johann II. von Sagan drei Morgen Weinwachs bei Germersdorf (nordöstlich von Guben), und am 29. Januar 1423 wird zuerst urkundlich des Weinbaues bei Gränberg gedacht in dem Schriftstück, worin die Herzöge Heinrich IX. und X. ihr Patronatsrecht über die Pfarrkirche zu Gränberg dem Augustinerstifte zu Sagan übergaben. Es ist darin ausdrücklich der mitabgetretenen Einkünfte von Weinbergen, die zu besagter Kirche gehören, gedacht. In Sagan war im 15. Jahrhundert bedeutender Weinbau vorhanden, nicht minder in Zällichau und Schwiebus.

Unter den ältesten urkundlichen Zeugnissen von in Schlesien vorhandener Wollenweberei seien folgende angeführt:

Der Tuchhammer in Breslau wird zuerst in der Urkunde Heinrichs IV. vom 31. Januar 1272 gedacht, da er das Meilenrecht an die Stadt verleiht.

1291 bestätigt Bischof Thomas II. dem Herzog Heinrich IV. den Besitz der Erbvoigtei zu Weidenau. Es geschieht darin außer der Mehlmühlen noch der Lohmühlen, der Gerber und Schuhmacher, der Schleifsteine und der Walkmühlen der Tuchmacher Erwähnung — „textorum que Walkmolen theutonice dicuntur.“

Volko I. verglich 1301 die Kammerherren und Tuchmacher (textores) in Schweidnitz wegen des Gewandschnittes. Es waren daselbst also Tuchhammern vorhanden.

1305 verordnet Boleslaw III., daß Niemandem in Breslau erlaubt sein soll, Tuch zu schneiden außer der

Kammer unter'm Tuchhause, weder denen in der Neustadt, noch den Nonnen, noch unter den Kramen, noch unter den Reichskrämern, noch sonst Jemandem im Breslau'schen Reichsbilde.

1310 wurde durch ein Dekret Boleslavs III. in Liegnitz festgesetzt, welche wollene Waare zu scheeren, welche nicht zu scheeren war.

1340 erlaubte Heinrich I., Herzog von Sauer, dem Erbvogt Kunschke daselbst, bei der Hausmühle noch ein Walkrad anzuhängen.

Von 1358 datirt eine sehr ausführliche Innungsordnung der Tuchmacher in Reichenbach.

1366 kaufte Löwenberg den Kammerzins unter den Tuchkammern.

Die älteste urkundliche Beglaubigung der Existenz von Tuchmanufactur in Grünberg findet sich in einer Urkunde von 1428, worin der damalige Besiz der Probstei bestätigt und u. A. ausgeführt wird das Dorf Kühnau, die Hälfte einer Walkmühle u. s. f.

Es ergibt sich aus allen diesen Zeugnissen, deren Zuverlässigkeit keinem Zweifel unterliegt, das Folgende:

Vor 1150 mangeln alle Nachrichten über in Schlesien vorhandenes Gewerbe. Von da ab bezieht sich alle Kunde über Wollenweberei und Weinbau ausschließlich auf von Deutschen angelegte oder von Deutschen bewohnte Orte. In mehreren Fällen ist die Existenz von Wollenweberei und Weinbau an denselben Orten beglaubigt. In der Folgezeit trat die Verbindung beider Gewerbe deutlicher in die Erscheinung. Sie hat bis in unsere Tage angedauert in Grünberg, Guben, Züllichau, Crossen, Schwiebus und war in nicht entfernter Vergangenheit noch vorhanden u. A. in Dels, Sagan, Freystadt, Beuthen; am letztgenannten Orte ist die Tuchmanufactur erloschen, der Weinbau geblieben.

Nachdem hiermit der Beweis geführt, daß Weinbau und Wollenweberei in der That unzertrennlich von der deutschen Ansiedelung in Schlesien waren, wird man auf dem so gewonnenen geschichtlichen Boden nunmehr den Chronisten in sein Recht treten lassen können. Wie schon angedeutet, fließt diese Geschichts-Quelle für Grünberg reichlich und es liegt nicht der geringste

Grund vor, den überlieferten Nachrichten zu mißtrauen. Eine absichtliche Entstellung der Thatfachen erscheint gerade bei diesem Gegenstande der Aufzeichnung ausgeschlossen. Man wird dem Chronisten trauen dürfen, daß er genau berichtet, um so mehr, als anzunehmen ist, daß die erste uns verloren gegangene Niederschrift, welche Rippe nur copirte, den Ereignissen ungleich näher stand. Je näher den Geschehnissen, um so glaubwürdiger sind alle Male die Berichte. Im Nachfolgenden werden wir uns also ausschließlich mit der Grünberger Chronik zu beschäftigen haben.

Die erste Kunde vom Weinbau in der Umgebung Grünbergs bringt die Chronik aus dem Jahre 1314. Damals herrschte im Lande eine pestartige Seuche, der zahllose Menschen zum Opfer fielen. Auch in Grünberg hauste die Krankheit schrecklich und veranlaßte Manche, sich aus den engen und schmutzigen Straßen auf die südlich und südöstlich der Stadt gelegenen Höhen zu retten. Dort unter Weinlauben oder Lössen sollen sie den Sommer verbracht haben und gesund geblieben sein. Zum Dank erbauten sie der Jungfrau Maria eine Kapelle auf dem Lössenz oder Lössendank genannten Berge, deren Grundmauern heute noch stehen. Daß 1314 bereits die Höhen um Grünberg mit Reben bepflanzt waren, ist eine für den Alters-Nachweis des Grünberger Weinbaus wichtige Thatfache. Es lebt nämlich in Grünberg die mündliche und glaubhafte Ueberlieferung, daß die ersten Rebenanpflanzungen nördlich der Stadt im Gebiet der Niedergärten, im sogenannten „alten Geberge“ (Geberge, weil damals wie heute zwischen niedrigen Erdwällen geborgen) stattgefunden haben. Diese Nachricht hat deshalb innere Wahrscheinlichkeit, weil die Gegend noch jetzt als das beste Weinland gilt. Man wird den eingewanderten Sachverständigen zutrauen dürfen, daß sie zunächst auf dem geeignetsten und für den Anbau bequemsten Boden Anpflanzungen machten. Erst später wurden die ungleich schwieriger als Rebenland anzulegenden Höhen bepflanzt. War nun 1314 jener südöstlich gelegene Berg Rücken bereits Weinland, dann müssen die ersten Anlagen im alten Geberge erheblich in der Zeit zurückliegen.

Dies legt wiederum Zeugniß für die Angaben der Chronik ab, daß Grünberg im ersten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts, also etwa 90 Jahre vor der Zeit entstanden ist, wo die Rebcultur auf seinen Höhen nachgewiesen wird. Wenn also Grünberg im Jahre 1850 die siebenhundertjährige Feier seines Weinbaues beging, so ist das zwar nicht streng historisch, jedoch mit Rücksicht auf das weiter oben nachgewiesene Vorhandensein von Weinbergen in der benachbarten Lausitz um's Jahr 1150 immerhin sich mit der Einführung des Weinbaus im Lande zwischen Elbe und Oder deckend. Wann die erste Rebe um Grünberg gepflanzt worden ist, wird ja immer verborgen bleiben. Die Menschen jener Tage entbehrten in der Noth und Sorge des Lebens des nach vorwärts gerichteten Blickes und dachten sicher nicht daran, für die Jahrhunderte zu schaffen, indem sie Reben anpflanzten. Es erschien ihnen klein, was wir ihnen nach 700 Jahren als eine unserm Gemeinwesen Ziel und Richtung gebende Großthat anrechnen, über deren Ursünge wir gern Näheres wüßten.

Im Nachfolgenden stellen wir die Nachrichten der Chronik über Wein- und Obstbau bis zum Anfange lichterer Zeiten, aus denen zuverlässigere Kunde fließt, nämlich bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts zusammen. Wenn auch nicht anzunehmen ist, daß diese Mittheilungen je eine gleiche Verwendung finden werden, wie ähnliche aus dem Weinlande des südlichen Frankreich, welche noch weiter zurückreichen,*) so werden sie doch die Ueberzeugung kräftigen, daß der Grünberger Weinbau nicht nur ein durch sein Alter und durch jahrhundertelange Arbeit ehrwürdiger Nahrungszweig, sondern auch es werth ist, geschützt und gefördert und zeitgemäß verbessert der Nachwelt überliefert zu werden.

*) Professor Brückner in Bern hat in einem viel von sich reden machenden Buche auf Grund der französischen Aufzeichnungen über die Weinernten, in Verbindung mit ähnlichen Aufzeichnungen, z. B. über die Ausuferungen des Rheins bei Mainz, den Wasserpiegel des Kaspiischen Meeres bei Waku u. s. f. den Beweis erbracht, daß die Witterung einer Periode von etwa 86 Jahren unterliegt, in welcher Zeit Jahre von großer Trockenheit mit solchen von großer Nässe abwechseln.

Im Jahre der ganz Europa verheerenden und ein Drittel der Bevölkerung hinwegraffenden Pest, die als „schwarzer Tod“ bekannt ist, 1349, flüchteten die Grünberger in der Erinnerung an 1314 auf die Berge. Bei dieser Gelegenheit werden zum ersten Mal die Hirtenberge erwähnt, welche heute durch die Grünbergs-
höhe gekrönt sind. Doch sollte dies Mal der Erfolg nicht der gleiche sein, wie 1314. Im Gegentheil, die Seuche folgte den Flüchtigen auch auf die Berge, und Viele starben in der Marienkapelle und blieben dort unbeerdigt liegen. Die Einwohnerzahl Grünbergs ging damals bis auf 200 herunter.

1352 war Anfang Juni scharfer Frost und großer Schnee, sodaß Korn und Wein darin begraben waren. Trotzdem blühte der Weinstock schön und schnell ab und es gab einen reichen Herbst.

Von 1412 wird berichtet, daß im Februar Alles grünte und blühte und der Wein schon im Mai abgeblüht war. Es gab bereits im September eine reiche Lese und ein sehr gutes Gewächs.

1431 gingen in Folge von Frostschaden viele Weinstöcke und Obstbäume ein. Um jene Zeit war der Anbau der Pfortsdorfer Äpfel (heute fälschlich Porsdorfer genannt) in Schlesien allgemein. Sie waren durch Mönche aus Kloster Pforta (Porta) bei Naumburg a. d. Saale eingeführt worden.

1438 hatten sich die Nebel wieder soweit erholt, daß eine reiche und gute Weinernte war. Auch 1443 wurde viel und ziemlich guter Wein geerntet, obgleich die Winter von 1439 und 1442 sehr hart gewesen waren.

1453 gab es einen besonders warmen Sommer und eine ziemlich ergiebige Weinlese; aber im folgenden Winter erfror der Weinstock größtentheils bis auf die Wurzeln herab. Auch die Nußbäume und Obstbäume wurden fast alle vom Frost getödtet.

Erst 12 Jahre später — 1466 — konnte wieder von einer Weinlese die Rede sein. In dieser Zeit gab sich der Landesherr, der edle Herzog Heinrich IX. von Glogau, die größte Mühe, geeignete Weinsorten aus Ungarn, Oesterreich und Franken herbeizuschaffen. Damals ge-

langte der Traminer, so genannt nach Tramin in Tirol, zur Einführung in Grünberg.

1470 war ein ganz besonders heißer und darrer Sommer. Im September erschien ein großer Komet, und natürlich ernteten die Grünberger guten Wein.

Auch 1471 war in dem Grade warm und trocken, daß schon um Johanni Äpfel und Birnen eingerntet wurden und man Ende August guten und ziemlich viel Wein laß. Schönes Herbstwetter hielt von Michaelis bis Ostern 1472 an.

Unter solchen Umständen wurde auch 1472 ein seltenes Jahr. Es wurde so viel Wein geerntet, daß in Grünberg, Crossen und Guben das Quart sechs Pfennig galt.

Der Winter auf 1473 war wiederum fast ohne Regen und Schnee. Im März blühten die Frucht-bäume, im Juni hatte der Wein abgeblüht. Wein war im Ueberfluß, die Weinlese war September beendet.

1478 wären im Blogau'schen Erbfolgekriege die Weingärten beinahe vollständig durch Kriegsvolk zerstört worden, wie es damals den Crossener Weinbergen erging; doch wurde das Uebelste abgewandt.

1481, 1482, 1483 war gute und reiche Weinlese, 1484 gar eine so gesegnete Ernte, daß Mangel an Gefäßen entstand und man um ein großes, leeres Faß den Inhalt eines vollen hingab, ja einen Cimer Wein für ein Ei verkaufte.

Dagegen wurde 1488 die Weinlese ganz von den Soldaten zerstört und die Weingärten zum Theil ruinirt.

Aus 1493 berichtet der Chronist, daß die Grünberger durch ein Fuder vom „Besten“ sich den Blogauer Landeshauptmann geneigt machten. Wahrscheinlich war es 1491er, der recht gut gerathen war, was von den Zeitgenossen wiederum auf Rechnung eines „träbe scheinenden“ Kometen gesetzt wurde.

Es ergibt sich aus dem Vorstehenden, daß das letzte Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts für den Grünberger Weinbau ein besonders glückliches war. Daß seine Weinberge erhalten worden, verdankte Grünberg im Wesentlichen der klugen Politik Heinrichs IX., welcher die Hussiten den Grenzen seines Fürstenthums fern zu halten

wußte. Wo die Hussiten hingekommen, waren damals auch die Weingärten zerstört worden. Dem entsprechend war der Begehr nach Grünberger Landwein größer geworden und ein lebhafter Handelsverkehr mit Wein, auch nach Polen hinein, entstanden. Um diese Zeit hat der Weinbau räumlich wahrscheinlich sehr an Ausdehnung gewonnen. Es waren auch die von der Stadt entfernteren Höhen mit Reben bepflanzt worden.*)

Vom Grünberger Obstbau ist in den Chroniken seltener die Rede, als vom Weinbau. Das wird die Aelteren unter den lebenden Grünbergern nicht überraschen, weil sie wissen, daß noch in der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts der Obstbau gegen den Weinbau in der Schätzung seiner Bedeutung für die Stadt zurücktrat. Heute ist das Verhältniß, Dank den Bestrebungen intelligenter Mitbürger, beinahe umgekehrt. Daß der Obstbau im Beginne des 16. Jahrhunderts ein namhafter gewesen, bezeugt indessen der Chronist durch die Aufzeichnung einer 4 Jahre hintereinander (1501 bis 1504) wiederkehrenden ungeheuren Raupenplage. Viele Obstbäume gingen in Folge derselben ganz ein, sodaß mancher Gartenbesitzer nicht einen übrig behielt.

Die Weinlese 1507 wird als eine gute gerühmt. Der nachfolgende Winter war ein außergewöhnlich milder, sodaß man im November reife Erdbeeren sammeln konnte. Dagegen tödtete der kalte Winter von 1513–1514 fast alle Weinstöcke und Obstbäume. In manchen Weingärten blieben nicht 2 bis 3 gesunde Stöcke übrig. Der Ertrag war auf viele Jahre dahin, aber groß die Kosten, welche auf den fast ganz neuen Anbau der Gärten verwendet werden mußten.

*) Bis vor 40 Jahren stand auf dem Hohenberg noch ein Häuschen mit Thürmchen, das nach einer Inschrift 1447 von Hohnstod gebaut worden war, einer Familie, die bis in's 17. Jahrhundert in Grünberg nachweisbar ist und der auch die Rogsche Haide ihren jezt verstümmelten Namen verdankt. — Während am 1. October 1847 alle Weinberge um Grünberg total erfroren, blieb allein der Hohenberg, dessen vierhundertjähriges Bestehen in diesem Jahre vom damaligen Besitzer, Justizrath Neumann, durch ein Weinlesefest gefeiert wurde, grün und unverfehrt.

Dies erwies sich um so schmerzlicher, als eine Reihe heißer Sommer folgten, welche erfahrungsmäßig gute Weinlesen bringen. Auch das Reformationsjahr 1517 war ein in jeder Art, den Wein ausgenommen, ergiebiges. Nach 8 vollständigen Fehlernten wurde zuerst wieder 1521 Wein gelesen. Die Blüthe begann Anfang Juni und die durch jahrelangen Fleiß wieder ausgezogenen Reben lieferten einen guten Ertrag.

Wir beschließen hiermit die Entwicklungsgeschichte des Grünberger Weinbaues, obgleich uns mehrere Aufzeichnungen aus dem 16. und 17. Jahrhundert und von 1711 ab nur durch geringfügige Lücken unterbrochene, jährliche Angaben über Wein- und Obsternten vorliegen. Das Mitgetheilte genügt zu dem Nachweise, wie zähe nicht nur unsere Vorfahren am Weinbau festhielten, sondern auch, wie recht sie daran thaten, weil früher oder später reiche Ernten der Mühe Preis waren. Es gehörte viel Muth dazu, bei der sich in längeren Zeiträumen wiederholenden Vernichtung der Reben durch Winterfröste immer wieder von vorn anzufangen. Wenn nach 1431 ganze 7 Jahre, nach 1453 gar 12 Jahre, nach 1513 8 Jahre gewartet werden mußte, ehe es wieder Wein gab, hat das heutige Geschlecht da wohl Anlaß, sich von Naturereignissen beugen zu lassen, nachdem wir seit 1840 gelernt haben, des Frostschadens Herr zu werden und kaum je in Folge davon gänzliche Fehlernten oder gar mehrjährige Pausen zu verzeichnen haben? Das Verdienst, dem Grünberger Weinbau diesen wichtigen Dienst geleistet zu haben, gebührt dem Kammermeister Johann David Fritsche, geboren zu Grünberg 1772 als Sohn des Kammerseher-Ältesten Johann David Fritsche und der Johanne Christiane Verlig. Fritsche hatte sich auf der Wanderschaft viel in der Welt umgesehen und am Rhein auch den Weinbau etwas eingehender beobachtet, als sonst wohl Kammerseher-Gesellen zu thun pflegen. Dafür war er ein Grünberger Kind und von Jugend auf für die Rebe und ihr Erzeugniß interessirt. Fritsche war ein offener Kopf, der manche gute Idee aus der Fremde heimbrachte und sie den Landsleuten vortrug, die ihm kopfschüttelnd zuhörten. Sie sühren auch noch fort, die

Köpfe zu schütteln, als Fritsche nach dem starken und offenen Frost von 1802 auf 1803, von dem es in der Chronik heißt:

„In diesem Winter hat den Grünbergern
„ein Frost einen fast unersehblichen Schaden an
„Weinstöcken und Bäumen verursacht; Millionen
„Stöcke sind erfroren und viele Tausend Bäume
„eingegangen; es werden diesen Monat (Juni)
„Proben mit Aufgraben über 1½ Ellen tief ge-
„macht, und viele Stöcke mit Keim herausgezogen,
„welche glücklich fortgehen“

selbstständig begann, die ertödteten Stöcke bis auf die Wurzel aufzuräumen und so die Neuanlage zu ersparen. Da es ihm einige Einsichtige nachmachten und da im weiteren Verlauf es sich zeigte, daß die so behandelten Weinberge Trauben brachten, während im Uebrigen die Jahre 1803, 4, 5, 6, 7 fast völlige Fehljahre waren, so besserte sich die Meinung seiner Mitbürger bezüglich Fritsches, und der „überspannte Kopf“ war auf einmal ein kluger Mann geworden, auf dessen Rathschläge man zu achten begann. Fritsche, welcher hochbetagt am 17. October 1849 starb, hatte denn auch die Genugthuung, daß bei der nächsten Wiederkehr tödtlichen Frostes im Winter 1840/41 alle Welt seinem Beispiel folgte und es so zu Wege brachte, daß bereits 1842 wieder ein reichliches Weinjahr zu verzeichnen war. Seitdem ist das Verfahren, nach tödtlichem Winterfrost die jährigen und zweijährigen Gruben aufzureißen, die gesenkten Stöcke aufzuheben, die erfrorenen entzwei zu schneiden, in der Grube aufzusetzen und neu ausschlagen zu lassen, ein ganz allgemein bekanntes und angewandtes geworden und kaum Jemand denkt noch daran, daß es bis vor wenigen Menschenaltern noch anders war. Zitternd und bebend mögen unsere Altvordern offenen scharfen Frost haben einfallen sehen in dem Gedanken, daß sie gleich für eine Reihe von Jahren um ihre Weinlese-Hoffnungen betrogen werden könnten. Wie anders heut, wie ungleich geringer der Schaden! Wahrlich, der Name des wackeren Mannes, der seiner Vaterstadt einen so großen Dienst geleistet hat, verdient in den Annalen Grünbergs und seines Weinbaues

zu dauerndem Gedächtniß verzeichnet zu werden! Das ist auch ein Beispiel von vielen, wie mit offenem Auge und regem Fleiße die 700jährige Reb-Cultur noch um Vieles gebessert werden kann!

Besonders lehrreich erscheint auch die Erfahrung, daß weder die Zugehörigkeit zu Böhmen, noch die zu Ungarn, noch später die zum österreichischen Kaiserstaat, — alle drei weinproducirende Länder — Grünbergs Weinbau beeinträchtigt haben. Gänzliche Vernichtung der Reb-cultur in unsern Gegenden ging immer nur von der rohen Gewaltthat des Menschen aus, nicht von der Natur und nicht von dem Wettbewerß sonnigerer Klimate im gleichen wirtschaftlichen Gebiet. Zwar kam den Grünbergern jener Tage in letzterem Betracht mangels schätzender Jölle der Schuß der Entfernung zu statten, welcher im Zeitalter der Landstraßen und Eisenbahnen nahezu aufgehoben ist, zwar standen ihnen im benachbarten Polen Absatzgebiete offen, die heute verschlossen sind; jedoch diesen wenigen Vorzügen vergangener Tage stehen heute so viele andere gegenüber, daß die Absatzverhältnisse von heute unendlich viel günstiger erscheinen. Der Verbrauch von Wein, im Mittelalter auf das Meßopfer, die Klöster und die Schlösser beschränkt, ist ein allgemeinerer geworden. Der Säuerling braucht nicht allein zu Eisig Verwendung zu finden. Die Sorgfalt des Pflägers, die angewendeten Lehren der Wissenschaft helfen dürftigeren Gaben der Mutter Natur in vernunft- und sachgemäßer Art nach. Die Zurückhaltung der Kohlenäure im gärenden Most schafft ein neues, vor 200 Jahren der Welt noch unbekanntes anregendes Genußmittel aus dem Saft der Traube. Vor Allem ist der Verlust des Schuges der Entfernung durch den Gewinn an Absatzmöglichkeiten in ferne Gegenden, wovon sich unsere Altvorderen nichts träumen ließen, mehr als ausgeglichen. Deshalb gäbe es nichts Verkehrteres, als den Weinbau in Grünberg aufzugeben oder sich nur mit dem Gedanken zu beunruhigen, daß die Verkehrs-entwicklung und früher oder später eintretende Zoll-ermäßigungen ihn unmöglich machen werden. Kein größeres Unrecht könnten die Grünberger sich selbst, keinen größeren Schimpf dem Andenken der Väter zu-

fügen, als wenn sie ihre Weinpflanzungen ausrotteten. Doch daran ist ja im Ernst gar nicht zu denken! Kleinmüthig haben sie sich, wie ihre Geschichte auf jeder Seite beweist, niemals gezeigt. Bestimmt ausgeprägte Charakter-Eigenthümlichkeiten einer Bevölkerung aber ändern sich selbst in Jahrhunderten nicht so leicht, und die alte Fähigkeit lebt heute wie vor Jahrhunderten in den Grünbergern: Major sum, quam cui possit fortuna nocere! Freilich werden sie dem Beispiel der Väter auch darin folgen müssen, daß sie sich Verbesserungen und Fortschritten nicht verschließen. Wie man sich nach dem großen Unglück von 1453 nach widerstandsfähigeren Rebsorten umsah und einen glücklichen Griff that, so wird man auch heute gut daran thun, Auge, Ohr und Hand offen zu halten, wo es etwas für den Weinbau zu lernen und zu verbessern gilt!

Von dem zweiten der Angebinde, womit deutsche Einwanderung das polnische Land rechts und links des Oderstroms besenkte, der Wollenweberei, enthält die Grünberger Chronik etwas ältere, weiter zurückreichende Nachrichten. Es ist schon berichtet worden, daß mit der ersten Ansiedelung im Thal der Lunze ein Schafstall verbunden war. Vermuthlich war das Material für die Wollenweberei damals so selten im Lande, daß die Colonisten daran gingen, sich dasselbe zu züchten. Die Wolle jener Tage waren noch meistens in Felle gekleidet und zogen Schafe nur, soweit sie ihrer zur Nahrung bedurften. Daß Vieh damals selten und demzufolge theuer war, beweist eine schlesische Urkunde über einen Verkauf aus dem Jahre 1297, wonach 200 Stück Schafe und 60 Rinder um 200 Mark Böhmisches Groschen, d. i. für 6250 Mark, oder bei dem heutigen mehr als 6 mal niedrigeren Geldwerthe für 37500 Mark unsers Geldes verkauft wurden. Es war also ein guter und richtiger Gedanke der ersten Ansiedler im Lunzethal, die vorgefundenen Tristen zur Schafweide zu verwerten und sich damit den Rohstoff für ihre Wollenweberei zu sichern. Daß sie dies Gewerbe auf am Orte gezüchtete Wolle gründeten, bezeugt der Chronist, indem er erzählt, 1264 sei durch eine in ganz Schlesien und Polen herrschende fürchterliche Viehseuche alles

Vieh hinweggerafft worden und die Grünberger hätten auswandern wollen, wären aber zum Bleiben bewogen worden, als ihnen durch das Kloster in Raumburg a. B. und aus Frankfurt a. O. Zuchtschafe zuzingen.

Es konnten natürlich nur kleine Anfänge von Wollenweberei sein, welche sich auf die in Grünberg selbst gezüchtete Wolle stützten. Als das Gewerbe sich ausbreitete, mögen immer größere Mengen Wolle aus den Nachbargegenden bezogen worden sein, sodas der Antheil der Grünberger Wollzucht an dem Gesamtverbrauch von Wolle in der Stadt zu einem verhältnismäßig geringen einschrumpfte. Immerhin ist es von Interesse, festzustellen, das die Schaf- und Wollzucht innerhalb Grünbergs bis in die neue Zeit eine nicht unbedeutende war. Noch um 1749 hielten die hiesigen Vorwerksbesitzer und Fleischer an 3000 Stück Schafe, und 1755 am 1. Juli wurde sogar ein Wollmarkt in Grünberg eingeführt, welcher erst im Laufe dieses Jahrhunderts eingeschlafen ist, weil in der Stadt die Wollzucht nachgelassen hatte und die Nachbarschaft bessere Rechnung beim Verkauf ihrer Wollen auf größeren Märkten fand.

Mit der Erhebung Grünbergs zur Stadt und der Begabung mit deutschem Recht wurde auch das Zunft- und Innungswesen geregelt. Gewis ist, das dies unter Heinrich III. an der Wende des 14. Jahrhunderts geschah. Die Zünfte sind auch in Altdeutschland erst im 13. Jahrhundert entstanden. Ihre schnelle Einführung in Schlesien bezeugt die Fortdauer enger Beziehungen mit dem Mutterlande und die Förderung und Fürsorge, welche die piastischen Fürsten den deutschen Einwanderern zu Theil werden ließen. Wie die Innungsordnung in Grünberg gelautet, davon enthält die Chronik nichts. Man darf von Chroniken nicht mehr erwarten, als die kurze Angabe der Geschehnisse; für Gesetze und Verwaltungseinrichtungen ist man auf Urkunden angewiesen, die aus angegebenen Gründen in Grünberg verloren gegangen sind. Man wird aber nicht fehlgehen in dem Schlusse, das die Grünberger erste Innungsordnung etwa der vor 1335 in Reichenbach erlassenen gleichartigen Festsetzung ähnlich gesehen haben wird. Einige die Wollenweber betreffende Stellen derselben lauteten:

„Wer Meister werden oder das Handwerk lernen
 „will, der soll dazu greifen zwischen Weihnachten und
 „Maria Lichtmeß, zur andern Zeit des Jahres nicht.
 „Käme aber ein Biedermann aus einer andern Stadt,
 „der sich dort ehrlich und redlich gehalten hätte und
 „Meister gewesen wäre und er unsern Bürgern anständig
 „ist, den wollen wir gern als Meister annehmen, zu
 „welcher Zeit des Jahres es sei u. s. f.

„Wer da schlagen (d. i. Wolle zurichten, krämpeln)
 „lernet, der soll ein Jahr lernen. Wer da wirken
 „lernet, der soll 3 Jahre lernen u. s. f.

„Wer in eines Meisters Werk tritt zu krämpeln,
 „erhält vor 14 Stück 2 Gröschel, für Lucerne (?) vom
 „Stein 4 Pfennige, für blau Remmyn (?) vom Stücke
 „3 Heller; welcher ein blau Gewebe kämmet (rauhet),
 „vom Stück 2 Heller, vom weiß kämmen für 2 Stück
 „3 Heller. Wer schmaler scheert als 38 Gänge, der
 „gebe 6 Gröschel für's Wirken, zu 40 Gängen 15 Pfennig
 „u. s. f. Von Sanct Michaelis bis Weihnachten er-
 „höhe man den Lohn mit 2 Pfennig. Für Weichauung
 „eines Farbetuches 16 Pfennig, eines Heferlings (?)
 „2 Gröschel u. s. f. Für's Scheeren eines Tuches, das
 „man an den Ecken bortet 3 Pfennig, bortete man es
 „überall 4 Pfennig u. s. f. Aus dunter Wolle soll
 „Niemand auf den Kauf wirken u. s. f. Auch soll
 „Niemand braune Wolle zum Farbtuch mengen. Auch
 „soll Niemand mit Vorwasser (ausgefärbte Flotte)
 „färben, es wäre denn zu eigenem Gewand.

„Wer Wolle in Leinenwerft wirft, der hübe es den
 „Meistern. Wer Flockentuch (Tuch aus Rauflocken?)
 „macht, das soll man achten für einen Betrug u. s. f.“

(Zum Verständniß des Geldes jener Tage sei hier
 kurz erwähnt: 1 Mark böhmische Groschen war in
 heutigem Gelde = ca. 31,20 Mark. Sie zerfiel in
 4 Vierdung zu 12 Groschen zu 12 Pfennige zu 2 Heller.
 Ein Groschen war also = ca. 0,65 Mark, ein Pfennig =
 ca. 5¹/₂ Pfennig unseres Geldes, 1 Heller = 2³/₄ Pfennig.
 Demnach war z. B. das Weblohn für ein Stück zu
 40 Gängen wie oben = 82¹/₂ Pfennig. Da aber der
 Geldwerth — am Getreidepreise gemessen — etwa
 6 mal höher war, wie heute, so stellt sich das Weblohn

für's Stück auf 4,95 Mark, was keineswegs billig erscheint, wenn man eine Stücklänge von 12—16 Metern annimmt.)

In Grünberg gab es nur vier geschlossene Innungen: die Tuchmacher, welche zu allen Zeiten als die älteste und bedeutendste Zunft anerkannt worden sind, die Fleischer, Bäcker und Schuhmacher. Wer in die Tuchmacher-Innung eintreten wollte, mußte $\frac{2}{3}$ Mark Groschen Polnischer Zahl erlegen, Meistersthöne die Hälfte, sonst Einheimische $\frac{2}{3}$ dieses Betrages. Wer Meister wurde, hatte 1 Pfd. Wachs an die Kirche zu geben. Abweichend von anderen schlesischen Städten gab es in den Städten des Fürstenthums Glogau keine Tuchkammern oder Gewandschneider, weil den Tuchmachern der Ausschritt allein zukam. Diese Einrichtung hat ganz außerordentlichen Einfluß auf die Entwicklung der Tuchmanufactur in den verschiedenen Städten gehabt. Während in Grünberg z. B. bis tief in das 18. Jahrhundert hinein kein Zwischenhandel in Tuch bestand noch bestehen konnte, hatte sich in Görlitz auf Grund einer vom Markgrafen Hermann von Brandenburg 1301 erlassenen landesherrlichen Bestimmung eine Trennung des Gewandschnittes von der Tuchweberei vollzogen. Nur den Kaufleuten und Inhabern des Gewandschnittrechtes war der Tuchverkauf gestattet. 1351 bestanden schon 18 solcher Gerechtfame. Hierdurch wurde mehr zum Vortheil als zum Nachtheil der Görlitzer Fabrikanten eine Arbeitstheilung vermittelt, die im weiteren zur großen Ausdehnung des Tuchabfages, namentlich über Krakau nach dem Orient, führte. Der hoch entwickelte Zwischenhandel in Görlitz ruht auf dieser geschichtlichen Grundlage.

Für den flandrischen Ursprung der schlesischen Wollenweberei sprechen auch einige sprachliche Erwägungen, die vielleicht nicht ohne Interesse sind. Ein „vlämischer“ Kerl, ein „vlämisches“ Gesicht ist noch heute ein im Lande viel gebrauchter Ausdruck. Vor Allem aber sind die technischen Ausdrücke der Tuchmanufactur mit den am Niederrhein gebrauchten übereinstimmend. Für den Aufzug braucht man hier wie dort „Kette“ oder „Werste“, in Süddeutschland dagegen

„Zettel“, und Ausdrücke wie „Zempel“ für Spannstab, „Spule“, „Noppen“, „Drümer“ sind Rheinländern und Schlesiern gleich verständlich, während sie Oesterreichern, Süddeutschen und Schweizern erklärt werden müssen.

Aus dem 14. Jahrhundert lauten die Nachrichten der Chronisten über die Entwicklung des Gränberger Handwerks nur äußerst spärlich. Es läßt sich nur mittelbar auf dessen gedeihlichen Fortgang schließen. Denn, wie in einem späteren Abschnitt des Näheren darzulegen, fanden die Gränberger zu Anfang des folgenden Jahrhunderts ihren Nahrungsstand so verheißungsvoll entwickelt, daß sie Grundbesitz zu erwerben beschloßen und mit Erwerbung des Dorfes Sawade den Anfang machten, worauf bald weitere Ankäufe folgten. Wenn zu diesem Aufschwung der Stadt auch wesentlich die Vortheile beigetragen haben mochten, welche aus der Begabung mit deutschem Recht und mancherlei Gerechtsamen flossen, so wäre er doch undenkbar, wenn nicht gleichzeitig die beiden Hauptnahrungsquellen der Stadt, Weinbau und Tuchmanufactur, sich in guter Ergiebigkeit befunden hätten. Daß dem so war, ist zu nicht geringem Theil dem guten Regiment zu danken, welches die Herzöge von Glogau mit wenigen Ausnahmen führten. Bei der Erbtheilung der Söhne Heinrichs III. war 1318 Gränberg von Glogau getrennt und mit Sagan vereinigt worden; doch erbte sein neuer Herr Heinrich IV. 1331 Glogau von dem kinderlos verstorbenen Bruder Primislaw wieder, allerdings um es nach kurzer Zeit an den König von Böhmen zu verlieren. Erst Heinrich V. (1342—1369) besaß das ganze Fürstenthum wieder. Er war ein wackerer Herr, der in seinem Lande streng auf Ordnung hielt, dem Adel den Daumen auf's Kluge drückte und ihm nicht gestattete, die Städte durch Fehden zu plagen und die Straßen unsicher zu machen. Die dankbare Nachwelt gab ihm den Namen des Eisernen. Unter ihm wurde Gränberg auf kurze Zeit (von 1361—1365) eine herzogliche Residenz, nämlich dem Herzoge Johann von Steinau, welcher sein Land an Heinrich V. abgetreten, auf Lebenszeit als Residenz angewiesen. Als Heinrich V. starb, regierten seine jungen Söhne Heinrich VI., VII.

und VIII. zunächst gemeinschaftlich bis 1381, dann trat nach piastischem Hausgesetz eine Theilung ein, in Folge deren Grünberg, Freystadt und Sprottau an Heinrich VIII. fielen. Unter der Herrschaft dieses lebenslustigen Fürsten, der nach dem Tode seiner beiden Brüder 1394 den ganzen Besitz seines Vaters wieder vereinigte, kam Grünberg zu besonderen Ehren. Er nannte sich gern und ließ sich gern „Herzog von Grünberg“ nennen, sei es, daß er für Grünberg eine besondere Vorliebe hatte oder daß diese Stadt unter den Dreien, die er zuerst besaß, die vornehmste war. Wahrscheinlich fühlte sich der joviale, heitere Fürst, der den Becher ebensowenig verachtete, wie das Waffenspiel, in seiner Weinstadt Grünberg besonders wohl. Leider starb er in den besten Mannesjahren 1397, beim Turnier tödtlich verwundet, mit Hinterlassung einer bedeutenden Schuldenlast, die seine Wittve Katharina zu strenger Sparsamkeit nöthigte. Unter der Leitung des zum Vormund der jugendlichen Herzöge verordneten rechtschaffenen Herzogs Rupprecht II. von Biegnitz gelang es die Schulden zu tilgen. Städte und Weichbild Freystadt und Grünberg waren der Herzogin-Wittve als Leibgedinge überwiesen und hierdurch — wiederum ein Glücksfall für Grünberg — bis zu ihrem Tode 1422 den Streitigkeiten entrückt, die alsbald unter den mündig gewordenen 4 Brüdern, welche bis 1413 gemeinsam regiert hatten, entbrannten. Ein neues Glück für Grünberg war es, daß es bei der endgiltigen Erbtheilung nicht dem ältesten Sohne Johann zufiel, der in der Folgezeit so grausam über Sagan herrschte und dem sein Sohn Johann II. folgte, dessengewaltthätigen Charakter die Grünberger am Schluß des 15. Jahrhunderts noch kennen lernen sollten. Damals aber, nach dem Tode Katharina's, fiel Grünberg ebenso wie Glogau an Heinrich IX., (dessen Bruder Heinrich X. der Mutter bald in's Grab folgte) und gewann mit ihm einen Landesherrn, unter dessen langer und geeigneter Regierung (bis 1467) es sich fortschreitenden Wohlstandes erfreuen sollte, soweit nicht Krieg, Pestilenz und Elementarereignisse die besten Absichten des Fürsten und die tüchtigsten Anstrengungen der Bürger vereitelten.

Es war nöthig, in flüchtigen Umrissen diese politischen Verhältnisse zu skizziren, um die Entwicklung zu verstehen, welche Grünberg und sein Hauptgewerbe im 14. und 15. Jahrhundert nahmen.

Da ihm im Großen und Ganzen während des 14. Jahrhunderts der Frieden erhalten worden war, wodurch Grünberg sich vortheilhaft nicht nur von zahlreichen andern Städten der benachbarten Fürstenthümer, ja selbst von andern Städten des Glogauer Fürstenthums unterschied, so ist ein starkes Anwachsen seiner Bevölkerung und eine außergewöhnliche Hebung seines Wohlstandes in dieser verhältnismäßig glücklichen Zeit leicht erklärlich. Es mochte sich im Lande die Kunde verbreitet haben, daß die Herzöge von Glogau mit starker Hand zu regieren und Handel und Gewerbe zu schützen verstanden. Das genügte, um die Städte des Fürstenthums zu Anziehungspunkten für minder gut regierte Unterthanen zu machen, und da zu jener Zeit, Dank dem Colonisationselber der piastischen Fürsten, noch keine künstlichen Hindernisse für Wegzug und Einwanderung geschaffen waren, so konnte die günstige Wirkung einer namhaften Bevölkerungszunahme nicht ausbleiben. Als eine Gunst der Vorsehung für Grünberg ist ferner hervorzuheben, daß es von einer Seuche, welche Glogau, Beuthen, Freystadt und Sprottau im Jahre 1395 verheert und am erstgenannten Orte 2000 Opfer gefordert hatte, gänzlich verschont blieb.

Von einer tüchtigen Entwicklung Grünbergs und seiner Tuchmacherei spricht denn auch die schon erwähnte Urkunde von 1428, aus welcher erhellt, daß die Wasserkräfte der Lunze bereits in gehöriger Benutzung zum Betriebe von Walk- und Mahlmühlen waren. Aus der Erwähnung der „letzten Mühle“ scheint hervorzugehen, daß sogar die heute „weite Mühle“ genannte Anlage schon bestand. Eine Stadt, welche das Bedürfnis mehrerer Mühlen hatte, konnte nicht unbedeutend sein; Grünberg muß damals schon eine Bevölkerung von mehreren 1000 Seelen gehabt haben. Diese Aufwärtsbewegung des Grünberger Gemeinwesens sollte noch ein weiteres Menschenalter anhalten.

Es ist schon bei anderer Gelegenheit hervorgehoben worden, daß Heinrich IX. kluge Politik die Hussiten fernzuhalten wußte. Während die 11 Jahre von 1430 bis 1441 wahre Schreckensjahre für Schlesien waren, litten die Länder Glogau'schen Fürstenthums weniger. Mindestens herrschte hier größere Sicherheit vor menschlichen Unbilden, wenn auch die schon früher erwähnten Elementarereignisse von 1431 schweren Schaden stifteten. Diese verhältnißmäßige Sicherheit mochte ein neuer Antrieb für die Bewohner der von den Gräueln des Hussitenkrieges, von inneren Fehden und Räubereien heimgesuchten Nachbarländer sein, sich in die friedlicheren Gauen des Glogauer Fürstenthums zu retten. Unter solchen Umständen konnte sich Grünberg, obgleich es durch Hungerstoth und Seuchen (1433 - 1440) auch viel in dieser letzten schweren Zeit gelitten, schneller wieder erholen. Seine Erwerbszweige befanden sich eher im Fortschritt als im Rückschritt. Bezüglich des Weinbaues ist die günstige Einwirkung der Verhältnisse schon nachgewiesen worden. Die Tuchmacherei ging gut, denn die Concurrenz war verringert. Fast alle Städte in Schlesien und in der Lausitz, welche sonst Wollenweberei trieben, waren durch die Hussiten verbrannt und verwüstet. Da konnte es nicht Wunder nehmen, daß sich vermehrte Nachfrage in Grünberg einstellte, dessen Manufacturen nicht zerstört worden und im Aufblühen begriffen waren. Es müssen dies Jahre erfreulicher Entwicklung der Stadt gewesen sein. Daß in dieser Zeit erbaute Thürmchen auf dem Hohenberge ist gewissermaßen ein Wahrzeichen dieser glänzenden Epoche. Auch später äußerten sich glückliche Zeiten durch Schmuck der Höhen. Leider sollten bald, noch zu Lebzeiten Heinrich IX., Ereignisse eintreten, welche dem aufstrebenden Gemeinwesen grausam zusetzten und für längere Zeit seine Entwicklung rückläufig machten. Hiervon wird an anderer Stelle ausführlicher die Rede sein. Der Wendepunkt ist etwa auf's Jahr 1450 zu setzen!

3. Grünbergs Kirchen und Thürme, Befestigungen und Friedhöfe.

Nach einer Sage soll an der Stelle, wo sich heute das Wennrich'sche Haus an der Niederstraße erhebt, ein heidnischer Tempel gestanden haben, welcher durch einen unterirdischen Gang mit dem Rohrbusch verbunden war. Diese Sage hat zur Voraussetzung, daß die Umgebung der Stadt schon lange vor der Zeit bewohnt war, wo Grünberg als Ort angelegt wurde, ja noch vor der Zeit, wo das Christenthum in Schlesien zur Einführung gelangte, also vor dem 10. Jahrhundert. Daß zur Zeit, wo Grünberg entstand, die Umgegend bewohnt war, ist unzweifelhaft. Schon die Anlage eines Kretschams als eines der ersten Häuser des neuen Ortes beweist, daß man auf die Rundschaft bewohnter Umgegend rechnete. Und wenn auch alle Urkunden über das Bewohntsein dieses Landstriches vor der Einführung des Christenthums schweigen, so reden um so überzeugender andere Zeugnisse. Eine große Reihe von Urnensunden in der Nachbarschaft Grünbergs — bei der weiten Mühle, bei Lawalldau, an der Nordostseite des Ziegelbergs — widerlegen alle Zweifel daran, daß die Gegend schon um eine Zeit bewohnt war, die wahrscheinlich Jahrhunderte vor der Einführung des Christenthums zurückrechnet. Die Möglichkeit, daß die oben erwähnte Sage Wahrheit kündet, ist also vorhanden. Sie wird verstärkt durch die uralte Ueberlieferung, welche sich an die im Volksmunde unvertilgbar fortlebende Bezeichnung einiger Gehöfte am Südabgange des Ziegelbergs als „Dom“ oder „Thum“ knüpft. Wir haben uns schon früher gegen eine zu weit gehende Werwerthung dieser Ueberlieferung ausgesprochen; aber die Erwägung ist doch nicht abzuweisen, daß eine vom Volksmunde Jahrhunderte lang festgehaltene Bezeichnung sich nur dadurch erklären kann, daß auf der so benannten Stelle einst das polnisch „Dom“ genannte Haus eines Häuptlings oder Supans gestanden hat. Die in geringer Entfernung hiervon vor etwa 100 Jahren entdeckte heidnische Begräbnißstätte bildet ein weiteres

Glied in der Kette der Möglichkeiten, daß die Sage an Thatsachen anknüpft. Erstreckte sich der Rohrbusch, wie wahrscheinlich, früher bis an den Ziegelberg, so ist ein unterirdischer Gang vom bezeichneten Orte des heidnischen Heiligthums bis nach dem nahen Busch so unmbglich nicht. Gänge solcher Art sind nachweislich häufig von heidnischen und christlichen Priestern zur Rettung aus Gefahr angelegt worden. Ist nun aber, wie von glaubhaften Personen versichert worden ist, der aus einem jetzt verschütteten Brunnen auf dem Wennrich'schen Grundstück in den Berg führende Gang noch im Lauf dieses Jahrhunderts gesehen, sein Vorhandensein und seine Richtung durch Stangen festgestellt worden, so gewinnt die Sage an Glaubhaftigkeit.

Allerdings wird es immer zweifelhaft bleiben, ob diese unterirdische Verbindung von den Priestern Zernehogs oder von den frommen Vätern angelegt wurde, welche nach der Einführung des Christenthums Gottesdienst in einem Kirchlein hielten, das mit voller Gewißheit auf der Stelle, wahrscheinlich auf den Grundmauern des Wennrich'schen Hauses am alten Johanneskirchhof, stand und nachweislich erst 1582 bei dem großen Brande zerstört wurde. Der über diese Feuersbrunst berichtende Chronist spricht von dem aus Holz gebauten, mit Ziegeln ausgeflochtenen Kirchlein, worin auch Glocken gewesen. Die Anhänglichkeit der Grünberger an diese älteste Stätte ihrer Gottesverehrung war so groß, daß solche nach 1619 wiedererrichtet und 1623 mit einer der alten Kanzeln der Pfarrkirche ausgestattet wurde. Zum zweiten Mal wurde sie dann wahrscheinlich in dem großen Brande 1651 vernichtet, um nicht wieder zu erstehen. Wann das Kirchlein erbaut oder, falls die Sage einen Kern von Wahrheit hat, aus einem Heidentempel in ein christliches Bethaus umgewandelt wurde, darüber bestehen nur Vermuthungen. Aller Wahrscheinlichkeit nach unterzogen sich die Chorherren des 1217 zu Raumburg a. Ober gegründeten Augustiner-Klosters der Seelsorge in der Nachbarschaft und errichteten in pflichtmäßiger Sorge für ihre Schäflein die Kapelle an der sanft ansteigenden Erhebung, deren Südostseite die alte polnische Ansiedelung trug. Sie benannten dieselbe

nach dem alten Schuttpatron Schlesiens, Johannes dem Täufer, und legten daneben einen Kirchhof an, welcher bis heutigen Tages den Namen Johanneskirchhof führt. Hier mögen die Klostergeistlichen zuweilen Gottesdienst gehalten, auch später einen Messpriester angestellt haben, als die Entstehung des deutschen Ortes in der nächsten Nähe die Einrichtung regelmäßigen Gottesdienstes empfahl. Es liegt nahe, daß in diesem Verhältniß Wandel eintreten mußte, als Grünberg sich vergrößerte, sich mit Wall und Graben umgab und ein größeres Gotteshaus innerhalb seiner Umwallung zu besitzen wünschte. Eine Kirche erschien damals als das vor Allem Nothwendige, sobald ein Ort auch nur zu einiger Bedeutung kam. Da um die gleiche Zeit (1284) die Verlegung des Naumburger Klosters nach Sagan stattfand, mag auch dies zu einer Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse angetrieben haben.

Wann die Grünberger Pfarrkirche erbaut worden ist? Diese Frage hat vor 40 Jahren zu einer Preßfehde Anlaß geboten, in der manchmal recht großes Geschick aufgefahren wurde. Uns, die wir ganz unbefangenen zu der Frage stehen, wird es erlaubt sein, den besten vorgebrachten Gründen Beweisraft zuzuerkennen und uns für die Ansicht zu entscheiden, daß die Pfarrkirche nicht zwischen 1372 und 1394, sondern, wie die Chroniken nahezu übereinstimmend berichten, ganze hundert Jahre früher, zwischen 1272 und 1294 erbaut und alsbald der 1267 canonisirten vaterländischen Heiligen, Hedwig, Urgroßmutter des Landes Herrn, Heinrichs III., geweiht worden ist. Für die frühere Entstehung sprechen zunächst die nämlichen Gründe, welche im Abschnitt über den Ursprung Grünbergs für dessen höheres Alter angeführt sind. Es ist ganz unwahrscheinlich, daß eine Stadt, die mindestens 1315 schon deutsches Recht besaß, in der Johann von Steinau 1361—1365 residirte, sich bis 1372 mit dem Kirchlein vor dem Thor begnügt haben soll, in einer Zeit, wo jedes große Dorf eine Ehre darin suchte, eine Pfarrkirche zu besitzen. Wäre noch irgend ein Zweifel gestattet, so würde ihn eine Urkunde entkräften, enthaltend das End-Urtheil des Cardinals Peter über den Streit zwischen den Parochial-Geistlichen

Schlesiens wider den General und die Geistlichen des Minoriten-Ordens, welche sich die Seelsorger-Rechte der ersteren angemacht hatten. In dieser aus Avignon d. 14. Januar 1376 datirten, für schlesische Geschichte höchst bedeutungsvollen Urkunde werden im Grünberger Sprengel, Archidiaconats Glogau, siebzehn Pfarreien angeführt: 1) Gruninberg, 2) Buchwaldisdorf (Buchelsdorf), 3) Larenwald (Lawalldau), 4) Rysselin (Kessel), 5) Dostkow (Droschkau), 6) Loz (Loos), 7) Milcz (Milzig), 8) Warthenberg, 9) Nicceras (Nittzig), 10) Friedrichsdorf, 11) Drentkow, 12) Martinivilla (Güntersdorf?), 13) Herrmannivilla (Hermsdorf), 14) Swidnicz, 15) Lechniz (Lättniz), 16) Slon (Schloin), 17) Zunsdorf (Jonasberg), wonach der Pfarrer zu Grünberg schon als Erzpriester über diese Kirchen das Aufsichtsrecht geführt zu haben scheint. Und dieser übergeordnete Erzpriester sollte sich in Grünberg nur mit einem winzigen Kirchlein beholfen haben? Das ist um so weniger glaubhaft, als ferner urkundlich feststeht, daß die geistlichen Functionen des Grünberger Erzpriesters 1382 und 1388 schon so umfangreich waren, daß wenigstens 2 Altaristen — Hilfsgeistliche — angestellt werden mußten. Es mußten also außer dem Hauptaltar noch 2 besonders fundirte Altäre vorhanden sein. Diese unleugbaren Beweise für das höhere Alter der Grünberger Pfarrkirche und ihre Entstehung gleichzeitig mit dem ersten Emporblühen Grünbergs zur Stadt können auch durch den Hinweis nicht entkräftet werden, daß der gotbische Spizbogen, wie er sich an den älteren unverstümmelten Theilen der Kirche vorfindet, im dreizehnten Jahrhundert noch keineswegs so allgemein gewesen sei, um in einer Provinzialkirche Anwendung zu finden. Abgesehen davon, daß um die Mitte des 13. Jahrhunderts die herrlichsten Denkmäler gotbischer Baukunst entstanden sind und der Spizbogen an zu dieser Zeit gebauten Kirchen zu Brieg und Löwenberg Anwendung gefunden hat, bliebe der Beweis zu erbringen, ob die vorhandenen Spizbogen wirklich von dem ursprünglichen Bau der Kirche übrig geblieben sind. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß von dem ursprünglichen Kirchengebäude, außer den Mauern bis

etwa zu den Fenstern hinauf, sich nichts unverstümmelt mehr vorfindet, denn die Kirche ist, wie im Weiteren mitzutheilen, mehrere Male durch Feuer zerstört worden.

Es ist somit als hinreichend beglaubigt zu betrachten, daß die Grünberger Pfarrkirche zwischen 1272 und 1294 gebaut worden ist. Daß es so langsam damit ging, mochte theils an dem schlechten, sumpfigen Baugrunde, theils an der Armuth des jungen Gemeinwesens liegen, das so schnell nicht die nöthigen Mittel schaffen, vielleicht auch nicht die erforderlichen Ziegel brennen konnte. In jedem Falle hat der Landesherr an dem frommen Werke mitgeholfen und das Beste gethan. Dies beweist schon der uneingeschränkte Gebrauch des Patronatsrechts in den Händen der Herzöge von Glogau.

Vom Ende des 14. Jahrhunderts ab sind die Namen der Grünberger Pfarrer fast ohne Ausnahme bekannt. Zum ersten Mal begegnen wir dem Namen eines solchen in einer Urkunde vom 10. Februar 1382. Er hieß Niclas und war des Schulzen in Jetschau Sohn. In Urkunden von 1388 und 1393 werden als Altaristen in Grünberg Nicolaus des Schulzen von Schmarse Sohn und Paul Gohwin benannt. Einer Familie, die im Grünberger Gebiete ansäßig war, muß Peter Gunzel angehört haben, der zwischen 1388 und 1393 Pfarrer in Grünberg wurde. Er besaß halb Sawade, welches er wohl nicht gekauft, sondern ererbt hatte. Wir werden diesem Mann später noch bei dem ersten Landerwerb durch die Kämmerer begegnen. Der Antheil von Sawade muß sein Privateigenthum und nicht der Kirche gehörig gewesen sein, denn sonst hätte er denselben nicht so ohne Weiteres an die Stadt Grünberg verkaufen können. Gunzel's Nachfolger in der Grünberger Pfarre war Georg Kreckwitz, der alten adeligen Familie gleichen Namens angehörig. Von ihm vorbereitet, vollzog sich eine für die Folgezeit höchst bedeutsame Aenderung in den Verhältnissen der Grünberger Kirche. Am 29. Januar 1423 urkundeten nämlich die Herzöge Heinrich IX. der Ältere und Heinrich X. der Jüngere von Glogau, daß sie und von wegen ihrer verstorbenen Mutter Katharina ihr Patronatsrecht über die Pfarrkirche zu Grünberg dem

Augustiner Chorherrenstifte zu Sagan übergeben hätten, ihnen auch das Patronatsrecht über die in derselben vorhandenen 8 Altäre verschaffen wollten (was in der Folge geschah); dagegen sollte der Abt acht Brüder seines Stiftes bei der Kirche zum Gottesdienst anstellen. Die Schenkung wurde wenige Tage später vom Bischof Conrad von Breslau und am 2. April 1427 durch Papst Martin V. bestätigt. In derselben sind zwar alle Einkünfte von Weinbergen, Aedern, Mühlen, Zinsabgaben, die zur Kirche gehören, dem Saganer Stift überwiesen; es ist aber auffallend, daß kein Dorf als ein Besitztum der Probstei bezeichnet wird, da es gewiß ist, daß Kühnau ihr schon früher gehörte, weil keine Spuren für den späteren Erwerb und doch, wie wir früher gesehen haben, Beweise vorhanden sind, daß es 1428 der Probstei gehörte!

Der erste vom Augustinerstift an der Pfarrkirche zu Grünberg angestellte Pfarrer, welcher den Titel Probst führte, war Johann von Hainau. Von da ab bis zur Reformation waren die Geschehnisse der Grünberger Probstei unlöslich mit der wechselvollen Geschichte des Saganer Stiftes verbunden. Der Erwerb der Grünberger Probstei an sich war ein politischer Schwachzug des Saganer Abtes Heinrich von Leßlau gegen den tyrannischen Saganer Herzog Johann I., vor dessen Bedrückungen und Verfolgungen er sich und seinen Conventualen in dem milder regierten Glogauer Fürstenthum eine Zufluchtsstätte sichern wollte. Und die Wittve Heinrichs VIII. sowie ihre genannten beiden Söhne waren dem Abt um so mehr nach Wunsch, als sie ihm dankbar für seine Unterstützung in den Erbfolgestreitigkeiten sein und einräumen mußten, daß er durch seine ihnen freundliche Haltung sich den schweren Zorn des Saganer Herzogs zugezogen hatte. Die Grünberger Probstei ist in der weiteren Entwicklung der fast unaufhörlichen Streitigkeiten zwischen Fürst und Stift auch wiederholt eine sichere Zufluchtsstätte verfolgter Chorherren gewesen; doch würde es zu weit führen, an dieser Stelle auf die Ereignisse einzugehen, welche ein Bild von roher Vergewaltigung und großer Sittenlosigkeit widerspiegeln, in dem es nur wenige Lichtpunkte giebt

Neußerlich hatte die Pfarrkirche durch einen 1419 stattgefundenen Brand und darauf folgenden Wiederaufbau Veränderungen erfahren. Die hieraus erwachsenden Kosten mögen auf den Abschluß mit dem Saganer Stift auch beschleunigend eingewirkt haben. Ein Brand, der 1456 die innerhalb der Ringmauern gelegene Stadt verzehrte, hatte Kirche und Probsteigebäude glücklicherweise verschont.

Die mit Erwerbung der Grünberger Probstei verbundene Absicht der Saganer Äbte, sich für alle Fälle eine Zufluchtsstätte außerhalb der Grenzen des Herzogthums Sagan zu sichern, führte im Weiteren folgerichtig dahin, diesen Besitz zu vergrößern und gegen alle Stürme der Zeiten mit Zuwendungen verschiedener Art und Land auszustatten. Wir erwähnten oben schon, daß Kühnau vor 1428 bereits Eigenthum der Probstei war. Denn in diesem Jahre erwarb letztere von Schenk Heinrich von Landsberg noch Wittgenau, und die von Heinrich IX. gewährte Bestätigungs-Urkunde dieses Kaufes bestätigt auch alle übrigen zur Probstei gehörigen Güter und Einkünfte und dabei ausdrücklich den Besitz von Kühnau. Von 1433 datirt ein im Original noch vorhandener Verreibrief der Schöffen von Schwiebus, kraft dessen Nickel Grosse zu Wittgenau und seine Frau der Probstei zu Grünberg von ihren Aekern bei Wittgenau 1 Hufe (= 30 Morgen) auflassen, wie es scheint geschenkweise. Endlich ist im Lauf des 15. Jahrhunderts, wahrscheinlich um 1470, auch ein Theil von Polnisch-Kessel in den Besitz der Probstei übergegangen, vermuthlich als Vermächtniß eines Herrn von Waldau. Urkundlich wird dessen zuerst 1504 erwähnt. Das betreffende Schriftstück, womit die genannten 3 Dörfer vom Grünberger Probst Georg Müller dem Nicolaus Sattler, Pfarrer von Gubrau und Domberr von Glogau, wegen 200 dem Saganer Abt bereits bezahlter ungarischer Gulden (Dufaten) verpfändet werden, ist zugleich ein Zeugniß für die Geldverlegenheit des Saganer Stifts und die Hilfe, welche vom Grünberger Besitz erwartet und geleistet wurde.

Das Saganer Augustinerkloster hatte an der Wende

des 16. Jahrhunderts mehrere Aebte, welche durch Verschwendung und Mißverwaltung das Stift in Schulden stürzten. Was aber schlimmer war als dies, das Ansehen des Stiftes hatte je länger je mehr verloren. Streitigkeiten und Hader zwischen den Aebten und ihren Conventualen nahmen kein Ende. Als 1521 während einer 3 Monate lang in Sagan herrschenden Pest, der 500 Menschen zum Opfer fielen, die Klosterwirren so groß geworden, daß der jähzornige Abt Christoph Mehil seine Würde niederlegte und sich auf die Probstei Raumburg a. B. zurückzog, da mögen große Hoffnungen auf seinen Nachfolger Paul Lemberg gesetzt worden sein, welcher vom Convent durch Mehrheit der Stimmen in rechtmäßiger Weise gewählt und im Juli 1522 durch den Breslauer Bischof bestätigt wurde. Es war ein wunderbares Verhängniß, daß gerade dieser Abt, von dem man sich großer Dinge zur Wiederaufrichtung des Klosters versah, die Art an die Wurzeln von dessen Existenz legen sollte. Paul Lemberg war als eines wohlhabenden Tuchmachers in Sorau Sohn um 1480 geboren, und als 18jähriger Jüngling in das Augustiner-Chorherrenstift zu Sagan aufgenommen worden. Seine hervorragenden Geistesgaben veranlaßten den Abt Zekel, ihn etwa 1508 auf die Universität Wittenberg und später nach Frankfurt a. D. zu senden, wo er auf Kosten des Stiftes die gelehrte Würde eines „Licentiaten der Decretalen“ erwarb. Im gleichen Jahre 1508 war Luther an die von Friedrich d. Weisen 1502 gegründete Universität Wittenberg berufen worden. (Es ist der Erwähnung werth, daß der Rector der Universität in diesem Jahre Nicolaus Faber, Canonicus zu Liegnitz und Pastor zu Wittenberg, ein geborener Grünberger war.) Aus der Zeit seines Wittenberger Studiums stammt eine enge Freundschaft Paul Lemberg's mit Luther, die im weiteren zu öfterem Briefwechsel zwischen beiden Anlaß gab, namentlich in den äußerst schwierigen Lagen und Gewissensbedrängnissen, in welche Lemberg als Abt des Saganer Klosters und in der Folgezeit gerieth.

Es ist das tragische Schicksal der Männer der kirchlichen Reformation, daß ihr Bild viel schlimmer von

der Parteien Haß und Gunst entstellt worden ist, als dies von geschichtlichen Charakteren anderer Zeiten gesagt werden kann. Es war ja so leicht, den Vorwurf der Untreue und Abtrünnigkeit gegen sie zu schleudern und das Aufgeben der priesterlichen Ehelosigkeit mit hämischen Glossen zu versehen! Eine eigenthümliche, völkerpsychologische Erscheinung bleibt es immer, daß gerade im Schooße des deutschen Volkes, dessen Treue sprichwörtlich ist, eine Bewegung entstehen und alle Hindernisse überwältigen konnte, welche den Bruch so vieler Gelöbniße nothwendig machte. Aber vom Standpunkte einer höheren Gerechtigkeit wird man die Kirchenspaltung beklagen können und doch zugeben müssen, daß jene Verletzung einer deutschen Cardinaltugend sich erklärte und rechtfertigte als die Wahl eines geringeren Uebels, um dem größeren, der Knechtung der Geister und Gewissen durch den Uebermuth Roms, zu entgehen. Geben doch selbst hervorragende Schriftsteller der katholischen Kirche bereitwillig zu, daß der Ablasshandel ein anstößiger war und daß ihre Kirche aus der deutschen Reformbewegung den Anlaß zur Abstellung von Mißbräuchen gewonnen hat.

Bei alledem ist es sehr schwer, die Beweggründe der handelnden Personen jener Zeiten richtig zu würdigen. Es ist undenklich, trotz aller eingerissenen Mißbräuche und wohlbegründeten Beschwerden gegen die Kirche, daß die Ergriffenheit zu Gunsten der neuen Lehre eine so allgemeine gewesen sein sollte, um den Abfall ganzer Gemeinwesen, ja ganzer Länder von Rom zu erklären. Man wird deshalb, bei aller Achtung für die Entschlüsse unserer Altvorderen, annehmen müssen, daß weltliche Vorktheile verschiedener Art bei sehr Vielen ihr Wörtchen bei dem Religionswechsel mitsprachen. Wo der Landesherr der neuen Lehre zuneigte, da liegen die Beweggründe für die Untertanen auf der Hand. Indessen auch, wo dies nicht der Fall, wie im Fürstenthum Sagan, dessen Landesherr Georg der Bärtige von Sachsen ein eifriger Katholik, und im Fürstenthum Glogau, dessen Landesherr ein Habsburger war, bestanden der weltlichen Rücksichten zu Gunsten der neuen Lehre so viele, daß die Befreundung der Menge mit dem

Umschwung der Dinge erklärlich wird. Der Adel, soeben erst durch den allgemeinen Landfrieden am Stegreisfreiten auf die Güter der handelstreibenden Städte verhindert, fand eine neue Befriedigung seines Thätendranges in der Aussicht auf die Säkularisation der Klöster und ihres reichen Landbesizes. Die Klosterbrüder mochten sich vorstellen, daß sie unter Lösung eines verhassten und mehr oder weniger unfreiwilligen Gelübdes für einen neu zu erwählenden weltlichen Beruf aus dem Klostergut ausgestattet werden würden. Und für die Bürger lag der nabeliegende Antrieb, die neue Lehre willkommen zu heißen, in der eifersüchtigen Wahrung ihrer Gerechtsame, deren Beeinträchtigung sie von dem wachsenden Reichtum und Einfluß der Kirchen und Stifter besorgten. Wir werden im Weiteren sehen, daß gerade in Grünberg die Reformation das Mittel wurde, mit der Pfarr-Kirche auch das Kirchengut und das Patronatsrecht in städtischen Besitz zu bringen und so auswärtigen geistlichen Einfluß zu unterbinden, der seit 100 Jahren sich manchmal zum Verdruß der Grünberger geäußert haben mochte.

Wir haben geglaubt, diese allgemeinen Bemerkungen vorausschicken zu müssen, um die Ereignisse besser zu verstehen, welche zur Reformirung Sagan's und des mit ihm kirchlich engverbundenen Grünberg und zwar durch den Abt des Augustinerklosters selbst führten. Wenn wir lesen, daß der soeben in sein Amt eingeführte neue Abt bereits im Herbst 1522 einen Weltpriester Johann Dulcarius aus Wittenberg kommen ließ, ihn zum Prediger an der Saganer Kloster- und Pfarrkirche bestellte, ihm bald nachher den gleichfalls aus Wittenberg berufenen Andreas Eberhard als zweiten Geistlichen beigeßellte, daß gleichzeitig in Grünberg Andreas Ebert, auch ein Jüdling Luthers und Melancthons, das Werk der Reformation begann, daß der Abt zahlreiche Aenderungen in den Klostergebräuchen vornahm, den Mönchen deutsch statt lateinisch predigen ließ, das Schweigen bei Tische aufhob, die Nachtmessen beseitigte, statt des Salve regina in der Kirche von Jünglingen lutherische Gesänge vortragen ließ, und daß Alles solches möglich war, trotzdem beide Landesherren der

katholischen Kirche angehörten, so findet man die Erklärung für diese seltsamen Vorgänge nur in der Annahme, daß zu dieser Zeit noch in der öffentlichen Meinung eine Ausöhnung der lutherischen Partei mit der katholischen Kirche für möglich gehalten und die Besorgniß einer endgiltigen Kirchenspaltung nicht gehegt wurde. Es ist von Luther bekannt, daß er noch bis zum Ausgang des Reichstages zu Worms 1521 auf eine Uebereinkunft mit Rom hoffte und nicht an Trennung dachte. Hatten ihn die Wormser Erlebnisse eines Andern belehrt, so mochte der Glaube an eine Reformation ohne Bruch mit Rom doch noch lange von solchen ernstern Männern festgehalten werden, welche die Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung im Sinne Luthers anerkannten, aber die Loslösung von Rom scheuten. Abt Paul Lemberg scheint zu diesen in deutschen Landen damals häufigen Männern gehört zu haben, deren deutsche Treue in schweren Kampf mit ihrem deutschen Wahrheitsdrange gerieth, als bald darauf immer klarer die Unumgänglichkeit des Bruchs mit Rom hervortrat. In dieser Seelennoth wandte Lemberg sich an Luther, indem er gegen Schluß des Jahres 1524 nach Wittenberg reiste. Welcher Rath der von Luther gegebene Rath war, das kann man aus den nachfolgenden Thaten Lemberg's schließen. Obgleich von etwa 100 Klosterbrüdern nur etwa 5 der Einführung einer neuen Klosterregel widerstrebten, welche die Umwandlung des Klosters in eine freie Bildungsanstalt für Geistliche bezweckte, glaubte Lemberg die neue Ordnung nur mit einstimmiger und ungezwungener Einwilligung aller Conventsglieder einführen zu dürfen und verzichtete, als sich dies als unmöglich herausstellte, lieber auf sein Amt und seine Abtswürde, als daß er länger in einer schiefen und auf die Dauer unhaltbaren Stellung verharrte. Und nun geschah das aus der landläufigen Betrachtungsweise der Reformationsanfänge schier Unerklärliche: Der abdankende, Luther befreundete, also keizerliche Abt empfing außer einer baaren Entschädigung von 20 Mark (= ca. 640 Rm.) als Abfindung die Probstei Grünberg auf Lebenszeit und übersiedelte dahin am 15. August 1525, während der bisherige Grünberger

Probst, Jacob Gröse, ein streng katholisch gesinnter Mann, zum Nachfolger Lembergs in der Abtwürde erwählt wurde.

In Grünberg legte der Abt sein Ordenskleid sogleich ab, beseitigte alle ihm unnütz scheinenden Gebräuche und predigte, von Eberhard, der ihm aus Sagan gefolgt war, unterstützt, die lutherische Lehre, zu welcher sich auch bald alle Bewohner der Stadt und ihrer Umgegend wandten. Eingepfarrt waren zur Grünberger Kirche damals die Dörfer Sawade, Kühnau, Krampe, Lansitz, Boitscheke, Schertendorf, Wittgenau, Heinersdorf und Polnisch-Kessel. Bald erhielten durch Lembergs Einfluß auch Schweinitz, Deutsch-Kessel, Drentkau, Lawaldau evangelische Prediger. Im Anfang des Jahres 1526 ließ sich Lemberg in Wittenberg durch Luther eine frühere Nonne, Namens Barbara, antrauen und in der Folge mehrere bauliche Veränderungen und Einrichtungen an der Pfarrwohnung vornehmen, wie solche von seiner Verheirathung und Begründung einer Familie erfordert waren. Indessen schon im Frühling 1527 vertauschte Lemberg seine Grünberger Stelle gegen das Amt des zweiten Hofpredigers an der Schloßkirche zu Liegnitz. Was ihn dazu bewogen, Grünberg, wo er von der Einwohnerschaft geachtet wurde und als Probst auf Lebenszeit ein gesichertes Einkommen bezog, zu verlassen, kann man nur vermuthen. Wahrscheinlich war es die Ueberzeugung, daß bei der bekannten streng katholischen Gesinnung des Königs von Böhmen, Ferdinand I., der als Herzog von Glogau der unmittelbare Landesherr Grünbergs war und bei der andauernden Gehässigkeit des Saganer Stiftes gegen seine Person seines Bleibens doch nicht lange in Grünberg sein würde, was Lemberg bestimmte, eine mehr gesicherte Stellung im Fürstenthum Liegnitz anzunehmen, dessen Beherrscher als einer der eifrigsten Förderer der evangelischen Sache galt. Auch diese Stellung behielt Lemberg nur bis 1536, um sie dann mit der Pfarre zu Adelsdorf am Grödisberge, einer der besten im Liegnitzer Fürstenthum, zu vertauschen. Hier ist er etwa 1553 gestorben. Aus der Liegnitzer Zeit (27. Mai 1528) ist uns noch ein höchst

Charakteristischer Brief Luthers an Lemberg über die zu jener Zeit in Blegnitz hervortretenden schwennfeldischen und wiedertäuferischen Schwärmereien aufbewahrt.

Auf die Kunde, daß Lemberg Grünberg verlassen, hatte sich der Abt Jacob Gröse dorthin begeben, dem Prediger Eberhard auf Grund des Patronatsrechtes die Kirchenschlüssel abverlangt und einen Probsteiverweser eingesetzt. Allein der Rath der Stadt, dem das Patronat über ein mit dem Hospital (das hier zum ersten Mal genannt wird) verbundenes Kirchlein zustand, wies den Eberhard an, dort zu predigen, was dieser bis 1538, wo er nach Görlitz berufen wurde, in regem Eifer für die lutherische Sache that. Es ist nicht genau ersichtlich, ob in diesen 11 Jahren in der Pfarrkirche katholischer Gottesdienst stattfand. Regelmäßig geschah es wohl nicht, oder doch erst nach 1538, schon wegen des herrschenden Mangels an Priestern, der so störend für die katholische Seelsorge hervortrat, daß der Saganer Abt Mönche aus dem Augustinerkloster Arovaise in Frankreich kommen ließ, um die stark gelichtete Zahl seiner Conventualen zu ergänzen. Für die hochgradige Verwirrung der Geister in dieser Periode legt es Zeugniß ab, daß der vom Abt eingesetzte Grünberger Probsteiverweser erklärlichen Tadel erfuhr, als er durch seinen Prediger den evangelischen Geistlichen zu Schweinitz, einen ehemaligen Augustinermönch, mit einer Wittve trauen ließ.

Nach Eberhards Abgange hatte Ebert (dem wir schon oben als dem Ersten begegneten, welcher 1522 bereits in Grünberg lutherisch predigte) im Hospitalkirchlein lutherischen Gottesdienst gehalten. Er war eines Grünberger Tuchmachers Sohn und in seiner Vaterstadt wohl angesehen. Es scheint, daß damals die Zahl der Katholiken in Grünberg eine so geringe war, daß der Gottesdienst in der Pfarrkirche, der seit 1538 durch die Augustiner der Nachbarprobsteien und Weltgeistliche der Umgegend wochenweise besorgt wurde, kaum Theilnehmer fand. Unter solchen Umständen wagte es der Grünberger Rath, den Saganer Abt um Anerkennung des bestehenden Zustandes zu ersuchen, Ebert zur Bestätigung zu präsentiren und die Einräumung der Pfarrkirche für ihn zu beanspruchen.

Natürlich lautete die entrüstete Antwort: Nein. Der Abt beklagte sich über diese Kühnheit beim Bischofe, gab aber, an dem Erfolg, Grünberg für die katholische Kirche wiederzugewinnen, verzweifelnd, zugleich seine Bereitwilligkeit kund, mit bischöflicher und landesherrlicher Erlaubniß das Patronatsrecht zu verkaufen. Hierauf ging indessen der Bischof nicht ein, und es erfolgten nun ernste Schritte, um in Grünberg wieder einen katholischen Pfarrer anzustellen, welche 1540 zu dem Ziele führten, daß der Weltgeistliche Lucas Fröblich als Pfarrer berufen wurde. Etwa gleichzeitig wurde Ebert nach Sprottau berufen, sodas sich jetzt die Grünberger ohne lutherische Seelsorge befanden. Bei der Harmlosigkeit und geringen Innerlichkeit, mit welcher damals noch die Kirchentrennung von der großen Menge betrachtet wurde, wäre es nicht ausgeschlossen gewesen, daß man sich, wäre nur Geistliches in Frage gewesen, der Pfarrkirche wieder zugewandt hätte. Denn man muß sich erinnern, daß den Grünbergern 1525 eine Entscheidung, die neue Lehre anzunehmen oder nicht, eigentlich nicht zugemuthet worden war. Lemberg war, von der anerkannten kirchlichen Behörde entsandt, erschienen und hatte mit deren stillschweigenden Genehmigung lutherisch zu predigen begonnen. Alles schien einen regelrechten Verlauf zu nehmen, Niemand zu irgend einem bindenden Entschluß aufgefordert, Niemand gebunden zu sein. Daß trotzdem 15 Jahre später, als im katholischen Sinne eine Neubesezung der Pfarrkirche stattgefunden, die Grünberger der katholischen Lehre abgewandt blieben, beweist unseres Erachtens einmal, daß man sich an die Formen des lutherischen Gottesdienstes gewöhnt, namentlich die deutsche Predigt lieb gewonnen, und zum Andern, daß man seine Interessen in der Neuordnung der Dinge gewahrt wußte. Diese Ueberzeugung zu kräftigen und die Schwankenden bei der lutherischen Lehre zu erhalten, muß der Rath, der zielbewußt auf die gänzliche Loslösung des kirchlichen Lebens vom Saganer Kloster ausging, damals besonders gut verstanden haben. Kurz, die katholische Pfarrkirche blieb verödet, die Grünberger wandten sich ihr nicht wieder zu, und Fröblich sah sich schon 1541, weil er

kein Einkommen hatte, genöthigt, Grünberg wieder zu verlassen. Jetzt beriefen die Grünberger den Johann Bähr an die verwaiste Pfarrkirche, welche widerstandslös den Evangelischen übergeben wurde. Bähr hielt am 24. März 1542 seine erste Antrittsbrede, wurde von Luther und Melancthon am 23. November ordinirt und dann als erster evangelischer Pastor in die Pfarrkirche förmlich eingeführt. 1546 wurde in der Person des Kaspar Maske ein zweiter Prediger ongestellt.

Es könnte Verwunderung erregen, daß das Saganer Stift solchen Vorgängen ruhig zusah, wenn man sich nicht vergegenwärtigte, daß es um seine eigene Existenz kämpfte. Auf den starken Beschützer des katholischen Glaubens, Georg von Sachsen, war 1539 sein Bruder gefolgt, der ein ebenso schwärmerischer Verehrer der lutherischen Lehre war und bei des Abtes Simon Tode (1544) die Neuwahl eines Abtes sogar untersagte. Erst als 1549 das Herzogthum Sagan vom Kurfürsten Moriz gegen die Herrschaft Gilenburg an Böhmen abgetreten wurde, schienen dem Stift bessere Tage anzubrechen. Indessen schon 1554 wurde das Herzogthum von Ferdinand I. für Ratibor und Oppeln an den protestantischen Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg verpfändet, welcher es 1558 an Balthasar von Promnitz weiter verpfändete. Dieser war zwar Bischof von Breslau, that jedoch so wenig für die katholische Sache, daß die Saganer Pfarrkirche erst 1560 auf Befehl des Kaisers den Katholiken zurückgegeben wurde. Es ist erklärlich, daß diese 20 Jahre Ringsens um die eigene Existenz das Saganer Stift außer Stande sahen, sich um seine auswärtigen Beziehungen viel zu kümmern und schließlich sehr geneigt fanden, sich derselben zu entledigen.

Die Bedrängniß des Saganer Stiftes zu jener Zeit tritt deutlich aus der verbürgten Thatsache hervor, daß 1550 die Zahl der Mönche auf 4 zurückgegangen war. Es mochte wiederholt den Anschein haben, daß die katholische Sache gänzlich verloren war. Nur so erklären sich die gewagten und wenig wählerischen Schritte, welche seitens der Aebte zur Erhaltung des Stiftes und seines Besizes erfolgten. Weil König Ferdinand das Fürstenthum Glogau dem lutherischen

Herzoge Friedrich II. von Liegnitz verpfändet hatte und zu besorgen war, daß das Pfand verfallen und der neue Landesherr den katholischen Geistlichen die Einkünfte ebenso entziehen könnte, wie er es im Liegnitzer Fürstenthum gethan, bemühte sich das Stift um Herbeischaffung der Pfandsumme und nahm zu dem Zweck ein Darlehn von 1500 Dukaten gegen Verpfändung der Grünberger Probstei von der Stadt Grünberg auf. Mit Genehmigung der kaiserlichen Kammer wurden 400 Dukaten von diesem Betrage auf den zur Probstei gehörigen Theil von Polnisch-Kessel eingetragen. (Dies zeigt, daß die Probstei nur ein Nutzniehungs-, kein Besitzrecht an Polnisch-Kessel hatte. Das Besitzrecht war durch den ohne Hinterlassung von Erben erfolgten Tod des Grundherrn dem Kaiser als Lehnherrn zugefallen.)

Diese Handlungsweise des Saganer Stiftes ist in der Folgezeit vielfach angegriffen und als Verrath an der katholischen Sache gebrandmarkt worden. Das Stift hätte — so argumentirte man — die arglistige Absicht des Grünberger Rathes bei Gewährung des Darlehns durchschauen und seinen Grünberger Besitz nicht gefährden dürfen. Der Fall ist einer von den vielen, wo der Erfolg über Recht und Unrecht entscheidet. Wäre die Entwicklung der Dinge — was um 1544 noch durchaus zweifelhaft war — der katholischen Sache in Schlesien günstiger und das Stift im Stande gewesen, die 1500 Dukaten zurückzuzahlen, welche es zu Gunsten eines voraussichtlich so sicheren Schuldners wie der König von Böhmen aufgenommen, so würde sein Verfahren gelobt und als der katholischen Sache förderlich anerkannt worden sein; denn der nächste beabsichtigte Zweck, die Auslösung des Glogauer Fürstenthums aus den Händen eines protestantischen Herzogs, war erreicht worden. Andererseits kann die kluge Voraussicht des Grünberger Rathes bei Angebot des Darlehns nicht getadelt werden, da er ungünstigsten Falles sein Darlehn mit Zinsen zurückempfang, im günstigen Falle aber erreichte, was als das Ziel langjähriger Bemühungen Freund und Feind bekannt war. Von einem Spiel mit verdeckten Karten kann süglich nicht die Rede sein.

Die Folgezeit entschied zu Ungunsten des Saganer Stifts, dessen Verhältnisse sich fortwährend verschlechterten und dessen kaiserlicher Schuldner die Rückzahlung unterließ. Kostspielige Bauten, Verschwendungssucht des Abtes Franz II. und ausbleibende Einkünfte nöthigten, nachdem schon 1565 die Probstei zu Beuthen mit Einwilligung des Convents an Fabian von Schnaich, Hauptmann des Schlosses zu Sagan, erb- und eigenthümlich verkauft worden war, auch zur Aufgabe des Grünberger Besitzes. Alle Bemühungen der Abte, aus der Grünberger Probstei Einkommen zu ziehen, waren vergeblich geblieben, sodaß man seit 1565 schon die Stelle des Probsteiverwesers unbefest gelassen hatte. Wer den Anlaß zu dem Verkauf der Grünberger Probstei gegeben hat, ist unsicher. War es der Grünberger Rath, der sein Darlehn nebst aufgewandten 300 Thalern Probsteibaukosten kündigte oder war es der allzeit geldbedürftige Saganer Abt, der von der Sorge um die Probstei und einem ertraglosen Besitz befreit sein und ein Stück Geld in die Hand bekommen wollte? Genug, es kam zu ernstlichen Unterhandlungen, welche damit endeten, daß der Abt und die Vertreter der Stadt Grünberg, der Bürgermeister Valentin Rodestock und der Rathsherr Georg Großmann, am 12. December 1570 vor der schlesischen Kammer in Breslau einen Kaufvertrag abschlossen, der unter Vorbehalt kaiserlicher Ratification dahin lautete: Die Stadt erhält Probstei und Pfarre mit allen Kirchenlehen, Decem in und vor der Stadt, auf dem Lande und Dörfern, die dazu gewiedemuthet, mit Vorwerken, Wohnung und sonst allen und jeden rechtlichen Ein- und Zubehörungen, erb- und eigenthümlich in einem rechten Kauf-titel, „zur besseren erhaltung der kirchen, schulen und verrichtung des Gottesdienstes“. Sie zahlt dagegen dem Abt außer den oben angeführten, bereits vorgeliehenen 1500 Ducaten und den 300 Thalern Bauvorschuß am nächsten Georgitage noch 1500 Thaler und übernimmt die Waldauer auf Polnisch-Kessel lastende Stiftung, vermöge welcher von der Probstei jährlich vier Tuchgewänder unter arme Schüler vertheilt werden mußten. Ausgeschlossen vom Verkauf sind Wittgenau,

weil dasselbe anderweit verpfändet und die (aus angeführten Gründen) unveräußerliche Hälfte von Polnisch-Kessel, wogegen das Stift gehalten sein soll, sobald ihm die auf Polnisch-Kessel von jenen 1500 eingetragenen 400 Dukaten zurückgezahlt werden, diese der Käuferin zu erstatten.

Der Abt überantwortete gegen einen Revers alle Begnadigungs- und sonstige Rechte und Einkommen der Probstei betreffenden Briefe und Urkunden dem Rathe; doch blieb die vom Stift zu beschaffende kaiserliche Bestätigung aus. Unvorsichtiger Weise waren die 1500 Thaler vor Erlangung des vollgültigen Besitztums bereits 1572 gezahlt worden und hiermit für den Abt jeder Antrieb zur Beschaffung des kaiserlichen Consenses weggefallen. Auch war nach dem Wortlaut des Kaufvertrages die Verpflichtung des Abtes, für die kaiserliche Bestätigung zu sorgen und damit verbundene Kosten zu tragen, zweifelhaft. Alles Trängen der Grünberger um Erledigung der Angelegenheit blieb deshalb erfolglos. Vielleicht hoffte das Stift auf bessere Zeiten und Aufhebung des Vertrages durch Rückzahlung der Pfandsummen, und es war ihm nicht sonderlich Ernst um die Ausföhrung seiner Obliegenheiten. Endlich spitzte sich jedoch die Angelegenheit in solchem Grade zu, daß eine Lösung auch im Interesse des Klosters lag, zumal die Grünberger sich nicht abgeneigt zeigten, neue Geldopfer zu bringen, um in den unbestrittenen Besitz der Probstei zu gelangen. Den Anstoß hierzu gab der vom Kaiser genehmigte Eigenthumsübergang von Polnisch-Kessel an den Freiherrn Georg v. Braun auf Wartenberg gegen Uebnahme des mehrerwähnten darauf lastenden Pfandschillings von 400 Dukaten, welche der neue Besitzer alsbald an den Abt auszahlte. Da nach dem Vertrage von 1570 diese 400 Dukaten an die Stadt Grünberg zu zahlen waren, der stets geldbedürftige Abt hierzu aber wenig Lust zeigte, so setzte der Grünberger Rath hier den Hebel an und verlangte nach vielen Unterhandlungen einen neuen, am 29. März 1581 zu Sagan mit Vorwissen und Bewilligung des ganzen Convents abgeschlossenen Vertrag, der von Seiten des Klosters vom Abt Franz und 4 Conventualen, von Seiten der

Stadt Grünberg aber von den Bevollmächtigten Fabian Schulz und Johann Schulz unterschrieben und unterschiegelt wurde. Das Original ist im Grünberger Rathhs-archiv noch vorhanden. Der Inhalt des Vertrages war: Die Stadt verzichtete auf jene vom Stift ihr schuldigen 400 Dukaten und versprach außerdem, bis Michaelis noch 1300 Thaler zu zahlen. Dagegen sollte vom Stift der Stadt Grünberg Pfarrei und Probstei nebst allem Zubehör auf ewige Zeiten überlassen bleiben, erb- und eigenthümlich gehören und von Seiten der Stiftsglieder nie ein Anspruch an dieselbe gemacht werden. Wittgenau und die an Polnisch-Kessel haftenden Nugnießungsrechte der Probstei blieben vom Verkauf ausgeschlossen. Abt und Convent machten sich nicht allein verbindlich, die Stadt zu vertreten und schadlos zu halten, wenn sie wegen des Kaufes angefochten werden sollte, und ihr die 1300 Thaler zu erstatten, wenn sie je zur Abtretung der Probstei gezwungen würde; sie verpflichteten sich dies Mal auch ausdrücklich, die kaiserliche Bestätigung zu erwirken. Auch sollte der Vertrag zu mehrerer Sicherheit vor der schlesischen Kammer vollzogen und ausgefertigt werden.

Es ist von mehr als nebensächlichem Interesse, wenn in diesem Schriftstück bemerkt wird, daß der Verkauf der Probstei zum Besten des Kaisers und zur Einlösung des Dorfes Klopschen geschehe. Dies hat folgenden Zusammenhang: Kaiser Maximilian II. hatte 1576 dem Saganer Abte gestattet, das Stiftsgut Klopschen befuß Aufbringung von 4000 Gulden rheinisch an Heinrich von Hauchwitz zu verpfänden. Dies Geld nahm der Kaiser für den von ihm zu jener Zeit beabsichtigten polnischen Kriegszug als ein Darlehn vom Saganer Stift in Anspruch. Bald darauf starb Maximilian. Doch gab sein Sohn und Nachfolger Rudolf II. nicht allein Quittung über völlige Ent-richtung der Summe, sondern versprach auch, sie in 3 Jahren zurückzuzahlen. Als letzteres, wie in früheren Fällen, nicht geschah, gleichwohl aber das Stift vom Pfandleiher von Hauchwitz wegen Zahlung gedrängt wurde, blieb ihm nichts übrig, als bestmöglich Geld herbeizuschaffen, um eines seiner besten Güter, das es

seit 1245 besaß, einzulösen. Es entließ zu dem Zweck 1000 Thaler von einem Saganer Bürger und beschaffte das Fehlende durch die oben dargelegten Abmachungen mit der Stadt Grünberg. Bei dieser Sachlage war das Stift wohl berechtigt, hervorzuheben, daß es sich für den Kaiser ins Zeug gelegt habe.

Die Entwicklung dieser Angelegenheit zeigt an einem Beispiel, dem wohl hundert andere an die Seite zu setzen wären, mit welcher Rechtsverachtung zu jener Zeit von den Großen den Kleinen mitgespielt wurde. Dem damals erfundenen Wort: „Wer vom Papste ißt, stirbt daran,“ wäre an die Seite zu setzen gewesen: „Wer dem Kaiser leiht, verdirbt daran“. Auch die Grünberger sollten es bald erfahren, daß die kaiserliche Bestätigung, ohne welche sie sich nicht sicher im Besitz dünkten, nicht ohne weitere schwere Opfer zu erlangen war. Ganze drei Jahre erforderten die Unterhandlungen, und erst nachdem die Stadt dem Kaiser zum Ankauf der Herrschaft Bardenwitz bei Röniggrätz im Sbrudiner Kreise 2964 Thaler gegeben, erfolgte die Bestätigung des Besitzes der Probstei und Pfarrei erb- und ewiglich, „als ein Erbaigen Proper-Gut“. Die Urkunde, vom 19. Januar 1584 aus Prag datirt, bezeugt zugleich, das Geld für die Probstei sei vom Stift zur Ablösung des Dorfes Klopschen verwandt worden.

So war nach 40jährigen Mühen die Probstei für einen Gesamtaufwand von 9064 Thlr., eine für jene Zeit sehr große Summe, von der Stadt Grünberg erworben. Freilich, wenn unsere Altvorderen vorausgesehen hätten, daß kaum 70 Jahre später der erb- und ewiglich erworbene Besitz ihnen ohne die geringste Entschädigung wieder abgenommen werden würde, sie hätten es wohl bleiben lassen, so viele Mühen und Opfer darauf zu verwenden, zumal sie sich im thatsächlichen Besitz befanden.

Ob der Stadt Grünberg Recht geschah, als ihr 1651 die Pfarrkirche und Probstei aberkannt und nach 125jähriger Benutzung durch die Lutheraner den Katholiken wieder übergeben wurde, um fortan dauernd in deren Besitz zu bleiben, diese Frage ist im Lauf der

seitdem vergangenen 250 Jahre häufig aufgeworfen und je nach dem confessionellen Standpunkte mit ja oder nein beantwortet worden. Die Katholiken führen zu Gunsten ihrer Ansicht an, daß nach katholischem Kirchenrecht Veräußerung von Kirchengut durchaus unstatthaft sei. Eine Pfarrei sei nicht Eigenthum der sie benutzenden Gemeinde, sondern Eigenthum Gottes, das der gesammten katholischen Kirche zur Benutzung freistehe. Ueber das Gesammtkirchengut führe der heilige Vater, über das der Diocese der Bischof die Oberaufsicht. Demgemäß holten die Saganer Augustiner, als ihnen 1423 das Patronatsrecht über die Pfarrei Grünberg abgetreten wurde, nicht nur die bischöfliche, sondern auch die päpstliche Genehmigung ein. Hiermit sei der Uebergang der Pfarrei Grünberg in das Gesammtkirchengut constatirt, das Augustinerstift habe demnach nur das Patronatsrecht behalten, d. h. die Befugniß und Pflicht, die Pfarrei mit Seelsorgern zu versehen und vor Schaden zu schützen. Da man aber nur Eigenthum veräußern dürfe, so war das Stift von vornherein nicht befugt, die Pfarrei zu verkaufen. Nur über das Patronatsrecht durfte es verfügen, und diese Verfügung sei später auch zu allen Zeiten anerkannt worden; das Patronatsrecht des meist lutherischen Rathes der Stadt Grünberg über die katholische Kirche besteht noch heute. Die Protestanten sagen dagegen: Nicht Sache der Grünberger sei es gewesen, die Genehmigung von Bischof und Papst einzuholen, sondern Sache des Stiftes, das allein sich seinen Vollmachten gegenüber zu verantworten habe, ob es innerhalb seiner Befugnisse gehandelt. Was 1423 dem katholischen Stift als Richtschnur gedient, sei unmäßig für den lutherischen Rath der Stadt Grünberg von 1570. Das Verlangen, die Genehmigung von Bischof und Papst einzuholen, sei nach Lage der Umstände widersinnig, da solche doch nie zu erlangen gewesen wäre. Bischof und Papst haben es aber ohne Widerspruch geduldet, daß vom Saganer Stift namhafte Geldbeträge für die abgetretene Probstei entgegengenommen wurden. Es widerstrebe Treue und Glaube, dies stillschweigend anzusehen und mit dem still-

schweigenden Vorbehalt zu handeln, zu gelegener Zeit das von der andern Seite im guten Glauben abgeschlossene Geschäft für nichtig zu erklären.

Es ist bei so diametral entgegengesetzten Anschauungen unmöglich zu vermitteln, und es muß als eine Wohlthat anerkannt werden, daß Dank der weisen Politik Friedrichs des Großen die Frage ein für alle Male und zwar in großmüthigster Weise entschieden worden ist, so zwar, daß die oben dargelegten Meinungsverschiedenheiten heute Niemand mehr erregen und von allen Seiten kühl und objectiv behandelt werden. Das aber darf, ohne unsern Vätern zu nahe zu treten, die hier vor einer schweren und höchst delicatesn Aufgabe standen, gesagt werden, daß sie durch eine Unvorsichtigkeit den späteren Anfechtungen des Kaufvertrages Thür und Thor öffneten. In keinem der beiden Verträge steht, daß die Probstei für die evangelische Gemeinde und zur Befriedigung ihrer kirchlichen Bedürfnisse erworben wurde. Es ist nur die oben gesperrt gedruckte allgemeine Phrase gebraucht, welche unter Umständen, wie sie später eintraten, ebenso auch auf die Katholiken angewandt werden konnte. Die evangelische Bürgerschaft als solche vermochte später also keinen rechtlichen Besitztitel nachzuweisen. Vielleicht war eine andere Fassung des Vertrages den Saganer Chorherren gegenüber nicht zu erlangen gewesen.

Dagegen ist einem Vorwurf entgegenzutreten, welcher den Grünbergern gemacht worden ist, daß sie nämlich, entgegen den in dem Vertrage übernommenen Verpflichtungen, wie solche aus der betreffenden Stelle herausgelesen werden, für die katholische Seelsorge 100 Jahre lang gar nichts gethan hätten und sich deshalb nicht beklagen durften, wenn ihnen später ähnlich mitgespielt wurde. Es scheint, daß Grünberg damals ganz protestantisch gewesen ist; denn noch 1632, als auf Wallenstein's Veranlassung eine Zählung der Katholiken in Grünberg stattfand, fanden sich nur 14, die katholisch sein wollten.

Ueber die äußere Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse in Grünberg dürfen wir die innere nicht vergessen. Auf Pastor Bähr, der 1553 starb, war jener

Andreas Ebert gefolgt, dessen wir als ersten lutherischen Predigers zur Zeit, da Lemberg noch Abt in Sagan war, und später wiederholt gedacht haben. Als er 1557 hochbetagt starb, wurde seine Leiche in der nach ihm so benannten Ebertinischen Kapelle der Pfarrkirche beigesetzt. Von jetzt ab spiegelt der Wechsel der ersten Geistlichen an der Pfarrkirche ziemlich getreu die zwischen strengem Lutherthum und Calvinismus schwankenden Meinungen der Bürgerschaft wieder. Eberts Nachfolger, Lucius Kühn, wurde 1568 vom Rath seines Amtes entsetzt. Ihm folgte Nicolaus Menius, dem man bei seinem 1581 erfolgenden Tode, trotz unleugbarer Verdienste um das endliche Zustandekommen des oben geschilderten Ankaufs der Pfarrei, und obgleich er selbst ein strenger Lutheraner war, nachsagte, er habe durch seine Nachgiebigkeit gegen die Calvinisten den Zorn des Himmels wider Gränberg herausbeschworen. Als am 26. Juli 1582 das schon ausführlich besprochene Brandunglück über die Stadt hereinbrach, dem auch die Pfarrkirche zum Opfer fiel, reimte man:

„Hättest dich nicht von der Kirche getrennt,
Wärest du Gränberg nicht abgebrannt!“

und rief des Menius Vorgänger Lucius Kühn zurück, um den calvinischen Sauerteig wieder auszufegen. Kühn starb indessen schon im folgenden Jahre. Sein Nachfolger Donatus Miriscius fand zunächst viel Arbeit mit dem Wiederaufbau der Pfarrkirche, der 1590 vollendet war. Unter ihm wurde ein zweites polnisches Diaconat eingerichtet und ein hölzernes Kirchlein vor dem Oberthor an derjenigen Stelle des heutigen Neumarktes erbaut, wo ganz in der Nähe des Kriegerdenkmals die große Pappel steht. In diesem Kirchlein ist bis 1809, wo es abgetragen werden mußte, von Zeit zu Zeit Gottesdienst in polnischer Sprache, bis 1651 lutherischer, von da ab katholischer, abgehalten worden. Als Miriscius 1603 starb, hatte die calvinische Lehrmeinung in Gränberg derartig um sich gegriffen, daß der ganz calvinistische Rath den reformirten Prediger Andreas Werner zum Nachfolger berief. Hiergegen lebte sich indessen ein großer Theil der Bürgerschaft mit solcher Entschiedenheit auf, daß

Werner wieder entlassen werden und der Rath versprechen mußte, künftig keinen Prediger ohne Zustimmung der gesammten Bürgerschaft zu wählen. Mit Werner war auch der gleichgesinnte deutsche Diaconus abgegangen, und da gleichzeitig das polnische Diaconat erledigt war, so wurden in Esaias Heidenreich, Abraham Duose und Melchior Triebkorn drei stramme Lutheraner berufen, die sich alsbald ans Werk machten, die calvinistischen Kegereien auszutreiben. Besonders eifrig in Wort und Schrift ging hierbei der streitsüchtige Heidenreich vor, sodaß unangenehme Reibereien zwischen Rath und Bürgerschaft entstanden. Als in Folge dessen der Rath offen die Absicht merken ließ, den unbequemen Pastor Heidenreich zu verdrängen, erhob sich im Juni 1606 die Bürgerschaft und setzte in einem Aufstande ohne weiteres den alten Rath ab und einen neuen ein. Man hoffte auf die Zustimmung der weltlichen Behörde zu dem Gewaltact, weil dem kaiserlichen Hofe zu Wien das Lutherthum zwar genügend verhaßt, der Calvinismus jedoch das größere Gräuel war. In dieser Voraussicht irrte man indessen; denn als der alte Rath die Bürgerschaft in Glogau und beim Kaiser verklagte und sammt seiner großen Partei die städtischen Abgaben zu leisten verweigerte, erschien 1609 eine kaiserliche Commission, um dem verderblichen Unwesen ein Ende zu machen, und setzte den alten Rath unter Vorschreibung neuer Ordnungen wieder ein. Der Bürgerschaft aber wurde streng untersagt, weder auf dem Tuchmacherhause noch sonst wo Zusammenkünfte zu halten.

Das geschah im Jahre, wo der berühmte Majestätsbrief von Kaiser Rudolf II. erlassen wurde, der in ganz Schlesien unter den Protestanten die größte Freude hervorrief, weil er ihren Besitzstand bestätigte und freie Religionsübung gewährleistete. Wie grade aus diesem dem geldbedürftigen Kaiser mehr oder weniger abgedrungenen Zugeständniß in weiterer Folge der furchtbare, 30 Jahre anhaltende Religionskrieg entstand, weil den Böhmen und Schlesiern die gemachten Zusagen nicht gehalten wurden, ist bekannt. In Grünberg waltete nach neu begründeter Ordnung

Esaias Heidenreich seines Amtes als Wiederhersteller des unverfälschten Luthertums so eifrig, daß aller Widerspruch verstummte. Man muß es dem Manne lassen, daß er die Einigkeit zu erzwingen wußte, indem er die calvinisch Gesinnten zu Baaren trieb und ihren Wortführern, unter denen sich Anfangs Gabriel Rottstoc in seinem Schriftchen „Der Christlich ansührende Hausvater“ hervorthat, in höchst schneidiger, selbst schmähernder Weise entgegentrat. Uns Modernen, denen Pfaffengezänk ein Gräuel ist, können Katholiken, Lutheraner und Calvinisten in allen diesen Kämpfen nicht imponiren. Wir sehen nur die entsetzlichen Folgen von Mord und Todtschlag, Verwüstung, Nahrunglosigkeit und Culturrückschritt, welche sich an die Meinungsverschiedenheiten über Dinge knüpften, denen wir keinen Werth mehr beimessen. Aber wir können uns auch nicht dagegen verschließen, daß im gegebenen Moment die Herstellung des bürgerlichen Friedens in einem Gemeinwesen, sei es auch um den Preis der vollständigen Niederlage eines der Gegner, ein Segen für die Gesamtheit war. Hätte Heidenreich durch seine von den Grünbergern mit großer Begier gelesenen Schriften weniger erfolgreich zur Befestigung des reinen Luthertums in den Gemüthern beigetragen, wären diese Kämpfe mit in die nun folgenden schweren Zeiten hinübergenommen worden, den Grünbergern wäre die heimische Scholle vollständig zur Hölle geworden, wovon sie ohnedies zuweilen nicht weit entfernt war, Dank den Auszschreitungen zügelloser Soldatesca. So aber fand der Eintritt der kriegerischen Ereignisse wenigstens den religiösen und bürgerlichen Frieden in Grünberg wiederhergestellt. Auf Esaias Heidenreich war 1617 Erasmus Willich, auf Quose 1624 Johann Rippe gefolgt, welche im Verein mit Triebstorn in den nun folgenden Bedrängnissen zu Märtyrern der evangelisch-lutherischen Kirche in Grünberg werden sollten. In so scharfem Gegensatz zum Calvinismus standen die Bürger, daß, als am 1. December 1620 die flüchtige Winterkönigin in Grünberg Nachtquartier hielt, sie derartig mit Schmäherungen überhäuft wurde, daß sie aus Merger darüber und aus Gram über ihr Unglück

in Küstrin krank wurde. Auch als ihr Hosprediger Abraham Scultetus seiner Vaterstadt Grünberg einen Besuch abstattete, nahm eine handschriftliche (nicht die Rippe'sche) Chronik von seiner Abreise in der Weise Notiz, daß sie unterm 23. März 1621 registriert: „Der calvinische Wolf zieht weg!“

Bei allem inneren Hader hatten sich die äußeren Umstände der Pfarrkirche dauernd gebessert. Wir besitzen eine Art Inventar aus dem Jahre 1619. Danach war als Kirchengut außer der Pfarrkirche vorhanden: Innerhalb der Stadtmauern: Das Pfarrhaus nebst 2 Kaplanhäusern, Schulen, Glöcknerlei und noch ein die Probstei genanntes Haus zur Aufnahme der Getreidezehnten; außerhalb der Stadtmauern: Der Probsthof mit Scheuer (den Lebenden als Probsteivorwerk bekannt und erst im Lauf des Jahres 1891 endgiltig an Herrn Expediteur Winkler verkauft), Badstüblein, Garten und Scheune zwischen 2 öffentlichen Straßen (?) sammt einem Hofslein, Acker in der Trebe und Scheibe, nach dem Rohrbusch zu liegend, sammt anstoßenden Holzungen, ein Weingarten mit Häuschen am Maugschtberge, endlich ein Pfarrgarten zu Gemüse und Obst vor dem Neuthor (der heute Hellwig'sche Garten an der Maulbeerstraße). Zur Kirche gehörten ferner 2 Kirchhöfe, die Begräbniskirche auf dem Johanniskirchhof, das Spital nebst zugehörigem Kirchlein (an der Stelle der heutigen Turnhalle) und die polnische Kirche. Auch milde Stiftungen waren im zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts zu Gunsten der Kirche durch Balthasar Zeuthe und Tobias Lorenz gemacht worden. Es ist überhaupt ein bemerkenswerther, nicht nur in den Annalen Grünbergs dem aufmerksamen Leser der Geschichte dieser Zeit entgegnetretender Zug, daß die letzten 40 Jahre vor dem 30jährigen Kriege eine Periode bedeutenden wirtschaftlichen Aufschwunges in ganz Deutschland waren. Dies zeigt sich in allen Verhältnissen. Um so entjeglicher war der Zusammenbruch, den jener schmähliche Krieg bringen sollte!

Mit der Kirche war um die Mitte des 16. Jahrhunderts auch die Schule und die Sorge dafür an den Rath der Stadt übergegangen. Derselbe weitsehende

Geist, welcher um 1540–60 die Erwerbung der Probstei eingeleitet und Schritt für Schritt gefördert hatte, bewährte sich nicht minder für die Schule. Alle Ehren dieser Leitung der öffentlichen Angelegenheiten Grünbergs gebühren dem Rath. Man ist aus mancherlei Anzeichen aber zu glauben versucht, daß im Rath eine hervorragend tüchtige Persönlichkeit gesessen haben muß, welche Autorität genoß und die Collegen für ihre Ueberzeugungen, die Ziele ihres Wollens und die Mittel zur Ausführung desselben zu gewinnen verstand. Nur so erklärt sich das meteorartige Aufblühen in den das Mittelmaß weit übersteigenden Leistungen eines immerhin doch kleinen Gemeinwesens und das schnelle Zurücksinken derselben zu dem durchschnittlichen Mittelmaß, als wahrscheinlich jene tüchtige Persönlichkeit gestorben war, ohne Schule gemacht zu haben. Es wäre von Interesse, dieser Spur nachzugehen und Näheres über jenen Mann zu ermitteln, dessen Eigenart man aus dem Dunkel der Zeiten aus seinen Thaten herauszugestalten vermag, ohne ihn doch zu kennen, etwa so, wie man das Vorhandensein von Sternen am Himmel aus ihren Wirkungen erkannte, lange bevor man sie sah. Leider ist zunächst wenig Aussicht auf Erfolg. War das Walten des Rathes in Angelegenheiten der Probstei ein musterhaftes, so gilt dies in noch viel höherem Grade von der Leitung der Schule. Nachdem als erster Rector der evangelischen Stadtschule Georg Frömmig aus Freystadt fungirt, dem Valentin Titsche folgte, gelang es 1556, in Abraham Buchholzer, aus Schönau bei Dahme in Sachsen, einen Rector zu gewinnen, welcher die Grünberger Schule in seiner siebenjährigen Wirkjamkeit zu so hohem Ansehen brachte, daß ihren Schülern die Aufnahmeprüfung an der Universität Wittenberg erspart wurde. Kein Geringerer wie Melancthon erklärte, er sehe nicht ein, warum die Grünberger Jünglinge geprüft werden sollten, nachdem sie den Unterricht eines so erlesenen Geistes, wie Abraham Buchholzer, genossen hätten. Unter solchen Umständen bezeichnet es einen Rückfall aus den großherzigen Gesinnungen und aus der Weite der Gesichtspunkte in kleinstädtische Engberzigkeit und beschränkte Anauferi,

als man 1563 Buchholzer, der sich auch durch eine duldsame Richtung in kirchlichen Dingen auszeichnete, nach Sprottau gehen ließ, weil man sein Gehalt von 200 Thalern angeblich nicht zu erhöhen vermochte. Es ist bemerkenswerth, daß dieser Umschwung zeitlich etwa mit dem ersten Auslauchen des kirchlichen Haders zusammentraf. Von jetzt ab waltete ein Unstern über der Grünberger Schule, weil kein Rector wegen der geringen Einkünfte lange ausbarrte. In den 60 Jahren bis 1623 werden nicht weniger als 11 Rectoren namhaft gemacht, darunter (bis 1579) der Sohn und (bis 1613 bezw. 1623) zwei Enkel jenes oft genannten Andreas Ebert, der mit Buchholzer gleichzeitig in Grünberg wirkte.

Die Schicksale Grünbergs während des wechselvollen 30jährigen Krieges sind nahezu untrennbar von der Geschichte seiner Kirche. Gleichwohl müssen wir es uns an dieser Stelle versagen, sie so eingehend zu besprechen, wie es Manchem unter den Lesern vielleicht erwünscht wäre. Bis 1628 blieb die Kirche unangefochten. Am 10. November dieses Jahres aber langte unter dem Hauptmann Divory ein Fähnlein Lichtensteiner an und vertrieb die lutherischen Prediger; doch versagte der Rath auf Grund seines Besitzrechtes die Auslieferung der Kirchenschlüssel. Die Jesuiten, welche bald darauf erschienen, ließen die Kirche indessen mit Gewalt öffnen und hielten darin am 3. Adventssonntage feierlich katholischen Gottesdienst. Eine Anzahl Leute, darunter der Bürgermeister Balthasar Präser, wandten sich der katholischen Kirche wieder zu. Rath, Gerichtschöppen, Älteste und Handwerksmeister wurden angehalten, einen Revers auszustellen, daß sie ihren lutherischen Irrthum selber erkannt und sich freiwillig und ungezwungen wieder zur römisch-katholischen Kirche bekehrt hätten. Als sie trotzdem die Vermittelung des Kurfürsten von Sachsen wegen der weggenommenen Kirche anriefen, wurden den Grünbergern am 10. Juli 1629 fünf Compagnien Seligmacher als Execution über den Hals geschickt, vor denen sie jedoch ihre Thore verschlossen. Die Lichtensteiner lagerten nunmehr in den Nachbardörfern, wohin ihnen von der Stadt Bier und Wein geliefert wurde. Erst 2 Monate

später gelang es den Kaiserlichen, die Stadt zu über-
rumpeln, worauf sie darin 29 Wochen lang hausten.
In der Pfarrkirche waren inzwischen die Jesuiten von
Kapuzinern abgelöst worden, und am 16. Juni 1632
übte der Rath unter Vorsitz von Gregor Grasse (nach-
dem Bürgermeister Präser sich wenige Tage vorher in
Glogau erhängt) zum ersten Mal sein Patronatsrecht
zu katholischem Frommen aus, indem er den Kapuziner-
Pater Schege dem Bischof von Breslau behufs
Investitur als Pfarrer zu Grünberg präsentirte. Doch
sollte Schege zunächst Pfarrer in partibus bleiben;
denn schon im August rückten Sachsen, Brandenburger
und Schweden in das Fürstenthum Glogau ein und in
ihrem Gefolge erschienen Triebstorn und Rippe, um
zunächst in der Dreifaltigkeitskirche (der polnischen)
Gottesdienst zu halten. Ihnen folgte Pastor Willich,
welcher am 26. September die Pfarrkirche wiederum
weihte. Trozdem von Mitte Februar bis Ende Mai
1633 ein Trupp österreichischer Reiterei in Grünberg
lag, blieb der evangelische Gottesdienst unangefochten,
ja es schien, als würden bessere Tage für die Grünberger
anbrechen, als Wallenstein, welcher auch das Fürsten-
thum Glogau vom Kaiser empfangen, den Grünbergern
am 29. October die Zusicherung freier Religionsübung
ertheilte. Seine am 25. Februar des folgenden Jahres
zu Eger erfolgte Ermordung setzte indessen allen
Hoffnungen ein Ziel. Der neue Glogauer Landes-
hauptmann Graf von Oppersdorf trat sogleich mit dem
Befehl zur Abschaffung des evangelischen Gottesdienstes
hervor. Ein Abgesandter der Grünberger mit einer
Bittschrift um freie Religionsübung wurde in Glogau
vier Tage gefangen gehalten und dann mit dem gemessenen
Befehl heimgeschickt, die Katholiken in den Besiz der
Kirche zu setzen und die lutherischen Geistlichen abzu-
schaffen. Der Rath beschloß, nicht zu gehorchen, nahm
ein Verzeichniß der Bürger auf, fand nur 20 Katholiken
und sandte abermals eine Abordnung nach Glogau,
auch dieß Mal erfolglos. Dagegen erschienen die
Grünberger Katholiken, von ihrem neuen Pfarrer
Schege angeführt, vor dem Rath und wiesen einen
Befehl von Oppersdorf wegen Einräumung der Kirche

vor. Jetzt gehorchte der Rath insoweit, daß er die Kirche schließen ließ und für die Evangelischen den Gebrauch der polnischen Kirche erbat. Als Scheze am Ostersonabend aus Neue die Kirchenschlüssel verlangte, schlug ihm solches die beim Bürgermeister Martin Cirus versammelte Bürgerschaft mit Festigkeit ab. Auf Scheze's Bericht nach Glogau erfolgte Androhung strenger Strafe, falls die Kirchenschlüssel nicht ausgeliefert würden, wegen der polnischen Kirche aber ausweichende Antwort. Als Scheze bald darauf auf Ausführung des Befehls drang, stellte ihm der Rath die Schlüssel beim Käster zur Verfügung. Scheze aber bestand auf Uebergabe und untersagte zugleich den lutherischen Geistlichen die Verwaltung der Sacramente, wodurch sich letztere indessen nicht beirren ließen. Als Scheze immer wieder vom Rath sein Recht verlangte, ließ der letztere zunächst die Pfarrwohnung von Rippe räumen in der Absicht, Zeit zu gewinnen und nicht gänzlich ungehorsam zu erscheinen. Mittlerweile waren die Kaiserlichen durch die Sachsen bei Liegnitz geschlagen worden, das Blatt hatte sich gewandt und Scheze erhielt die Schlüssel nicht, ja er hielt es für das Beste, sich vor den erbitterten Protestanten in Sicherheit zu bringen. Vom 8. Mai 1634 ab wurde wieder regelmäßiger lutherischer Gottesdienst in der Pfarrkirche gehalten. Das dauerte bis Ende 1635. Als Sachsen Separatfrieden mit Oesterreich machte, hatten die schlesischen Protestanten auf Bestimmungen des Friedensvertrages zu ihren Gunsten gehofft. Sie sollten sich darin aber bitter getäuscht finden. Nur den Fürstenthümern Liegnitz, Brieg, Oels und der Stadt Breslau war freie Religionsübung zugesichert, alle übrigen Gebiete Schlesiens der Willkür des Kaisers preisgegeben. Wiederum war Oppersdorf als Landeshauptmann bestellt worden. Die Grünberger harrten voll banger Besorgniß der kommenden Dinge, alles drängte sich in die Kirche. Am 12. December 1635 endlich kam eine kaiserliche Commission nach Grünberg und forderte Auslieferung der Kirche und binnen fünf Tagen Vertreibung der Prediger. Der 1632 beim Umschwung der Dinge entwichene Rath wurde wieder eingelezt. Er enthielt

nunmehr nur noch drei Lutheraner. Am selben Tage wurden die Kirchenschlüssel dem Vater Scheze übergeben, bald darauf die Pfarrwohnungen geräumt. Rippe blieb bis auf Weiteres in der Stadt, mußte sich aber aller Amtshandlungen enthalten. Später wurde ihm nachgesehen, daß er an der Obergasse auf dem Grünen Platz vor der Wittwe Henning Haus sonntäglich zwei Predigten und täglich ein Frühgebet hielt. Auch der Diaconus predigte und las auf dem Kreuzkirchhofe und später im Garten der Wittve Präfer in der Todtengasse. Da neue Reclamationen in Glogau erfolgten und die Austreibung der Geistlichen mit Gewalt verlangt wurde, auch alle direct beim Kaiser in Wien gethanen Schritte selbst die gehoffte aufschiebende Wirkung verfehlten, so theilte der Rath den Predigern am 28. October 1636 ein Rescript des Landeshauptmanns mit, auf Grund dessen sie sofort die Stadt zu räumen hätten. Inzwischen aber hatten sich die Zeiten wieder den Lutherischen günstig gestaltet, die Schweden drangen unter Banner nach Schlesien, und Oppersdorf entwich für einige Zeit aus Glogau. Unter diesen veränderten Umständen wurde dem Rippe das Predigen weiter nachgesehen. Das ging so weiter bis in den Herbst 1637. Da sowohl der Rector als der Diaconus starben, ruhte die ganze Last der Seelsorge auf den Schultern Rippes. Endlich mußte man sich den bestimmten Befehlen aus Glogau fügen. Am 5. November hielt Rippe seine Abschiedspredigt und verließ bald darauf Grünberg. Am 29. November kündigte Pfarrer Scheze den Befehl an, daß ein jeder aus der Stadt sich nur zur Pfarrkirche zu halten habe. Die nächste Zeit war durch die Anstrengungen der Grünberger, freie Religionsübung zu erlangen, erfüllt. Doch nicht vom Hofe in Prag sollte die Hilfe kommen, sondern wieder von den Schweden. Banner drang 1639 aus Neue in Schlesien und Böhmen ein, der Grünberger katholische Rath entwich, der schwedische Oberstlieutenant von Zedlig gestattete am 15. September die Zurückberufung Rippes und ließ bis zu dessen Ankunft durch Pastor Böttner aus Drossen in der den Katholiken wiederum abgenommenen Pfarrkirche evangelischen

Gottesdienst halten. Am 27. November langte Rippe an. Trozdem Anfang 1640 20,000 Mann österreichische Truppen in Grünberg und Umgegend lagen, ward der Gottesdienst nicht gestört. Dieser Zustand hielt bis zum März 1641 an, wo beim Anrücken kaiserlicher Truppen die Prediger, welche bei der Erbitterung der wenigen Katholiken und der zurückkehrenden katholischen Geistlichkeit Alles zu fürchten hatten, die Stadt verließen. Glücklicher Weise nur für wenige Tage, da der kaiserliche Befehlshaber, der gute Mannszucht hielt, die Abhaltung des Gottesdienstes nach wie vor gestattete. Fortan blieben die Lutheraner, die Plage durch die Kriegsvölker mochte wechseln wie sie wollte, im ungestörten Besiz der Pfarrkirche bis zum Friedensschluß von Ösnabrück und noch 3 Jahre darüber hinaus. Erst als die Schweden 1651 die Festung Glogau räumten, kam auch für Grünberg der Tag, da seine Pfarrkirche den Satzungen des westphälischen Friedens und einer in ihrem Werth zweifelhaften Auslegungskunst gemäß den Katholiken dauernd zurückgegeben werden mußte. Alle die Zeit über hatte Rippe die Pflichten der Seelsorge eifrig erfüllt. Jetzt aber war seines Bleibens nicht mehr. Er verließ Grünberg und starb zwei Jahre später in Deutsch-Kessel.

Bei dem Rückblick auf den confessionellen Kampf innerhalb Grünbergs, welcher im Kleinen wieder spiegelt, was in jenen Tagen hundertfältig geschah, kann man sich des schmerzlichen Gefühles nicht erwehren, daß soviel Thatkraft und Duldermuth an eine Sache gewandt wurde, für die wir Neueren so geringe Werthschätzung besitzen. Schmerzlich ist dies Gefühl, weil man den edleren unter den handelnden Personen nachzuempfinden glaubt, daß sie ihre Antriebe aus lauterem Pflichtbewußtsein und aus der Ueberzeugung, das Rechte zu wollen, schöpften, und sich doch gestehen muß, daß Freund und Feind sich in verhängnißvollem Irrthum über die Ersprießlichkeit ihres Thuns und Lassens befanden. Gedanken einigen, Gefühle trennen die Menschen! Die Vorkämpfer bürgerlicher Freiheit, fortschreitender Erkenntniß und höherer Gesittung werden zum mindesten von der dankenden Nachwelt

verstanden und verehrt werden, die Vorkämpfer bestimmter Glaubensbekenntnisse, welche, ein „Rührmichnichtan“ für den Verstand, sich an die Gefühle der Treue, der frommen Hingebung, des demüthigen Vertrauens der Glaubensgenossen allein wenden, entgehen früher oder später dem Urtheil nicht, daß sie um ein Phantom gekämpft und gelitten und Andere zu leiden verdammt haben. Immerdar schmerzlich bleibt die Frage: Warum müssen die Menschen ihre Irrthümer so schwer büßen? Eine befriedigende Antwort hierauf liegt außerhalb des Gebiets unserer Erkenntniß; aber die Lehre liegt nahe: Erkennt wenigstens an der Hand der Geschichte eure Irrthümer und vermeidet sie in Zukunft! Ob die Schrecken des 30jährigen Krieges die von ihnen ausgehende Lehre mit genügender Deutlichkeit predigen, um die Menschen alle Zeit vor ähnlichen Irrungen zu bewahren, wer vermöchte es nur für den Schauplatz dieser Kämpfe, für unser deutsches Vaterland, mit Sicherheit zu behaupten? Um so nothwendiger aber ist es, zu betonen, daß Glaubenszwistigkeiten nachgerade jedes tiefere Interesse bei den Menschen verloren und für alle Zeit wegen der furchtbaren Leiden, die sie gebracht, das Recht verwirkt haben, als Ausfluß angeblicher Ueberzeugung respectirt und zu Einfluß auf die Beziehungen der Menschen untereinander verstattet zu werden!

Die Begünstigung der katholischen Sache durch die weltliche Obrigkeit hatte bis zur Uebergabe von Kirche, Schule und Kirchengut an die Katholiken im März 1651 deren Anzahl in Grünberg auf 150 gebracht, denen mehrere Tausend Evangelische gegenüberstanden. Nachdem bis 1654 auch sämtliche Landkirchen eingezogen worden, blieben die evangelischen Grünberger darauf angewiesen, ihre geistlichen Bedürfnisse im benachbarten Brandenburgischen zu befriedigen, wo sie auch zumeist ihre Tausen und Trauungen vollziehen ließen, jedoch nicht ohne dafür 5–10 rthlr. Stolgebühren an die katholische Kirche in Grünberg zu büßen. Anfangs waren die vorhandenen Kirchen von Drehnow und Polnisch-Nettkow (beide Orte sind gleich Rothenburg erst unter preußischer Herrschaft 1816 der Provinz

Schlesien einberleibt worden) am meisten besucht; doch bald wurden an mehreren Grenzpunkten Veranstaltungen getroffen, um den bedrängten evangelischen Schlesiern Kirchen zu erbauen. So entstand die erst jetzt vor etwa 15 Jahren abgetragene hölzerne Kirche in Rothenburg (ihre den Zeitgenossen bekannte Gestalt empfing sie 1707) und die Grenzkirche im Tschicherziger Walde, deren Stelle heute ein Denkstein bezeichnet. Lange jedoch sollten sich die evangelischen Grünberger auch dieser Ausbülfe nicht erfreuen; denn schon 1669 wurde ihnen der Besuch der Brandenburgischen und der über die nahe, dem linken Obberufer entlang laufende sächsische Grenze auch leicht zu erreichenden Kirchen der Niederlausitz strengstens verboten. Die Uebertreter sollten mit Geld- und Gefängnißstrafen belegt werden. Das Verbot wurde gegen die sächsische Grenze hin sogar durch Aufgebot von Militär aufrecht erhalten; an der brandenburgischen Grenze war man dagegen nachsichtiger, vermuthlich um den großen Kurfürsten nicht zu erzürnen, dessen man bedurfte und dessen Energie man fürchtete. Aehnlich schroff verfuhr man in Sachen der Schule; denn „unkatholisches“ Schulehalten blieb eine durchgehends abgeschaffte Sache. Als die evangelischen Grünberger sich in ihrer Noth 1669 an den Reichstag in Regensburg wandten und um Einräumung der unbenutzten polnischen Kirche auf dem Dreifaltigkeitskirchhof baten, die sie doch vor 80 Jahren selbst erbaut hatten, wurde ihnen ablehnender Bescheid zu theil, der sich wiederholte, als 1686 die gleiche Bitte ausgesprochen wurde. 1685 wurde den Evangelischen auferlegt, entweder der Fronleichnam-Procession beizuwohnen oder in ihren Häusern zu bleiben. (Aus dieser Zeit stammt der heute noch beobachtete Gebrauch, am Fronleichnam-Tage Ausflüge nach dem städtischen Oberwald zu machen.) Diese sich steigenden Bedrückungen der Evangelischen hinderten nicht, daß letztere zur Zeit der Türkengefahr 1690 und 1695 zu Betstunden angehalten wurden, wobei man sogar das Absingen lutherischer Bußlieder gestattete. Für ganz eindrucklos mußte man das Gebet der Keger also nicht halten!

Mittlerweile war auch die katholische Gemeinde

durch Zuzug und Uebertritt zur herrschenden Religion nicht unbeträchtlich gewachsen. Der Rath war bereits seit 1651 ganz katholisch, was aber nicht hinderte, daß er sich im unaufhörlichen Kampf mit den katholischen Pfarrern befand, deren Ansprüche außer Verhältnis zu dem vorhandenen Kirchenvermögen standen. Es waren ganz besonders streitbare und den Vortheil ihrer Kirche mit allen Mitteln wahrende Herren, die von 1655 ab nacheinander in die Grünberger Pfarrei berufen wurden und allmählich die Einkünfte ihrer Diocese zu vergrößern wußten. Es mag den evangelischen Grünbergern jener Tage eine erklärliche Schadenfreude bereitet haben, ihren gestrengen katholischen Rath in heißer Fehde mit der Kirche zu sehen. Die handschriftlichen Aufzeichnungen aus jener Zeit lassen dies deutlich erkennen, namentlich im Anfang des betr. Zeitabschnittes, wonach dem verheerenden Brande von 1651 die Einkünfte der Pfarrei schlechterdings einen Pfarrer nicht ernährten und die Seelsorge durch zwei Kapuziner-Patres wahrgenommen wurde. Deren ungewöhnlich großer Durst ist wiederholentlich Gegenstand der Rathsprotocolle, und es scheint, daß seine dem Rath zu kostspielig dünkende Befriedigung den ersten Anstoß zur Besetzung der Pfarrei mit einem ordentlichen Pfarrer geboten hat. Wahrscheinlich genossen die beiden Patres die ihnen als täglicher Consum während der 8 Fastenwochen nachgerechneten 2 Quart Wein und 4 Quart Bier nicht allein. Der Vater Guardian und der Superior waren öfters in Grünberg anwesend, um zum Rechten zu sehen. Auch fand ein auffallend häufiger Wechsel der in Grünberg und den Dörfern des Kreises Messe lesenden Patres statt. Man gelangt unwillkürlich zu der Annahme, daß der Grünberger Wein zu allen Zeiten die Anziehungskraft auf die Nachbarschaft geübt hat, die ihm heute noch eigen ist; die guten Patres wünschten ihn wohl der Reihe nach zu kosten.

Trotz der von den Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen den Evangelischen in Schlesien durch Unterhaltung von Grenzkirchen gewährten Förderung wurde deren Lage immer mislicher. Die gänzliche Unterdrückung der lutherischen Lehre in Schlesien wäre

wohl nur eine Frage der Zeit gewesen, hätte nicht Karl XII. von Schweden sich seiner bedrängten Glaubensgenossen angenommen. Schon in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts war bei jeder Gelegenheit Schweden am eifrigsten für die lutherischen Schlesier eingetreten. — Während der Kriege dieser Zeit hatten die Grünberger mehrfach Kriegsvolk evangelischer Fürsten bei sich gesehen — 1691, 92 und 93 brandenburgische und dänische Truppen — und bei solchen Anlässen sich wieder protestantischen Gottesdienstes erfreut. So fand am Pfingstfest 1693 durch einen brandenburgischen Feldprediger öffentlicher Gottesdienst auf dem Rathhause statt. Der bald nachher ausbrechende nordische Krieg sollte weitere Gelegenheiten dieser Art bringen; denn beide kriegsführenden Parteien, Sachsen und Schweden, hatten evangelische Feldgeistliche in ihren Reihen. Besonders ausgezeichnet waren in dieser Beziehung die Jahre 1706, wo 8 Tage vor Fastnacht 30 000 Sachsen durchmarschirten, und 1707, wo im Hochsommer 6 Wochen lang Schweden in der Stadt lagen und in David Scholz's Hause vor dem Niederthor und in der Dreifaltigkeitskirche lutherischen Gottesdienst einrichteten. Eine dauernde Besserung der evangelischen Sache aber brachte der im letzteren Jahre geschlossene Ultrastädter Friede, indem Schweden sich seiner traditionellen Aufgabe, für die Protestanten einzutreten, erinnerte.

Dieser Friede endigte oder richtiger unterbrach bekanntlich für kurze Zeit den Krieg zwischen Sachsen (Polen) und Schweden. Es war ein geschickter Schachzug Karls XII., das am Kriege gar nicht theilnehmende Oesterreich im Interesse der lutherischen Sache in die Friedensunterhandlungen hineinzuziehen. Es geschah durch die Erklärung Karls, die von ihm z. B. besetzten Theile Schlesiens nicht eher wieder zu räumen, als bis dasjenige, „was wider den wahren Verstand des Osna-brücker Friedens eingerissen und eingeführt worden“, corrigirt sei. Da Kaiser Joseph I. einerseits selbst von wohlwollender Gesinnung gegen seine Untertanen war, andererseits in seinem Kriege gegen Frankreich es nicht darauf ankommen lassen durfte, sich auch Schweden zum Feinde zu machen, kam eine Convention zu Stande,

kraft deren in den Fürstenthümern Liegnitz, Brieg, Wohlau, Münsterberg, Dels und Breslau 121 Kirchen zurückgegeben und sechs neue Kirchen (sogenannte Gnadenkirchen) zu Freystadt, Sagan, Hirschberg, Landesbut, Militsch und Teschen zu bauen erlaubt wurde. Grünberg war an diesen Vortheilen, wie ersichtlich, unbetheilt; aber andere Bestimmungen der Ultranstädter Convention kamen auch ihm zu statten. Fortan war der evangelische Hausgottesdienst allenthalben erlaubt, die Evangelischen waren nicht mehr von Aemtern und bürgerlichen Befugnissen ausgeschlossen, nicht gezwungen, dem katholischen Gottesdienst beizuwohnen, noch die Kinder in die katholischen Schulen zu schicken, noch kirchliche Handlungen von katholischen Geistlichen vornehmen zu lassen, wenn sie nur die Stola-Zaxe zahlten, und der Besuch der außerhalb der Landesgrenzen liegenden evangelischen Kirchen war überall gestattet. Diese wichtigsten unter einer großen Reihe von Bestimmungen bezeichnen einen wichtigen Fortschritt in der den Lutheranern schuldigen Gerechtigkeit. Man gab deshalb die bedeutenden Summen, welche vom Kaiser ebenso wie vom König von Schweden für die Concessionen und Bemühungen gefordert wurden, mit Freuden, zumal man sich vom guten Willen des Kaisers der Einhaltung gegebener Versprechen zuversichtlich versah. Man erzählte damals, der Kaiser habe dem Papst Clemens XI., der ihn wegen der Ultranstädter Convention mit dem Bann bedroht, geantwortet, jener möge froh sein, daß er nicht selber zum Protestantismus übertrete, was vielleicht geschehen würde, wenn der Schwedenkönig darauf bestände.

So schienen sich für die schlesischen Lutheraner und im Besonderen für die Grünberger bessere Aussichten für die Zukunft zu eröffnen; doch bald sollten sich dieselben wieder verdüstern. Kaiser Joseph starb (1711), erst 32 Jahre alt, an den Pocken, sein Bruder und Nachfolger Karl VI. war in den Händen der Jesuiten, der Schwedenkönig in seinen kriegerischen Unternehmungen überaus unglücklich, und auf der ganzen Linie entbrannte alsbald der Krieg um die Schule, deren Verhältnisse im Ultranstädter Frieden nicht

gründlich genug geordnet worden waren. In Grünberg hatte man schon 1707 damit begonnen, sich des neu-erworbenen Rechtes, Lehrer für die Kinder zu halten, zu bedienen. Mehrere Familien traten zu dem Zweck zusammen. Doch schon 1709 wurde auf Beschwerde des katholischen Pfarrers Senftleben diesem Vorgehen durch den Blogauer Landeshauptmann, als gegen die Bestimmungen der Ultranstädtischen Conventio laufend, die von „öffentlichen“ Schulen nichts wisse, Einhalt geboten. Solcher Hicandsen Auslegung der betreffenden Bestimmung, wonach also nur jeder Einzelne und nur für seine eigenen Kinder sich einen Lehrer sollte halten dürfen, war im Beschwerdewege bis in die höchsten Instanzen nicht beizukommen. Sie blieb herrschend und für die Behörden maßgebend bis zur preussischen Besitzergreifung. Die Rathsprotokolle dieser 30 Jahre sind angefüllt von zahlreichen Klagen und Untersuchungen über vorgekommene Uebertretungen. Das Kapitel der „Winkelschulen“, Scholae clanculares, die zur Verstärkung des Luthertums und zum Schaden der katholischen Religion gereichten, reißt in den Eingaben und Beschwerden des katholischen Pfarrers und des bischöflichen Vikariats-Amtes nicht ab. Ja die katholischen Schulleute gingen so weit, Grünberg zu denunciiren, daß es in diesem Betracht schlimmer wider alle kaiserlichen Rescripte fehle, als die übrigen schlesischen Weichbildstädte. Hier bewährte sich wieder einmal die charakteristische Zähigkeit der Grünberger, deren schon an anderer Stelle gedacht wurde. Sie wußten, daß sie formell im Unrecht, sachlich im besten Recht waren. Das gab ihnen den unerschütterlichen Entschluß ein, allen Unsechtungen zum Trotz ihren Willen durchzusetzen und der Vernunft zum Siege zu verhelfen, welche unzweifelhaft auf ihrer Seite stand, wenn sie ihre Kinder etwas Tüchtiges lernen lassen wollten. Um 1715 werden allein 7 in Grünberg bestehende „Winkelschulen“ namhaft gemacht. Man gewinnt daraus fast das Bild, daß sich die Grünberger, gereizt durch das ihnen angethane Unrecht, der Schulbildung ihrer Kinder eifriger annahmen, als es sonst geschehen wäre, die Gegner also dasjenige geradezu beförderten, was sie zu unterdrücken begehrt.

Ähnlich wie in Schulsachen ging es in kirchlichen Dingen. Auch hier ein Drehen und Deuteln, das zur allmählichen Abbröckelung der immerhin nicht allzu weit gehenden Gewährungen der Ultranstädter Convention führte. Es entrollt sich ein trübes Bild, wenn man diese planmäßigen Rechtsverletzungen und Bedrückungen verfolgt. Zunächst scheiterten alle Versuche der evangelischen Gränberger, durch Vorstellungen beim Kaiser wenigstens die Benutzung der von ihnen 1588 erbauten polnischen Kirche auf dem Dreifaltigkeitskirchhof (jetzigen Neumarkt) zu erlangen. Zwar forderte der Kaiser Bericht ein, und es schien einige Zeit, als dürften die Gränberger hoffen. Endlich (1718) erging jedoch ablehnender Bescheid. Als sich 1723 der Kaiser zum Zweck seiner Krönung als König von Böhmen in Prag aufhielt, versuchten es die Gränberger nochmals durch Entsendung einer Deputation, aber auch dies Mal vergebens. Das gleiche Schicksal hatte eine im nächsten Jahre nach Wien entsandte Deputation. Ganz besonders erbittert zeigte sich die katholische Geistlichkeit gegen diejenigen, welche nach der Gewährung größerer Religionsfreiheit durch die Ultranstädter Convention das evangelische Bekenntniß annahmen oder wiederannahmen. Schon 1709 erschien ein Edict, welches diese mit dem Namen „Apostaten“ gebrandmarkten Leute dazu verurtheilte, sechs Wochen im Gefängnisse den Unterricht katholischer Priester zu genießen. Bei härtnädiger Renitenz sollten sie ihres Vermögens beraubt und Landes verwiesen werden. Trotz der Proteste Schwedens gegen dies Edict, weil dasselbe den Uebertritt zur evangelischen Lehre als ein Verbrechen bezeichnete, gelangte es zur Ausführung, unter einer Auslegung des Wortes „Apostat“, welche der Willkür Thür und Thor öffnete. Als Apostat galt nämlich nach Bedarf, wer zwar selbst niemals katholisch gewesen, wessen Vater, Großvater oder Urgroßvater sich aber zur katholischen Lehre bekannt hatten. So groß wurde der Unfug, der mit dieser Auslegung getrieben wurde, daß endlich der Kaiser in einem Erlaß von 1737 anordnen mußte, daß nur die Kinder und Enkel ehemals katholisch gewesener Leute als Apostaten zu betrachten seien, nicht auch die Urenkel und Ururenkel. Auch sollten

Die Kinder von Apostaten nicht als Apostaten behandelt werden. Groß waren die Rechtswidrigkeiten aller Art, die in Sachen der Mischehen, der lutherischen Seelsorge durch die Pastoren der Grenzkirchen und des Schutzes katholischer Verbrecher begangen wurden. Im Jahre 1728 erstach der katholische Buchbinder Haase den Tuchmacher-
gesellen Manigel, entfloh in den Pfarrhof und fand dort Schutz. Obwohl die aufgebrachte Bürgerschaft sechs Wochen lang alle Zugänge bewachte, gelang es den Geistlichen doch, den Missethäter aus der Stadt zu entfernen. Erst zwölf Jahre später stellte sich derselbe freiwillig dem Gericht. Einen ähnlichen Ausgang nahm ein beim „grünen Baum“ 1735 verübter Todtschlag, dessen Thäter sechs Monate im Pfarrhause verborgen gehalten wurde.

Nach dem Erlaß des oben erwähnten kaiserlichen Edicts von 1737, mit dem die Jesuiten sehr unzufrieden waren, hielt es dieser Orden für angemessen, neue Mittel zur Bekehrung der lutherischen Schlesier anzuwenden. Er entsandte eine Mission, die am 5. September 1738 auch in Grünberg eintraf, von einer bedeckten Bühne am Rathhauskeller herab predigte und während einer Woche Proceffionen in der Stadt hielt. Die Ausbeute an Bekehrten erreichte jedoch nur die Zahl drei.

Wenn man sich die Lage der schlesischen Lutheraner, welche doch in Niederschlesien wenigstens die große Mehrheit bildeten, in dieser Zeit kurz vor der preussischen Besitzergreifung vergegenwärtigt und erwägt, daß zu den geistlichen Bedrückungen auch die bürgerliche Zurücksetzung sich gesellte, weil die Machthaber nicht daran dachten, die im Ultranstädter Frieden verheißene bürgerliche Gleichheit der Confessionen zur Wahrheit zu machen, so begreift man leicht, daß der König von Preußen von der überwiegenden Zahl der Schlesier als Befreier angesehen werden mußte. Man versteht aber auch, daß die staatsmännische Weisheit Friedrichs, welcher „den Katholischen keinen Eingriff zu thun, wonach sich ein Jeder, weß Standes er sei, zu achten“ befahl, den Befreiten eine gewisse Enttäuschung bereitere, da sie nichts Geringeres als die volle Wiedereinsetzung in den Besitzstand vor dem dreißigjährigen

Kriege erwartet hatten. Andererseits ist es begreiflich, daß die Katholiken sich erleichtert fühlten, als so glimpflich mit ihnen verfahren wurde. Wahrscheinlich wäre Schlessen ungleich schwieriger behauptet und viel langsamer an die preußische Monarchie angegliedert worden, wäre es nach den Wünschen der Protestanten gegangen. Indem Friedrich handelte, wie es seiner erleuchteten Einsicht und seiner souveränen Verachtung alles Glaubenshabers entsprach, schloß er für sein Königreich die Aera der Unduldsamkeit und der gegenseitigen Befehdung und bereitete das einträchtige Zusammenleben der Bekenner verschiedener Religionen vor, worin Preußen seit 150 Jahren seinen Stolz sieht, daß vorübergehend getrübt werden, jedoch niemals mehr zu Haß und Unterdrückung um des Bekenntnisses willen führen kann.

In Grünberg vollzog sich der dem politischen folgende kirchliche Umschwung mit großer Ruhe. Die „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen“ (spätere Spener'sche Zeitung) berichtete in ihrem Stück Nr. 77 vom Sonnabend den 24. December 1740: „am 18. d. Mts. ermahnte der katholische Erzpriester in Grünberg seine Gemeinde, sich in allem Sr. Königl. Majestät in Preußen getreu und gehorsam zu erzeigen und rühmte Se. Majestät als einen besonders gnädigen Herrn.“ Und bereits am 24. Januar 1741 langte, vom Fürsten Leopold von Anhalt aus dessen Hauptquartier in Rauschwitz bei Glogau entsandt, der für Grünberg bestimmte erste evangelische Prediger Martin Friedrich Frisch am Orte seiner Wirksamkeit an, um schon am Tage darauf seine geistliche Thätigkeit zu beginnen und am 29. Januar im schleunigst hergerichteten Rathhausaal seine erste Predigt zu halten. Am Tage vorher passirte der König, nach Berlin reisend, durch Grünberg. Als die Stadtbehörden, Gemeindeältesten und Frisch an die Kutsche traten, welche der König, weil nur umgespannt wurde, nicht verließ, wiederholte er mehrmals und mit Nachdruck: „Ich will Religionsfreiheit; jeder soll Gott dienen auf seine Façon“. Und als der König am 22. Februar wieder durchkam, um zur Armee zu reisen, war er sehr huldreich und sagte zum Pastor Frisch: „Ich habe gehört, daß er ein

gelehrter und verständiger Mann ist; sei er nun auch so vernünftig, tolerant zu sein: ich werde ihn zu maintainiren wissen gegen fremde Intoleranz“.

Treu seinem Programm, die katholische Kirche in ihrem Bestande zu lassen, erlaubte der König keinen wie immer gearteten Druck auf die in der großen Minderzahl in Grünberg vorhandenen Katholiken. Selbst auf den Besitz der ost genannten polnischen Kirche mußten die Grünberger Protestanten endgiltig verzichten. Dafür sagte ihnen der König seine Unterstützung für den Bau eines eigenen Gotteshauses zu.

Nachdem wir uns so eingehend mit der Geschichte des alten ehrwürdigen, nun dauernd den Katholiken gesicherten Gotteshauses beschäftigt, verlangt die Gerechtigkeit, daß wir auch der Entstehungsgeschichte der evangelischen Kirche Grünbergs einige Worte widmen.

Ueber die Vorbereitungen zum Bau der Kirche und seine Ausführung lassen wir am besten die Reiche'sche Chronik selbst reden:

„1743 ist Anstalt zum Kirchbau gemacht worden, wozu das Holz aus dem Stadtwalde genommen werden durfte. Den 28. August sind deshalb dem Bau-Director Hedemann 6 und den 10. September abermahlen 6 Dukatens überjandt worden. (Zu welchem Zwecke, ist nicht gesagt; wahrscheinlich als Honorar für Anfertigung der Baupläne, Anschläge etc.) Die Zu- und Anführung des Holzes kostet an 600 Thaler Fuhrlohn. Der Ort, wo die Kirche sollte hinkommen, war sehr strittig. Einige wollten selbige auf den Dreifaltigkeits-Kirchhof haben, wovider die Katholiken heftig protestirt, einige in den Struve'schen Garten*), andere auf den Sand, wo der Föpsler gewohnt, und noch andere, wo der alte Marstall gestanden oder wo Herrn Schulze's Brauhof stehet.

*) Struve's Garten oder, wie später der Volksmund den Namen bequemer gestaltet hatte, „Strusche-Garten“ war übereinstimmend mit den heutigen Wiesen an der Klette zwischen Krautstraße und Glasserplatz. Der letztere, frühere Reitbahnplatz, ist von dem Struve'schen Garten abgezweigt worden, als Grünberg nach dem siebenjährigen Kriege Garnison empfing. Die vor etwa dreißig Jahren abgetragene Reitbahn wurde hier 1786 erbaut.

1744 den 13. Januar sind die ersten Eichen im Walde zur Evangelischen Kirche gefällt, und hat die 1. Eiche Herr Roschke auf den Bauplag bei die Kappelle auf der Niederstraße führen lassen.

1745 den 28. April ward vom hiesigen Magistrat, von der Burgerschaft, Zunft und Zechen ein Voranschuß zum Bethaus-Bau begehret, welche auch sogleich den 30. August parat waren, und sich auf die vorgeschlagene Stelle an der Stadtmauer bei der neuen Pforte über 3000 Thaler erklärten, NB. die Tuchmacher allein 2100 Thaler.

1746 den 22. April wurden alle Aeltesten wegen des Evangelischen Kirchbau halber zu Rathhause berufen und derer 6 zum Bau delegirt. Den 26. April wurden diese 6 Deputirten vom Magistrat bestätigt und zwar Herr Klapproth und Herr Jer. Seydel zur Kasse und Auszahlung, Herr Jer. Grasse, Herr Job. Gottfr. Fritsch und Herr Christian Pleisch zur Bau-Inspection und Herr Jacob Bartsch zur Registratur. Den 12. August wurde angefangen, die Häuser abzubrechen, wohin die Evangelische Kirche sollte gebaut werden. (Der Schulze'sche Brauhof ist mit 1800 Thaler, der dabei gelegene Garten mit 100 Thaler, des Schuhmacher Fehner's Haus gegen ein anderes vertauscht vor 350 Thaler bezahlt worden. Die Brau-Commune nahm den Brau-Urbar vor 1000 Thaler an.) Den 16. September ward mit Maurermeister Lipoldt contrahirt nach Klafter-Maß 12 qGr. und mit Zimmermeister Gottfr. Fischern Holz-Ausarbeiten, Abbinden und Instandsetzen für 550 Thaler. Letzterer hielt den Contract nicht, weil die Kirche in einigen Stücken verändert ward. Den 17. September ward der erste Grundstein zur Evangelischen Kirche gelegt, wobei 3 Sermones gehalten wurden, als: von Herrn Pastor prim. Fritsch über die Worte Jesaias 28 V. 1—16, von Herrn Bürgermeister Kauffmann über Sacharja Cap. 2 V. 10, von Herrn Pastor Schirmer über 1 V. d. Könige Cap. 8 V. 13. Zugleich wurde eine herrliche Musik dabei ausgeführt und der Stein unter Posaunen- und Trompetenschall gelegt, auch nachmals auf dem Thurme das Lied: Nun danket alle Gott! unter Trompeten- und Paukenschall

abgesungen. Der Grundstein ist von 2 Jünglingen, so Kränze auf den Häuptern und blaue Mäntel gehabt, namens Rippe und Mustroph, getragen worden, hat Handhaben gehabt und hat darauf gestanden: Monumentum Eccles. Relig. Evang. dicatum Posuit Senatus Grünbergens. die XVII^{mo} mens. Sept. 1746. Den ersten Stein hat der Herr Bau-Director Hedemann im Namen der heil. Dreysaltigkeit, den zweiten im Namen des Königs, den dritten in seinem als Bau-Directionis Namen gelegt. Hierauf folgte auf Antrag des p. Magistrats Herr Landrath von Nassau und legte einen Stein im Namen der Landstände, dann Herr Bürgermeister Kauffmann im Namen Ihrer Majestät und des Magistrats, dann der Proconsul Herr Arnold im Namen Ihrer Majestät und des Stadtgerichts, der 3. Consul und Rämmerer Herr Klose im Namen Ihrer Majestät, der Rämmererei und des Kirchencollegii, Herr Syndicus Balde im Namen Ihrer Majestät und Gemeine Bürgerschaft. Von jedem wurden 3 besondere Steine mit Anhebung eines Schurzfeldes und Maurerkelle gelegt.

1748 den 15. December Dom. III. adv. ward das Evangelische Bethaus mit großen und herrlichen Ceremonien eingeweiht. Vor der Kirche nach dem Markte zu war von Tannicht eine große Pforte mit Oeffnungen erbaut, in welchen die noch zur Zeit in der Kirche aufgestellten Devisen und Sinnbilder zu sehen waren. Abends wurde das Altar auf beiden Seiten mit Pyramiden und viel hundert Lampen erleuchtet, gleichergestalt auch das Singchor, wo querüber an der Bühne (! NB. Die Orgel war noch nicht erbaut) das Wort „Halleluja“ mit großem gelben Plitterbleche illuminiert war.

1749 den 25. Mai am heiligen Pfingsttage ist das Neue Altar in der Evangelischen Kirche eingeweiht worden, welches das Tuchmacher-Gewerk machen lassen, kostet über 800 Thaler.

Den 14. December am 3. Adv. wurde in der Evangelischen Kirche das Gedächtnißfest wegen der vorjährigen Einweihung gefeiert, bei welcher Gelegenheit Herr Oberbürgermeister Kauffmann eine alte Bibel, welche in denen Evangelischen Zeiten von 10 Personen der Kirche geschenkt, nachhero in Croffen versetzt gewesen, wieder

eingelbset, in schwarzen Sammet einbinden, mit Silber beschlagen lassen, und der Evangelischen Kirche auf's Neue geschenkt. NB. Die Kanzel in der Evangelischen Kirche hat Elias Becker, ein Müller aus Krampe, die große Glocke der Magistrat, die zweite Herr Joh. George Hartmann, die dritte Abraham Mühle aus eigenen Mitteln anfertigen lassen und der Kirche geschenkt.

1750. Diesen Sommer wurde die Kirche abgeputzt, auch wurden noch viele Bänke angebaut.

1752. Im März wurde Anstalt zu einer Orgel gemacht, und solches Werk mit 24 Registern dem Orgelbauer, Herrn Lohseger, um 1750 Thaler verdingt.

1755 den 6. Mai wurde die neue Orgel von dem Freystadt. Director chori Groß und dem Zöllschauer Organist Heuse übernommen, welche mit allen Unkosten in die 2000 Thaler zu stehn kommt.

Den 8. Mai am Himmelfahrtstage war der schöne neue Taufstein, von der verwittibten Frau Rippin verehrt, zum ersten Male präsentirt.“

Hiermit schließt die Reiche'sche Chronik ihren Bericht über den Kirchenbau. Zur Vervollständigung der Entstehungsgeschichte unseres lieben evangelischen Gotteshauses sei hier gleich vom Thurmbau berichtet. Ein Thurm war damals zwar in Aussicht genommen, die Ausführung wegen Geldmangels indessen auf's Unbestimmte verschoben worden. Nachdem die Evangelischen von Stadt und Land so lange ein eigenes Gotteshaus entbehrt, waren sie begreiflicher Weise glücklich, wenigstens die schlichte Bet- und Predigtkirche zu empfangen, als welche unsere in Kreuzform angelegte evangelische Kirche mit der Kanzel an einer der inneren Ecken des Kreuzes sich darstellt. Das war so recht eine Kirche nach ihrem Herzen. Als sie fertig war, scheint nur eine Stimme des Lobes und der Anerkennung bei den Grünbergern gewesen zu sein. Sie schmückten das Innere ihres neuen Gotteshauses nach besten Kräften, und es darf hier gesagt werden, unter Entfaltung eines guten Kunstgeschmackes; denn der Schmuck des Altars, die Gestalten Maria's und Magdalena's sowie der Jünger am Stamme des Kreuzes und die Gestalt des Heilandes sind von rührender Schlichtheit und Natür-

lichkeit, die ersteren nichts weniger als steif, sondern von lebhafter und doch maßvoller Bewegung und edler Gebehrde. Aus den obigen Mittheilungen des Chronisten geht hervor, wie opferwillig die wohlhabenderen Bürger und Bürgerinnen zur Ausschmückung des Gotteshauses beitrugen. Da war es sicher wohlgethan, alle Aufmerksamkeit auf diesen Punkt zu vereinigen und den Gedanken an die Anlage eines Thurmes, als eines weithin leuchtenden Wahrzeichens, eines gen Himmel weisenden Fingers, für jetzt unerörtert zu lassen. Desto lauter und mahrender trat die Aufforderung, diese Vervollständigung ihres Gotteshauses in's Werk zu setzen, siebenzig Jahre später an die evangelischen Grünberger heran, als nach glücklich beendeten Freiheitskriegen eine Zeit außerordentlichen Aufschwunges des Grünberger Hauptgewerbes mit vermehrten Einnahmen auch Muth und Lust an idealeren Aufgaben erweckte. Leider wurde der beste Moment versäumt und die Aufsführung erst in's Werk gesetzt, als schon wieder schlechte Zeiten eingetreten waren. Es spricht für die unter preußlicher Herrschaft stets freundlich gebliebenen Beziehungen zwischen den beiden ConfeSSIONen und für den kirchlichen Sinn jener Tage, daß um diese Zeit beinahe gleichzeitig und unter gegenseitiger Unterstützung sowohl der Bau eines evangelischen als der eines katholischen Kirchturms in Angriff genommen wurde.

Daß der Gedanke, ihr Gotteshaus früher oder später durch einen Thurm zu schmücken, auch schon die Erbauer der evangelischen Kirche beschäftigte, ist unwiderleglich dadurch bewiesen, daß sie durch Legung des Thurmfundaments und Aufsführung der Grundpfeiler am Hauptportal dem künftigen Thurm alsbald seinen Platz angewiesen hatten. Ein Thurmbaufonds wurde 1776 mit 55 Thalern begründet, welche beim Bau der 1768 bis 1770 errichteten evangelischen Bürgerschule — Friedrichsschule — erbübrigt worden waren. Dieser bescheidene Fonds hatte sich durch verschiedene Zuwendungen und Legate bis 1827 auf 1000 Thaler erhöhbt. Schon 1821, als der bis etwa 1818 anhaltende industrielle Aufschwung bereits entschiedenem Niedergang Platz gemacht hatte, war mit freiwilligen Sammlungen für den weiteren Schmuck

der Kirche begonnen und 1400 Thaler gesammelt worden. Doch überwogen auch dies Mal andere Bedürfnisse an Wichtigkeit, und die gesammelten Gelder fanden zur besseren Ausstattung des Innern, zur Anlage einer Taufkapelle und zur Anschaffung eines neuen metallenen Kronleuchters Verwendung. Eine neue Subscription wurde im Sommer 1827, nachdem das Jahr 1826 vielen und ausgezeichneten Wein gebracht und auch der Herbst 1827 eine sehr reichliche Lese voraussehen ließ, ausschließlich für den Zweck des Thurmbaues eröffnet. Sie brachte 1040 Thaler ein, und es verdient rühmend hervorgehoben zu werden, daß selbst viele Katholiken freiwillig beisteuerten, obwohl die bevorstehende Anschaffung eines vollständigen Geläutes für den zu erbauenden Thurm ihre eigene Kirche in einer ihrer bisherigen Einnahmen bedrohte. Mit dem verfügbaren Baufonds von 2000 Thalern und dem Versprechen vieler unentgeltlichen Spann- und Handdienste aus Stadt und Land wurde in gutem Vertrauen am 30. Mai 1828 der Thurmbau unternommen. Es war vorauszusehen, daß das vorhandene baare Geld bei Weitem nicht langen werde; doch hoffte man auf den opferwilligen Sinn der evangelischen Bürgerschaft. Derselbe bewährte sich im Weiteren auch wie erwartet und brachte noch etwa 500 Thaler zusammen; doch blieb schließlich ein Ausfall von 2000 Thalern zu decken, den die Kammerei-Kasse gegen 4 pCt. Zinsen vorschußweise bergab unter der Bedingung, daß die Läutegelder zur allmählichen Tilgung Verwendung fänden. Es ist immerhin erstaunlich, daß es gelang, Thurm und Glockengeläut mit einem Baar-Aufwand von 4500 Thaler herzustellen; doch ist nicht zu übersehen, daß Holz und Ziegel aus den städtischen Forsten und Ziegeleien umsonst geliefert wurden und manche andern Gewährungen, die man nicht müde wurde zu erbitten, namhafte Erleichterung der Kosten brachten. So wurde unter Anderem der Eingangszoll auf die aus dem „Auslande“ Sachsen, vom Glockengießer Friedrich Gruhl in Kleinwelsde bei Baugen bezogenen Glocken nachgelassen. Der Thurm war Anfang September 1828 bis auf den Abpuß fertig; am 11. October wurde der

Knopf aufgesetzt. Das Weibefest begann mit der feierlichen Einholung der Glocken durch die Schuljugend am Sonnabend den 1. November. Noch an demselben Tage erfolgte das Aufziehen der drei Glocken und ihre Unterbringung in der Glockenstube, Abends 7 Uhr wurde zum ersten Mal geläutet und von den Grünbergern die berechnete Wahrnehmung gemacht, daß sie in den Besitz eines der schönsten Glockengeläute weit und breit gelangt waren. Wie manchem in Grünberg Geborenen und Erzogenen hat seitdem fern von der Heimath dies melodische Geläute in der Erinnerung geklungen, besonders am Sonntag Morgen, wenn er still durch Feld und Flur wandelte und den schönen Dreiklang jenes vollen, zur Andacht ladenden heimathlichen Geläutes zu hören vermeinte, wie er's so oft zu dieser Stunde geklingelt. Es ist etwas Wunderbares um das Auf- und Abwogen dieser Töne! Erhebend und zugleich sänftigend wirken sie auf die Seele. Nichts Feierlicheres und Herzbewegenderes, als ihnen zu lauschen inmitten sonniger Landschaft zwischen Blüthenbäumen, wenn nahe dem Ohr tausende von fleißigen Bienen summen und zu jenen von fernher klingenden ernsten, an Vergänglichkeit gemahnenden Tönen die daseinsfrohe Begleitung geben! — Am Sonntag, den 2. November erfolgte die Einweihung des neuen Thurmes. Magistrat und Stadtverordnete zogen unter dem Geläut der neuen Glocken nach der Kirche, Pastor primarius Wegner hielt die Weiberede, eine Gesangsaufführung folgte. Am Abend vereinigte ein Ball an die 300 Theilnehmer.

Es ist oben schon darauf hingewiesen worden, daß der evangelische Kirchturm nicht der jüngste unserer Thürme ist. Der katholische Kirchturm zählt 4 Jahre weniger; aber an seiner Stelle standen vor ihm bereits 4 andere Thürme. Die früheste Nachricht vom Vorhandensein eines Thurmes an der Pfarrkirche ist vom Jahre 1554. Es wird als Grund für die damalige Verschuldung der Stadt u. A. der kurz vorher erfolgte Bau eines Glockenthurmes angeführt. Zur katholischen Zeit vor der Reformation scheint die Pfarrkirche also keinen Thurm besessen zu haben. Erst die Vorliebe der lutherischen Kirche für Glockengeläut gab den Anlaß

zur Erbauung eines solchen. Dieser erste Thurm stand bis 1582, wo er bei dem großen Brande am 26. Juli zugleich mit der Kirche ein Raub der Flammen wurde. Acht Jahre später waren Kirche und Thurm, zum Theil von Grund aus, wieder aufgeführt. 1608 schlug der Blitz in diesen zweiten Thurm, schmolz die Glocken und zündete die Kirche, sodaß sie ausbrannte. Es war um die Zeit der kirchlichen Wirren und der erbitterten Streitigkeiten zwischen Lutheranern und Reformirten. Curatus Effner versagt es sich nicht in seiner Geschichte der katholischen Pfarrei Grünberg von diesem merkwürdigen Blitzschlag, der im Uebrigen den Thurm nur wenig beschädigte, die Meinung zu äußern: „Ueber diese Ausschweifungen einer Gewissensfreiheit, die nur dem Namen nach bestand, schien selbst der Himmel sein Mißfallen zu bezeugen.“ Herr Effner unterläßt es jedoch, Betrachtungen solcher Art an drei ähnliche Blitzschläge zu knüpfen, welche Thurm und Kirche am 9. August 1635 heimsuchten zur Zeit, als die Benützung des Gotteshauses den Protestanten streng untersagt war. Zwei dieser Blitze trafen die Kirche, einer den Thurm, der an Dach und Mauerwerk stark verletzt wurde. Am 23. und 24. August 1651 brannte Kirche und Thurm aufs Neue vollständig ab. Bis zur Wiederaufrichtung des Thurmes verfloßen dies Mal 27 Jahre. Der endlich 1678 vollendete neue Thurm muß seinen Meister gelobt haben. Er war 300 Fuß hoch, unten viereckig, oben achteckig und besaß in seinem obersten Theil drei Durchsichten. Die zu seiner Eindeckung nöthigen 29 Centner Blech zu 13 Thaler wurden durch besondere Wagen von Leipzig geholt. Diesen dritten Thurm ereilte 1734 im September ein Blitzschlag, jedoch ohne zu zünden. 1749 wurde ihm ein neuer Knopf aufgesetzt. 1766 fuhr der Blitz wiederum in den Thurm und verletzte den Glockenstuhl. 1774 wurden zuerst bedenkliche Risse im Mauerwerk aufgefunden und reparirt. Man glaubte indessen an keine ernstliche Gefahr. Am 14 Juli 1776, an einem Sonntag Nachmittag, stürzte jedoch in Folge Nachlassens der Fundamente der Thurm ein, beschädigte im Fallen die Kirche sehr bedeutend, tödtete einen und

verletzte zwei Menschen. Bis zum 15 September 1780 war ein neuer Thurm auf ganz neu gelegten, tiefgründigen Fundamenten erbaut, der wegen Mangel an Baumitteln nach Höhe und Schönheit nur als ein Schatten seines Vorgängers bezeichnet wird. Auch diesen vierten Thurm traf am 5. Juni 1783 ein Blitzschlag und beschädigte sein Dach beträchtlich. Inzwischen aber hatte Benjamin Franklin den Blitzableiter erfunden, und man ärgerte nun nicht länger, den Thurm mit dem geringen Geldopfer von 53 Thalern dauernd gegen den „Zorn des Himmels“ zu sichern. Seitdem ist nichts mehr von Blitzschlägen in Thurm oder Kirche vernommen worden. In der Weltanschauung des Herrn Effner wird an das Ereigniß der Anbringung eines Blitzableiters folgende Betrachtung geknüpft, der vorauszuschicken ist, daß ein Saganer Augustiner Chorherr den Plan der Anlage entworfen: „So half durch sonderbare Lenkung der Verhältnisse das mit Gränberg früher so eng verschwisterte Augustinerstift die Wetterstrahlen des Himmels von einer Kirche ablenken, von der es den moralischen Blitzschlag der sogenannten Reformation nicht hatte abwenden können.“

Die Bauart des vierten Thurmes muß eine wenig standhafte gewesen sein; denn schon 1827 ergab sich die Nothwendigkeit, die schadhaft gewordene Kuppel abzutragen und bei einem Neubau nur den untersten Theil stehen zu lassen. Nach Besiegung aller Schwierigkeiten der Geldbeschaffung wurde am 2. Mai 1832 der fünfte Thurm in Angriff genommen und in seiner jetzigen Gestalt bis zum 24. August aufgeführt, an welchem Tage Knopf und Kreuz aufgesetzt werden konnten. Auch bei diesem Anlaß zeigte sich das in Gränberg seit lange bestehende und hoffentlich stets vorhaltende freundliche Einvernehmen zwischen den Confessionen. Curatus Effner sagt hierüber: „Es ist dankbar anzuerkennen, daß zu diesem günstigen Ergebnis die lutherische Gemeinde bedeutend beigetragen und daß hierzu Pastor primarius Meurer durch sein an dem der Collette vorhergehenden Sonntage von der Kanzel gesprochenes Wort freundlich mitgewirkt hat.“

Frägt man nach diesem Blick auf die Vergangenheit von Grünbergs jüngstem Thurm nach seinem ältesten, so ist als solcher der Hungerturm zu bezeichnen; doch ist wohl nur sein unterster Theil mittelalterlichen Ursprungs und aus den Jahren 1479/1480 datirend, wo Herzog Johann von Sagan die Grünberger zum Bau des Neuthors zwang, das an dieser Stelle stand und vom Hungerturm flankirt wurde. Hungertürme gab und giebt es in vielen schlesischen Städten, so in Freystadt (wo der 1474 gebaute, zuletzt im Volksmunde „Hundsturm“ genannte Thurm 1839 abgetragen wurde), in Slogau, Sagan, Briebus. Es scheint das Erhungernlassen von Gefangenen damals nicht selten gewesen zu sein. Erwiesen ist es von den oben genannten vier Städten. Dem Grünberger Hungerturm ist jedoch nichts Ähnliches nachzusagen. Er scheint als Gefängniß gedient zu haben, die Gefangenen mögen darin auch durch Hunger gepeinigt worden sein, aber nirgends wird von einer so grausen Benutzung berichtet, wie aus andern Städten. In seiner alten, wahrscheinlich sehr einfachen Gestalt scheint der Grünberger Hungerturm bis 1717 bestanden zu haben. Die Reich'sche Chronik berichtet: „Monat November ist der Thurm beim neuen Thor abgebrochen und hernach bald wieder neu aufgebauet worden.“ Die Wetterfabne zeigt die Jahreszahl 1729; einer größeren Reparatur wird noch im Spätsommer 1827 gedacht. Man war sich bis in die neueste Zeit in Grünberg nicht bewußt, wie edele Formen die Laterne des Hungerturmes besitzt. Erst der vom Provinziallandtage ernannte Conservator schlesischer Alterthümer, welcher vor wenigen Jahrzehnten Grünberg besuchte, machte enthusiastisch hierauf aufmerksam und regte die photographische Aufnahme an, als in einer Zeit baulichen Aufschwunges vorübergehend die Niederlegung des Hungerturmes geplant wurde. Möge er erhalten werden, so lange er nicht im Wege steht!

Noch eines zweiten in der Umwallung der Stadt gelegenen, seit lange aber verschwundenen Thurmes wird unter dem Namen „Die wüste Bastei“ in den Aufzeichnungen der Chronisten mehrfach gedacht. Er stand in der Nähe der Pfarrkirche. In ihm wohnten

u. A. die Kapuziner-Patres Hilarius und Clearius, von denen früher als Seelsorger nach dem westfälischen Frieden die Rede gewesen ist, und deren starker Durst dem Rath der Stadt soviel Verdruß bereitete. Damals (1654) hatte der Thurm auf kaiserlichen Befehl wohnlich eingerichtet werden müssen. Es geschieht seiner zum letzten Mal 1688 Erwähnung. Aus diesem Jahre existirt ein interessanter Visitationsbericht über das Eigenthum der katholischen Pfarrkirche. Aus Anlaß dieser Inventarisirung des Kirchenvermögens nahm der Pfarrer die wüste Bastei als der Kirche zugehörig in Anspruch und verlangte die Wiedereinrichtung eines früher dort vorhandenen Schüttbodens. Der Rath weigerte sich dessen jedoch. So scheint die Bastei wüst geblieben, später abgetragen und spurlos verschwunden zu sein.

Wann Gränberg's Hauptthurm, der Rathsthurm, erbaut worden ist, kann mit Sicherheit nicht ermittelt werden; doch gelangt man durch folgende Erwägungen zu den Jahren 1596 bis 1603 als den wahrscheinlichen der Erbauung: Bei allen großen Bränden, die Gränberg bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts heimgesucht (1418 oder 1422, 1456, 1552 und 1582) geschieht von den Chronisten mit großer Sorgfalt des Schicksals von Kirche, Pfarrhaus, Rathhaus Erwähnung, ob sie erhalten, beschädigt oder zerstört worden seien. Gleiche Rücksicht ist diesen Gebäuden in den nachfolgenden Berichten über Wiederaufbau gewidmet. Eines Rathsthurmes wird indessen niemals gedacht. Beim letzten dieser Brände (1582) wird ausdrücklich mitgetheilt, daß vom Rathhaus nur die Stube im Stadtkeller stehen geblieben sei und vom October 1590 wird berichtet, daß „Kirche, Schule, Rathhaus und Kirchturm zum Theil von Grund aus aufgeführt wurden.“ An dieser Stelle müßte auch vom Rathsthurm die Rede sein, wenn ein solcher schon früher bestand oder nach dem großen Brande neu errichtet worden wäre. Denn es ist einmal nicht anzunehmen, daß bei vollständiger Zerstörung des Rathhauses der Rathsturm unberührt geblieben sein könnte, und zum Andern, daß der Chronist über den Neubau eines Rathsthurms an der angeführten

Stelle gar nichts berichtet haben sollte, während er doch des Kirchturms ausdrücklich gedenkt. Zum ersten Mal wird der Rathsturm 1627 aus Anlaß eines von Soldatenjungen angelegten Feuers erwähnt, wobei „auch Rathsturm und Seiger“ in Feuer aufgegangen seien. In der Erzählung über die Folgen dieses Brandes wird der Thurmwächter mit Namen genannt und hinzugefügt, daß er 23 Jahre seines Amtes gewaltet habe. Ein Rathsturm mußte also schon längstens 1604 vorhanden gewesen sein. Hierdurch wird die mögliche Zeit der Erbauung des Rathsturms nach Maßgabe des Vorhergesagten auf die Jahre 1590 bis 1604 eingeschränkt. Oben ist diese Zeit noch weiter, nämlich auf 1596 bis 1603 begrenzt, und das aus gutem Grunde: Die Jahre 1595 und 1596 waren für Grünberg ganz besonders wichtige, weil es nach langen Mühen gelang, von dem stets geldbedürftigen Kaiser gegen einen Rausschilling von rund 60 000 Thalern und 50 Thalern jährlichem Erbzins die „Regalien“ zu erlösen, was so viel bedeutet als: die Stadt und die ihr erblich zugehörigen Dörfer hörten auf, kaiserliches Kammergut zu sein, die Stadt empfing die Criminal- und Civil-Gerichtbarkeit und alle Getreide- und Geldzinsen, so viel der kaiserlichen Kammer bisher zugestanden hatten. So war Grünberg, nachdem es vor 20 Jahren sich kirchlich frei gemacht, nun auch zu bürgerlicher Unabhängigkeit gelangt, und es dünkt uns von der größten Wahrscheinlichkeit, daß gerade in diesem Zeitpunkt der wohl schon lange gehegte Plan der Erbauung eines Rathsturmes zur Ausführung gelangte. Es wird kaum vor Abschluß der Verhandlungen mit dem Kaiser geschehen sein, weshalb das Jahr 1596 als das denklich früheste oben eingesetzt ist. Die Finanzlage der Stadt war die gedeihlichste, die Bürger erfreuten sich, wie schon an früherer Stelle nachgewiesen, in dem dem dreißigjährigen Kriege vorhergehenden Menschenalter eines außergewöhnlichen Wohlstandes. Gesteigertes Selbstgefühl war die Folge und sein Ausdruck der Bau eines stattlichen Rathsturmes. Die nachgewiesene Existenz eines Thurmwächters im Jahre 1604 läßt das Jahr vorher als das späteste erscheinen, in dem der Bau vollendet wurde. Befremdlich

ist nur das Eine, daß die Chronisten des für eine kleine Stadt so wichtigen Ereignisses nicht gedenken. Doch giebt es hierfür eine genügende Erklärung: Die Nachrichten über äußere Ereignisse im letzten Jahrzehnt des 16. und dem ersten des 17. Jahrhunderts fließen überhaupt spärlich, zumest deshalb, weil die öfters erwähnten inneren Wirren und confessionellen Streitigkeiten die Gemüther beschäftigten. 1606 setzte die Bürgerschaft ihren alten Rath wegen calvinistischer Umtriebe ab. Da wird man unter dem nun folgenden streng lutherischen Regiment sich nicht veranlaßt gefühlt haben, Bemerkungen von den realen Verdiensten des abgesetzten Rathes, wozu die Ausführung des Rathsthurmbaues gehörte, in den Jahrbüchern der Stadt zu machen. Die wichtigste locale Geschichtsquelle dieser Zeit aber, die Rippe'sche Chronik, beginnt erst mit dem Jahre 1609.

Ueber die weiteren Schicksale des Rathsthurms ist der Chronik zu entnehmen, daß er 1628 neu eingedeckt, im August der neue Seiger aufgezogen und der Knopf aufgesetzt wurde. Schon 1669 machte sich eine neue Reparatur nöthig. Knopf und Wetterbahn mußten herabgenommen und erneuert werden. Der Chronist erwähnt, daß der mit der Aufbringung des Knopfes betraute Baumeister Peter Jonas ein ihm vom Rath geschenktes grünes Kleid oben auf der Rispe, dem Knopf gegenüber, angezogen habe, „solches ist unter Trompeten- und Paukenschall mit Anstimmung des Te deum laudamus geschehn“. Bereits 1715 wieder mußte der Thurm eingerichtet, gedeckt und unterschwellt werden. Auch diesmal wurde der mit der Arbeit beauftragte Zimmermeister Gottfried Fischer von Fuß aus neu gekleidet; auch er legte den neuen Anzug oben auf luftiger Höhe an und trank unter Trompeten- und Paukenschall die Gesundheit der Stadt. Von einer nächsten Reparatur wird aus dem Jahre 1777 berichtet: Am 4. Juli wurden Fahnenstange und Knopf durch den Zimmermeister Schiffel senior aus Freystadt abgenommen und am 26. Juli durch Schiffel junior wieder aufgesetzt. Beim Herausziehen des Knopfes spielte die Kapelle des Stadtmusikus Müller den Choral „Wenn ich in Angst und Noth“, nach glücklicher Vollendung

des Werkes „Nun danket alle Gott!“ Trompeten und Pauken thaten das Ihrige. Zu Anfang des neuen Jahrhunderts machte sich eine neue, dies Mal sehr umfassende Reparatur nothwendig. Der obere Theil des Thurmes (d. i. jede einzelne der ihn tragenden Säulen) wurde unterschwellt, was nur dadurch möglich war, daß er im Ganzen in die Höhe geschraubt und eine Zeit lang durch Stäben und Schrauben in der Schwebe erhalten wurde. Glücklicher Weise blieb während der zwei Tage des 14. und 15. August 1801, wo die Arbeit geschah, das Wetter günstig und windstill. Immerhin gelang die Arbeit nicht zur vollen Zufriedenheit; denn unser Rathsthum hat seitdem in seinem oberen Theil eine entschiedene, wenn auch schwache Neigung zur Seite, die man am besten vom Glasserplatze aus bemerkt. Auch vom Ringe aus vermag man deutlich zu erkennen, daß der im Wesentlichen hölzerne Obertheil des Thurmes auf dem letzten Mauerabsatz ungleich aufliegt, indem letzterer an einer Seite breiter ausladet als an der entgegengesetzten. Bei einer künftigen ähnlichen Reparatur wird diese geringe Abweichung von Loth und Mittelstellung wohl ausgeglichen werden können. Inzwischen wird der Thurm länger als ein Jahrhundert ein wenig schief gestanden haben, ohne darum an seiner stattlichen Erscheinung Einbuße zu erfahren. Keinesfalls ist die Abweichung auffällig genug, um von einer gewissen Vorbildlichkeit des Thurmes zu reden und Vergleiche mit Zuständen heraufzufordern, welchen die zu Füßen des Thurmes Wohnenden, besonders nach guten Herbstten, zuweilen ausgesetzt sein sollen. Nach geschehener Einrichtung des Thurmobertheils stellte sich auch dies Mal die Nothwendigkeit heraus, den Thurmknopf abzunehmen und auszurepariren. Am 14. September wurden Knopf und Wetterfahne durch den Zimmermeister Malcke abgenommen, am 18. eine neue Spille aufgezogen und eingefügt und am 21. October Knopf, Stange und Pfanne durch Malcke Vater und Sohn ohne irgend einen Unfall wieder aufgesetzt. Von besonderen festlichen Veranstaltungen bei diesem Anlaß wird nichts berichtet. Damals wurden die drei Absätze der Laterne auch mit kleinen Holz-

schindeln eingedeckt und diese mit einem kräftigen rothen Delanstrich versehen. So haben die Aelteren unter den Lebenden den Rathsturm noch in der Erinnerung. Erst 1846 wurde diese Deckung durch Zink ersetzt. Am 19. Juli 1846 fand ein wiederholter Ertrag von Wetterfabne und Thurmknopf statt. Beide Ertrags-theile wurden vor ihrer Ausbringung im Rathsaule ausgestellt und in dankenswerther Art besonders der Schulljugend gezeigt. Der Knopf hat wohl drei bis vier Fuß im Durchmesser und birgt eine Menge Druckachen, Schriften und Münzen. Dieß Mal war es der junge Klempler Aue, welcher an einem wunderschönen, windstillen Sommertage die Arbeit in der Höhe besorgte und durch die erstaunliche Sicherheit seiner Bewegungen bekundete, daß er sich schwindelfrei im Reich der Lüfte fühlte. Auch dieß Mal erfolgte die Bekrönung des höchsten Bauwerkes der Stadt unter angemessener Feierlichkeit. In den Schlußchoral „Nun danket alle Gott!“ stimmte die unten versammelte Menge tausendstimmig ein.

Der Vollständigkeit halber wollen wir noch eines Thürmchens gedenken, welches die älteren Grünberger noch gekannt haben; denn es verschwand erst 1850 zugleich mit dem alten Hospital, als an dessen Stelle eine christkatholische Kirche (heutige Turnhalle) gebaut wurde. Es saß als Dachreiter auf dem hohen Ziegeldach des Hospitals und barg ein Bildlein. Wann zuerst in Grünberg ein Hospital gebaut worden ist, kann nicht mehr ermittelt werden. Erwähnt wird es erst, und zwar beiläufig, 1538, wo eines Kirchleins „neben dem Hospital“ gedacht wird, darin Eberhardt lutherisch predigte. Die Nähe der Vertlichkeit hat spätere Chronisten verleitet, dieß Kirchlein als übereinstimmend mit der 1809 abgetragenen Dreifaltigkeitskirche (im Volksmunde polnische Kirche) zu halten, welche auf dem heutigen Neumarkt (vor dem Realgymnasium) stand. Diese Ansicht ist als irrtümlich zu bezeichnen, wie unzweifelhaft aus einem amtlichen Schriftstück hervorgeht, der Vocation des lutherischen Predigers Erasmus Willich von 1618, worin der damalige kirchliche Besitz genau verzeichnet und sowohl die Dreifaltigkeitskirche als auch

„ein altes Kirchlein beim Spital“ angeführt sind. Diese letztere Kirche brannte 1661 den 7. Juni nebst dem Hospital ab und wurde nicht wieder erbaut, während das Hospital 1663 durch Sebastian Triebskorn, den Sohn des hochverdienten Diakonus an der Dreifaltigkeitskirche, neu errichtet wurde. Der 1850 niedergelegte Dachreiter ist wohl erst bald nach der preussischen Besitzergreifung erbaut worden, wie aus den in seinem Knopf gefundenen, jetzt in Privatbesitz befindlichen Papieren hervorzugehen scheint. Freilich kann auch bloß der Thurmknopf zu jener Zeit erneuert worden sein.

Von der mittelalterlichen Umwallung Grünbergs ist nur wenig mehr vorhanden, wodurch diese Stadt sich von andern der Nachbarschaft, vor Allem dem nahen Freystadt unterscheidet, das ungleich mehr und deutlichere Reste seiner ursprünglichen Befestigung bewahrt hat. Freilich mögen die Grünberger Befestigungen von Anfang an minder stark und ausgedehnt gewesen sein, als die anderer Städte. Räumlich waren sie zweifellos sehr beschränkt; denn wir vermögen ihnen, obgleich sie von der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ab zu einem sehr großen Theile abgebrochen, noch heute an allen Punkten zu folgen. Die von ihnen umschlossene innere Stadt kann bestenfalls nicht mehr als 1000 Menschen beherbergt haben. Da Grünberg aber sehr früh, nämlich bereits zu Anfang des 15. Jahrhunderts erheblich mehr Einwohner besaß, so wohnten mehr Leute außerhalb, wie innerhalb seiner Mauern, und man versteht vollkommen, was Herzog Johann II. von Sagan von den Grünberger Befestigungen sagte: „Grünberg hat eine alte Bichelhaube und Halsberge, aber Bauch und Schenkel bloß, es wird Pflüffe kriegen“. Dies hat sich auch bewährt, so oft es sich um die Gefahr einer Belagerung der Stadt handelte. Auf eine solche konnte und durfte es Grünberg niemals ankommen lassen, da es ja im Grunde genommen eine offene Stadt war. Es hat deshalb auch zu keiner Zeit eine Belagerung oder gar anhaltende Belagerung stattgefunden. Zu dieser eigenthümlichen Beschaffenheit der Befestigungen paßt es, daß sogar die Burg außerhalb der Wälle lag, an der Stelle höchst wahrscheinlich, wo jetzt

die „Burg“ genannte Straße und die Krautstraße zusammenstoßen. Der Winkel zwischen Burg und Krautstraße hieß noch bis zur Mitte dieses Jahrhunderts „Ruttelhof“; den jüngeren Grünbergern ist der Name, den man in einem Straßennamen hätte festhalten sollen, abhanden gekommen. Auch dieser Name spricht für das Vorhandensein der Burg an vorerwähnter Stelle; denn der Ruttel- oder Schlachthof gehörte im Mittelalter zur Burgvogtei. Nur dort durfte geschlachtet und mußte von jedem Stück Vieh eine Abgabe entrichtet werden. (Es waren also nicht hygienische, sondern ausschließlich fiskalische Rücksichten, welche im Mittelalter zur Anlage von Schlachthäusern führten.) Von der Grünberger Burg ist in Chronik und Urkunden wiederholt die Rede.*) Sie muß aber bei jeder Romantik und wahrscheinlich ganz von Holz, nach unsern Begriffen mehr ein Blockhaus als eine Burg, gewesen sein, obgleich sie, wie an anderer Stelle erwähnt, von 1361—1364 Residenz eines Herzogs war. Ihr Ende fand sie, weil bei etwaiger Belagerung unhaltbar, 1488 durch den oft genannten wilden Saganer Herzog, der sie niederbrennen ließ. Seitdem lebt sie, nunmehr schon 400 Jahre, lediglich in der Tradition fort.

Man könnte es befremdlich finden, daß der Mauergürtel um Grünberg so äußerst eng gezogen wurde und daß man auch später niemals daran dachte, ihn zu erweitern. Die Erklärung liegt wahrscheinlich in Folgendem: Die erste Anlage erfolgte sehr frühzeitig, als Grünberg sich wohl außer dem Ring auf die wenigen Straßen beschränkte, die wir heute als Niederthorstraße, Oberthorstraße, Große und Kleine Kirchstraße, Buttergasse, Fleischerstraße und Schulstraße kennen und die sämtlich innerhalb der alten Umwallung liegen. Ungeblüht sollen die Grünberger bald nach der Grundsteinlegung zu ihrem Rathhause (1321) mit der Umfriedigung ihrer Stadt angefangen und daran 36 Jahre lang, bis 1357,

*) Wolff stellt es als höchst wahrscheinlich hin, daß die Burg noch vor oder je nach der geschichtlichen Aufstellung bald nach der Stadt Grünberg entstanden und von Conrad II. von Glogau (1252—1273) während des siebenjährigen Bruderkrieges als eine Vorhut gegen Croffen erbaut worden ist.

zu thun gehabt haben. Einer andern wahrscheinlicheren Nachricht zufolge erstreckten sich die 36 Jahre von 1272 bis 1308. Diese erste Anlage war indessen keineswegs von Ziegeln oder Stein, sondern ausschließlich ein Plankenzaun. Die Benennung „Plankmühle“ für die hart an der Umwallung gelegene Wassermühle nahe der evangelischen Kirche hält dies Stadium der Grünberger Befestigungen im Namen einer Dertlichkeit fest. Ähnlich wurden in dieser Zeit des Mittelalters viele Städte geschätzt, wie es z. B. von Reisse nachgewiesen ist, daher auch häufig der Ausdruck *inter plancas* (innerhalb der Planken) für *inter muros* (innerhalb der Mauern) vorkommt. Daß es sich bei Grünberg so und nicht anders verhielt, dafür spricht eine Urkunde von unzweifelhafter Echtheit, nämlich die im Jahre 1429 erfolgte Bestätigung des Erwerbes des letzten Drittels von Sawade durch Herzog Heinrich IX. von Böhmen. In diesem Schriftstück macht es der Herzog zur Bedingung des Eigenthumsüberganges von ganz Sawade an die Stadt, „unsere Stadt Grünberg zu mauern und zu festen, so sie — die Bürger — das am schiefsten geenden und thun mögen, dazu sie ihren Fleiß thun sollen nach ihrem besten Vermögen“. Diese Worte weisen Licht auf den damaligen Zustand der Verplankung oder Verpallissadirung von Grünberg, die nach Befehl des Herzogs aus den Rugungen und Gefällen des Grünberg überlassenen Oberwaldes bei Sawade so schnell als nur möglich durch richtige Mauern ersetzt werden sollte. Der vorsorgliche Herzog wußte, warum er das that. Die drohenden Einfälle der Hussiten machten Eile sehr nothwendig. Diese scheinen die Grünberger auch angewandt zu haben. Zugleich erklärt die Eile, warum an eine Erweiterung der Umwallung nicht gedacht werden konnte. So entstanden also im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts die aus Feldsteinen gefügten Mauern, von denen bedeutende Bruchstücke namentlich am Stockhause noch vorhanden sind und deren riesige Fundamente vor mehreren Jahren bei Neuupflasterung der Obertborstraße bloßgelegt und bewundernd angestaunt wurden. Diese enge Umwallung, deren Zug südlich durch die hinter den Höfen der Obertborstraße, des Ringes und der

Buttergasse sich hinziehende namenlose Gasse, östlich durch die (außerhalb gelegene) Seilertahn, nördlich durch den (außerhalb bleibenden) Lauf der Lunge, westlich und nordwestlich durch die Wallgräben und Glaciß noch deutlich markirenden Gärten des Gesellschaftshauses und des verstorbenen Sanitätsrathes Glässer, den erweiterten Spielplatz der Friedrichsschule und den mit Linden bepflanzten jetzigen Marktplatz an der evangelischen Kirche bezeichnet wird, besaß zu Anfang nur zwei Thore, das am Fülleborn'schen Gesellschaftshause gelegene Oberthor und das bei Menzel's Färberei gelegene Niederthor. Letzteres, das bis 1561 von Holz gewesen und dann erst mit einem Aufwande von 5000 Thalern in Stein erbaut worden ist, wird in der Zeit von 1483 bis 1487 zum ersten Mal erwähnt, wo es Herzog Johann bei Gelegenheit der Aufbesserung der Stadtmauer stärker befestigen ließ. Zur selben Zeit wurden das Neuthor am Hungertbum angelegt, der Wallgraben vertieft und etliche der Mauer zu nahe liegende Häuser weggerissen.

Wir haben einleitend bereits gesagt, daß diese kriegerischen Vorbereitungen sich im Weiteren als überflüssig erwiesen und Grünberg selbst im dreißigjährigen Kriege niemals eine Belagerung bestand. Der Leser wird sich einer früher mitgetheilten Episode aus 1629 erinnern, wo man vor den kaiserlichen Kriegsvölkern die Thore schloß. Auch dieser Zwischenfall, der sich kriegerisch anließ, endigte durch eine Ueberumpelung der ungenügend bewehrten Thore. Es ist nichts mehr und nichts weniger als ein Scherzwort, wenn Raupach unter dem Titel „Die Eroberung von Grünberg“ die bekannte, sich äußerst friedlich abspielende Einnahme Grünbergs im ersten schlesischen Kriege dramatisirt.

Die Befestigungen der Stadt Grünberg verlieren aus allen mitgetheilten Gründen mit den fortschreitenden Verbesserungen der Waffentechnik jedes Interesse und gewinnen solches erst wieder im Augenblick ihrer Abtragung, die in verstärktem Maße zeitig im laufenden Jahrhundert begann, weil man es müde wurde, Geld für Instandhaltung auszugeben, und die Zeit nach mehr

Lust und Licht rang. Im Mai 1811 wurde zunächst das mit Einsturz drohende Neuthor abgetragen, 1827 ebenso das Niederthor und Ende der dreißiger Jahre das Oberthor. Alle drei waren nicht sowohl Thore als Thorgebäude, überwölbte Durchfahrten, darüber Räumlichkeiten, die zuletzt als Schüttböden benutzt wurden. Jrgend eines in die Augen fallenden architektonischen Schmuckes sollen sie entbehrt haben. Außer den drei Thoren hatten sich, durch den wachsenden Verkehr zwischen den Vorstädten und der inneren Stadt hervorgerufen, im Laufe der Zeit noch einige sogenannte „Pforten“ hinzugesunden, die „katholische“, die noch heute an der gleichen Stelle, nur in anderer Umgebung, vorhanden ist, die „neue“ Pforte und die Pforte an der Kirche. Die erstere ist wohl sehr alten Datums und wahrscheinlich wegen der leichteren Verbindung zwischen der hart an der Ringmauer belegenen Pfarrkirche einerseits, den Vorstädten und dem nahen Johannis-Kirchhof andererseits von Anfang an ausgespart worden, wenn sie auch anfänglich vielleicht keine öffentliche Communication war. Die „neue“ oder Mühl-Pforte dagegen, bis zu ihrer Beseitigung in diesem Jahrhundert an der nördlichen Giebelwand der evangelischen Schul- und Pfarrhäuser gelegen, datirt erst aus 1743. Ihre Anlage machte, um einen Zugang zu gewinnen, den Ankauf von Land für 45 Thaler nothwendig. Die Pforte an der Kirche, in der Nähe der Plankmühle gelegen, wurde 1822 auf freiwillige Subscription durchgebrochen. Die größte Pforte aus der inneren Stadt ist erst 1869 in Gestalt der Poststraße aufgethan worden, deren Anlage etwa 11 000 Thaler kostete. Bis zu diesem Jahr bestand zwischen den einander so benachbarten öffentlichen Plätzen, dem der inneren Stadt angehörigen Ring und dem ursprünglich zur Vorstadt gerechneten Postplatz (früher Topfmarkt), nur die mittelalterliche Verbindung durch Neuthor oder Oberthor. Es ist heute schwer verständlich, daß dieser Durchbruch nicht schon viel früher vorgenommen worden ist; doch erklärt die Unterlassung sich durch die Macht der Gewohnheit, die über Vieles hinwegsehen läßt. In dem vorliegenden Falle ist es bezeichnend, daß die treibenden Kräfte, welche alle

Schwierigkeiten überwinden und das Werk zu gutem Ende führen halfen, nicht geborene Grünberger, sondern Eingewanderte waren, die unbefangenen Blickes die Sachlage als eine Ungeheuerlichkeit erkannten und die Grünberger für ihre Pläne zu erwärmen wußten. Dergleichen wiederholt sich in allen Gemeinwesen, die größten nicht ausgenommen. Man darf nicht unbillig sein: daß es mit manchen derartigen Fortschritten langsam geht, hat auch sein Gutes. Besser, die Menschen werden dafür allmählich in Liebe gewonnen, als in ihrem Widerstande dagegen überwältigt, auch wenn dieser Widerstand unberechtigt ist. Die Heißsporne des Fortschritts leisten im Grunde weniger, als die Versöhnlichen und Besonnenen, wenn die Letzteren vielleicht auch etwas später an's Ziel kommen.

Es war nur natürlich, daß bei Einführung der Accise im Jahre 1705 die Accisestellen nicht an die alten Thore gelegt wurden, da wenigstens $\frac{3}{4}$ aller Einwohner Grünbergs außerhalb der Umwallung wohnten. So bildete sich damals also ein zweiter, ungleich weiterer Ring um Grünberg. Bei den vielen Zufuhrwegen von allen Seiten konnten unmöglich Schlagbäume und Accisbeamte vor alle gesetzt werden. Man sperrte also mehrere, wie die äußere Todtengasse (heutige Grünstraße), den Mühlweg ic. für Wagen einfach durch Gatter und zwang den Verkehr, seinen Weg durch die benachbarten Schläge zu nehmen. Bei der weitläufigen gartenartigen Anlage Grünbergs ist es begreiflich, daß Zollhinterziehungen und Umgehungen der Schlagbäume an der Tagesordnung waren. Die Zollstellen waren folgende: Der Lawalder Schlag ist markirt durch das bis vor wenigen Jahren in die Straße vorspringende Nebengebäude des Engmann'schen Grundstückes, an dem der Schlagbaum angebracht war. Der Grünbaumschlag war ein Doppelschlag, Zöllichauer und Polnischkesseler Straße absperrend, etwa an der Stelle des heutigen Gasthofs zum Deutschen Kaiser. Der Niedergassenschlag lag dem Gasthof zum Walschischrägüber; das frühere Schneider Kleinow'sche Haus war die Zollstelle. Der Obergassenschlag befand sich an der Stelle des Faustmann'schen, früher Schmied

Stolpe'schen Hauses. Der Spittelgassenschlag war sogar ein dreifacher; er sperrte am Ende der heutigen Hospitalstraße die Längegasse, die äußere Hospitalstraße und die Fabrikstraße ab. Endlich hatte der Sandschlag, einer der belebtesten Zugänge zur Stadt, in der Breiten Straße, da wo Hintergasse und Mittelgasse in sie einmünden, seine Stelle. Das Zollhaus war das heute noch vorhandene mit der Giebelseite nach der Straße gerichtete Gasthaus gegenüber der Jandé'schen Besingung. Sandschlag hieß diese Eingangspforte nach dem bis zur Mitte des Jahrhunderts all gemein „Sand“ genannten heutigen Fleischmarkt, der vor Erbauung der Häuser zwischen ihm und dem Grünzeugmarkt einen sehr großen Platz darstellte. Diese Accise überdauerte auch die preußische Besizergreifung und fand ihr Ende erst 1820 mit der Einführung der Mahl- und Schlachtsteuer. Die Schlagbäume in den Straßen wurden damals abgeschafft. Zollstätten blieben indessen bis 1839, wo die Mahlsteuer an die Müller und Bäcker auf fünf Jahre für 5551 Thaler verpachtet wurde. 1844 wurde die Mahl- und Schlachtsteuer zu Gunsten der Klassensteuer ganz abgeschafft. Auf der Lawalder Gasse war die Zollstätte etwas stadtwärts in das zuletzt Tuchmacher Lindner'sche Haus (gegenüber Grünwald) verlegt worden. Hier hauste der letzte „Schlagschreiber“ Brummer, manchem alten Grünberger wohl noch von Person erinnerlich. Die Beseitigung der Accise wurde ihrer Zeit von ganz Grünberg freudig begrüßt; sie war bei den sich immer freier entwickelnden Verkehrsverhältnissen als eine große Belästigung empfunden worden und erschien je länger desto mehr als eine Ungereimtheit, weil die Stadt inzwischen auch über den zweiten, sie einengenden Ring hinausgewachsen war. Besonders unpopulär waren die Schlagbäume seit dem Jahre 1804 geworden, wo zur besseren Wahrung der Ordnung die abendliche Thorsperre nebst Sperrgeld zur Einführung gelangt war.

Die Frage nach dem ältesten Kirchhose Grünbergs kann mit aller Bestimmtheit zu Gunsten des Johannis-Kirchhoses beantwortet werden, der sich zwischen der Niederstraße und Polnischkeffelerstraße erstreckte und

bis in die neueste Zeit als Kirchhof den meisten Grünbergern bekannt war, obgleich seit Anfang des Jahrhunderts darauf nicht mehr beerdigt worden ist. Er wird heute als Wäschetrocknplatz benutzt, soweit er nicht als Bauplatz bereits Verwendung gefunden hat. In der Einleitung dieses Kapitels ist schon hervorgehoben worden, daß die auf dem Johannis-Kirchhof früher stehende Kirche aus Ziegelsachwerk, die mit Glocke und allem Zubehör versehen war und beim großen Brande 1582 zerstört wurde, wahrscheinlich die erste christliche Kirche in Grünberg gewesen, ja daß es nicht ganz unglaublich ist, daß an ihrer Stelle früher ein heidnisches Heiligthum stand. Die Sage ist in diesem Punkte äußerst hartnäckig, und die Aufindung einer heidnischen Begräbnißstätte auf dem benachbarten Ziegelberge im Lauf dieses Jahrhunderts hat ihr neue Nahrung gegeben. In dem schon erwähnten Kirchen-Visitationsbericht von 1688 wird der Johannis-Kirchhof Coemeterium pestiferorum, d. i. Ruhestätte der an Pest Gestorbenen, genannt. Dies erklärt wohl die damals schon geringe Benutzung des Kirchhofes, der seit 1588 nicht mehr der einzige, wenigstens nicht mehr der einzige Friedhof außerhalb der Thore war. Innerhalb der Stadt war seit lange der Platz um die Pfarrkirche, begrenzt durch Stadtmauer und Pfarrhaus, als Begräbnißplatz benutzt worden; doch beschränkten sich zur Zeit der genannten Kirchenvisitation die hier stattfindenden Beerdigungen auf Katholiken, ja damals nur noch auf Lehrer. Auf dem seit 1588 bestehenden Dreifaltigkeits-Kirchhof und auf dem 1628 angelegten Grünkreuz-Kirchhof wurden Lutherische und Katholiken beerdigt. Der erstere lag außerhalb der Stadt auf einem Hügel. Der heutige Neumarkt deckt sich mit dem bis 1816 Dreifaltigkeits-Kirchhof genannten Platz nur theilweise. Der Kirchhof war um das Terrain größer, auf dem heute Ressource, Mannigel'sche Kellerei, Budenschuppen, das Haus von Fräulein Thomas, das Realgymnasium, das neue Hospital und das Gerichtsgebäude, sowie das Volksschulgebäude stehen. Noch heute liegen auf dem Platz, fast in die Erde eingesunken, einzelne flache Grabsteine.

Die älteren Grünberger erinnern sich noch zahlreicher Grabdenkmäler, die allmählich verschwanden. An der Stelle des 1853/54 erbauten Gerichtsgebäudes befand sich ein Birkenwäldchen und darin ein hohes Denkmal aus Sandstein, dem Bürgermeister von Klimaczewsky († 1808) gewidmet. (Der obere Theil dieses Denkmals hat später lange Jahre in der Otto'schen, jetzt Nicolai'schen Maulbeerplantage gestanden.) Andere Denkmäler sind wohl heute noch an anderer Stelle verwahrt, so eins im Irngarten hinter dem Rodskall, der zu Anfang des Jahrhunderts eine hübsche Anlage war, jetzt aber gänzlich verwildert ist. Noch andere und wohl die meisten nicht beanspruchten Leichensteine, die von der Besitzerin, der katholischen Kirche, bei Ausfüllung des Kirchhofs (1816 bis 1821) für 350 Thaler verkauft wurden, fanden praktische Verwendung zu Treppenstufen, Gewölbeschlusssteinen und dergl. Es berührt ganz eigentümlich, wenn man zuweilen auf so verwertheten Steinen verwitterten Schriftzügen begegnet, ihre jetzige profane Benugung im Geiste mit ihrer früheren ehrwürdigen Bestimmung vergleicht und an den stillen Platz denkt, auf dem sie hundert Jahre und darüber vielleicht, im Prangen des Frühlings und in sternheller Winternacht, lagen. Dem Sproß aus alten Grünberger Familien kommt dabei wohl die Frage in den Sinn: Trittst Du vielleicht den Stein, welcher einst die Stätte deckte, wo ein theures Haupt Deiner Vorfahren zum ewigen Schlaf gebettet wurde?

Eine Stelle des alten Dreifaltigkeits-Kirchhofes verdient besondere Hervorhebung. Es ist das von den zwei Linden (vor der Ressource) bezeichnete Grab des am 9. Mai 1791 verstorbenen General-Majors von Frankenberg, mehrjährigen Besitzers des bis vor Kurzem Mannigel'schen Hauses in der Herrenstraße. Die Pietät des Sohnes hat den Ort durch eine Marmortafel in der Erinnerung der Lebenden festgehalten. Diesem Sohn aber ist es beschieden gewesen, den ersten Norddeutschen Reichstag als Alterspräsident zu eröffnen.

Von einem andern Wahrzeichen des alten Dreifaltigkeits-Kirchhofes, der 1809 abgetragenen polnischen Kirche, ist schon mehrfach die Rede gewesen.

Sie war bald nach Eröffnung des Friedhofs erbaut worden; denn schon 1594 wirkte an ihr als polnischer Prediger Johann Ramigky. Ihre Existenz als „polnische“ Kirche ist deshalb besonders interessant, weil damit der Beweis erbracht ist, daß die in Grünberg eingepfarrten Dörfer damals noch in der Mehrzahl ihrer Bewohner polnisch redeten. Bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts war das Polenthum aus dieser Gegend soweit zurückgedrängt, daß auf den Grünberger Wochenmärkten nur noch von den Bauern der rechten Odersseite polnisch gesprochen wurde. Heute sind auch diese Dörfer ganz deutsch. Uebrigens ist am Sonntag polnisch nur zur lutherischen Zeit gepredigt worden. Nach dem westfälischen Frieden ist die Kirche von den Katholiken nur als Begräbniskirche benutzt worden, was den Lutherischen wiederholt Unlaß gab, um Ueberlassung der Kirche für ihren Gottesdienst zu bitten, indessen stets vergeblich, wie wir früher ausführlich berichtet haben.

Der Beschluß, den Dreifaltigkeits-Kirchhof zu cassiren, war bereits im November 1803 von der Bürgerschaft gefaßt worden. Es sollte indessen noch lange Zeit bis zu seiner Ausführung vergehen; denn das bischöfliche Vicariat erwies sich ganz besonders zähe den Wünschen der Stadt gegenüber. So wurde der Kirchhof nach wie vor bis Februar 1814 benutzt. Man wollte katholischerseits beobachtet haben, daß auf der andern Seite ein Streben vorhanden wäre, die liegenden Gründe der Pfarrei zu vermindern, da, sobald das Bedürfnis zu städtischen Neubauten heranträte, gerade das Kirchen-Grundeigenthum als dazu passend und gelegen erachtet würde. Diesem jedenfalls irthümlich angenommenen „Gelüst“ wollte man unter allen Umständen die Befriedigung versagen. Der Kampf um den Dreifaltigkeits-Kirchhof ist unter diesen Verhältnissen ein interessantes Stück Grünberger Geschichte, für die damalige katholische Kirchenverwaltung nicht eben ehrenvoll, wenn erwogen wird, daß der Kirchhof ursprünglich von den Lutheranern angelegt und den Katholiken bei der preussischen Besitzergreifung so überaus versöhnlich begegnet worden war. Doch es würde zu weit führen, die einzelnen Phasen

des Kampfes an dieser Stelle darzulegen. Endlich siegte die bessere Einsicht, daß das Eigenthum des Kirchhofs der Stadt gebühre. Er wurde gegen eine Abfindungssumme von 500 Thalern der Stadt überlassen, wogegen die Gräfte und Leichensteine der Kirche verblieben. Unterm 11. April 1818 wurde das Kaufinstrument vom Vicariatamt genehmigt und mit der Einebnung der Gräber bald vorgegangen. Die Einrichtung zu einem öffentlichen Markt mußte aus berechtigten Pietätsgründen auf Anordnung der Regierung bis 1835 vertagt werden. Der Name Dreifaltigkeits-Kirchhof verlor sich schnell, weil der gleiche Name auf den neuen am Ende der Oberstraße eingerichteten Kirchhof übertragen wurde.

Mit diesem neuen Dreifaltigkeits-Kirchhof hat es folgende Bewandniß: Zugleich mit jenem Beschluß der Bürgerschaft von 1803 war der Wunsch ausgesprochen worden, daß ein Kirchhof vor dem Overtbor angelegt werde, um in Zukunft nicht ausschließlich auf den Gränkreuz-Kirchhof angewiesen zu sein. An diesen Wunsch hatte sich ein gemeinnütziger Bürger, der Bäcker Schirmer, bei Errichtung seines Testaments erinnert. Als er 1807 starb, ergab sich, daß er der Frisch'schen Knabenarmenschule einen Acker in der Nähe des Fließes vermacht hatte mit der Bestimmung, daß derselbe als Begräbnißplatz unter dem Namen „Dreifaltigkeits-Kirchhof“ eingerichtet werde und der Armenschule das Stellengeld dauernd zukomme. Die Stadt als Patronin der Armenschule nahm die Schenkung bereitwillig an. Die erste Beerdigung auf dem neuen Kirchhof fand 1817 statt; am Bußtage den 30. April dieses Jahres erfolgte die feierliche Einweihung.

Zur Bervollständigung vorliegender Mittheilungen haben wir noch kurz der Entstehung des Gränkreuz-Kirchhofes zu gedenken. Es war am Himmelfahrtstage, den 1. Juni 1628, als man ihn — den jetzt sogenannten „alten“ — einsegnete und die erste Leiche, das 9 Wochen alte Söhnlein des Böttchermeisters Michael Förster, genannt Siegmund, dahin begrub. Die Schulen gingen im Zuge voran, jedes Kind trug einen grünen Zweig. Es folgten die Musikanten, die

drei lutherischen Geistlichen Erasmus Willich, Johann Rippe (der Chronist) und Melchior Triebkorn, der Rath, die geschworenen Aeltesten, das Gericht und eine große Menge Volkes. Pastor Willich hielt die Leichenrede über Psalm 92, Vers 13: Der Gerechte wird grünen wie ein Palmbaum u. Von diesen Textworten soll der Friedhof der „grüne“ Kreuz-Kirchhof genannt worden sein. Die Grünberger waren mit der Wahl dieses Kirchhofs besonders glücklich gewesen, wie sich in dem seither vergangenen Vierteljahrtausend in mehr als einer Richtung gezeigt hat, nicht am wenigsten mit Rücksicht auf die Grundwasserverhältnisse und deren gänzliche Beziehungslosigkeit zu den wasserführenden Schichten, aus denen die städtischen Wasserleitungen gespeist werden. Auch landschaftlich gehört dieser Friedhof zu den schönsten weit und breit. Die Fernsicht in der Richtung nach dem Oderstrom mit der sich an Fernsichten knüpfenden Erhebung der Seele wird manchem Leidtragenden schon Balsam für seinen Schmerz gespendet haben. Der schöne Laubschmuck des Friedhofes ist ein besonderer Vorzug in der an Baumschatten nicht eben reichen Umgebung Grünbergs. Im zeitigen Frühjahr, im Hochsommer und wenn der Herbst die Bäume malt, richten sich von den Höhen um die Stadt die Blicke gern auf diese Laub-Oase, und die Gedanken verweilen dann wohl auch auf Augenblicke bei Freunden, die unter grünem Moose bereits Ruhe nach den Stürmen des Lebens gefunden haben.

Dem „alten“ Grünkreuz-Kirchhofe hat sich seit 1816 der „neue“ angeschlossen, nicht ganz ohne Grenzstreitigkeiten mit der katholischen Kirche als der Besitzerin des alten. Auch 1837 und 1851 erfolgten namhafte Erweiterungen in der Richtung nach dem Rohrbusch, ungerchnet die in jüngster Zeit zu gleichem Zweck gemachten Landerwerbungen. Unscheinend ist an dieser Vergleichne noch für viele Generationen Platz. Seit 1816 ist am Westende des Kirchhofs nach der Stadt zu das städtische Krankenhaus angelegt worden. Ursprünglich lagen dessen Fenster auf den sich unmittelbar anschließenden Kirchhof hinaus. Seit einer Reihe von Jahren ist man bemüht, durch Gartenanlagen zwischen

Krankenhaus und Kirchhof den Kranken und Genesenden freundlichere Einblicke in die Außenwelt zu geben.

Weniger glücklich als der Gränkrenz-Kirchhof ist der Dreifaltigkeits-Kirchhof mit seinen Baum- und Strauchanlagen daran. Bis zu Anfang der 40er Jahre waren Bäume herangewachsen, besonders prächtige Birken in einer Quer-Allee. Sie mußten gefällt werden, nachdem der benachbarte Windmüller einen gegen die Stadt wegen Abfangung des Windes angestregten Proceß gewonnen hatte. Später wurde ein Vergleich mit dem Müller geschlossen, wonach er sich verpflichtete, die Mühle zu entfernen, wenn ihm bis zu einem gewissen Tage eine vereinbarte Abfindungssumme gezahlt würde. Der Termin wurde städtischerseits verpaßt, und der Müller, dem die Sache leid geworden, fand sich an nichts mehr gebunden. Erst nach einer weiteren Reihe von Jahren wurde der Vergleich erneuert, die Mühle endlich abgetragen und bei dieser Gelegenheit der Kirchhof um das Mühlengrundstück erweitert. Seitdem darf beliebig angepflanzt werden; aber es werden noch Jahrzehnte vergehen, bis sich Baumschatten hinzugesunden haben wird. Dann wird auch dieser Friedhof, welcher den Vorzug der Fernsichten mit dem anderen theilt, ein Garten genannt zu werden verdienen.

Schließlich sei noch des israelitischen Friedhofes und seiner kurzen Geschichte gedacht. Derselbe wurde 1814 angelegt. Erst seit dem Edict vom 11. März 1812, welches den Juden das Recht gewährte, sich überall in Preußen ansäßig zu machen und Grundbesitz zu erwerben, hatten sich einige jüdische Kaufleute aus Königsberg i. Pr., Glogau und anderen Städten in Grünberg niedergelassen. Da wurde ebenso die Einrichtung einer Cultusstätte als die Anlage eines Friedhofes zur Nothwendigkeit. Die letztere erforderte eine Regierungs-Berordnung, die im genannten Jahre erging. Auch dieser Friedhof ist durch Baumanpflanzungen und pietätvolle Pflege der Ruhestätten bald in einen Schmuckplatz umgeschaffen worden, der sich besonders im Herbst durch die Mannigfaltigkeit seiner Laubschattirungen auszeichnet.

4. Die Erwerbung der Kämmererdörfer.

Wir haben im vorigen Capitel schon gezeigt, daß Grünberg bis in das erste Drittel des 15. Jahrhunderts nur von einem Plankenzaun, bestenfalls eine Verpallisadirung zu nennen, umschlossen war. Man wird sich auch das Innere der Stadt recht ärmlich zu denken haben. Die Häuser waren um den Markt herum gedrängt (nach einer Sage stand das erste Haus an der Stelle, welche jetzt von dem Hofrichter'schen Hause, Ede Ring und Oberthorstraße, eingenommen ist), sie waren häufig einstöckig, aus Holz mit Lehmwänden gebaut und mit Stroh, wenn es hoch kam, mit Schindeln gedeckt. (Noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts überwogen die Schindeldächer in der inneren Stadt bei Weitem.) Die schmalen, krummen Gassen waren ungepflastert, allenfalls stellten sie Anstüppeldämme vor; von nächtlicher Beleuchtung war keine Rede. Wer nach Sonnenuntergang ausgehen wollte, mußte sich, wenn der Mond nicht schien, mit einer Riehsfacel versehen. Wahrscheinlich wurden die Gassen zuweilen noch durch vorgebaute Erker, Lauben, Treppen in ihrer Breite eingeschränkt. Wo wir uns heute eines Bürgersteiges erfreuen, da lagen Düngerhaufen, welche vor den Häusern u. A. sogar in Berlin noch bis in das 17. Jahrhundert hinein gestattet wurden. Die Dachrinnen ladeten weit in die Straße hinein aus. Sie besaßen (bis vor 40 Jahren) kein Fallrohr, sodaß bei Regenwetter große Wasserstrahlen von oben herabfielen. Dies dürfte in den ersten Jahrhunderten des Bestehens der Stadt die einzige Art der Straßenreinigung gewesen sein. Fenster in den Häusern gab es nicht, nur durch Laden oder Strohmatte verschließbare Fensteröffnungen. Anfang des 15. Jahrhunderts kam das Bekleiden der Fensteröffnungen mit Pelpapier auf, im Lauf desselben Jahrhunderts wurden erst die großen und allmählich auch die kleineren Städte mit Glasfenstern versehen, jenen bekannten Bugenscheiben, die wir heute so schön finden und nachahmen, obgleich wir es doch gelernt haben,

große, mehr Licht einlassende Fensterscheiben zu blasen. Man sieht, es war ein weiter Weg, den Grünberg, gleich allen andern Städten, seit seiner Gründung zurückzulegen hatte, um zu dem Maasse von äußerer Cultur, Bequemlichkeit, Behaglichkeit und Sicherheit des Daseins zu gelangen, wie wir es heute besitzen. Ob künftige Geschlechter ähnliche, weitere Fortschritte von unseren Zeiten bis auf die ibrigen zu verzeichnen haben werden? Unwahrscheinlich ist es nicht, wenn wir zurückdenken, wessen die Lebenden Zeugen gewesen sind. Die Aera der Straßenbeleuchtung ist jünger als dies Jahrhundert, die Gasbeleuchtung kaum 30 Jahre alt, die undurchlässigen bedeckten Dungstätten sind noch etwas jünger, der Sprengwagen steckt zur Zeit noch in den Kinderschuhen. Was wird uns die Aera der Kanalisation, der Ringbahn und Kleinbahn, die in Vorbereitung ist, noch bringen!

Es ist bei den mehr als dürftigen Lebensumständen, in denen unsere Ahnvorderen lebten, bei den zahlreichen Seuchen, von denen sie namentlich im 14. Jahrhundert heimgeheftet wurden, erstaunlich, ja bewundernswürdig, wie sie das städtische Gemeinwesen zu fördern und wie verhältnißmäßig schnell sie demselben Ansehen und Vermögen zu verschaffen wußten. Verständlich wird dies indessen, wenn man die Vortheile in's Auge faßt, welche von den Fürsten in ihrem wohlverstandenen Interesse den Städten eingeräumt wurden, sobald sie mit deutschem Stadtrecht begabt waren. Ohne dies wichtige Recht standen die Städte unter der Gerichtsbarkeit und Polizeiverwaltung eines vom Landesfürsten ernannten Schultheiß, dessen Amt gewöhnlich in der Familie forterbte. Mit dem deutschen Recht dagegen empfingen sie eine eigene Verfassung und erwählten sich Rathmänner (Consulu), an deren Spitze der auf ein Jahr gewählte Bürgermeister (Consul dirigens) stand. Dieser Rath, im Verein mit Ältesten oder Geschworenen der Zünfte, verwaltete alle Communal-Angelegenheiten und führte die polizeiliche Aufsicht in der Stadt, später auch in den Stadtdörfern. Die ganze Bürgerschaft, im Burding versammelt, konnte Willküren und Anordnungen in Civil-, Polizei-, Gewerbe- und Rechtsachen erlassen,

die in Angelegenheiten von mehr als örtlicher Bedeutung der Bestätigung des Landesherrn bedurften. Die Gerichtsbarkeit wurde von erwählten Schöppen oder Schöffen verwaltet, denen ein vom Landesherrn ernannter, im Rathhause Amtswohnung genießender „Hofrichter“ vorsah. Den Schöppengerichten unterstanden die Civilgerichtsbarkeit und die leichteren Criminalfälle in der Stadt sowohl, als — mit einigen Abweichungen — in ihrem ganzen Reichthum in den Dörfern deutschen Rechtes. Nur die polnische Landbevölkerung war ausgeschlossen und der Gerichtsbarkeit eines Burghauptmannes unterworfen. Der Hofrichter, welcher zugleich Instanz für die Urtheile der Schöppengerichte und für die schweren Criminalfälle competent war, die er mit „Hofschöppen“ aburtheilte, stellte die erste Person in der Stadt und im Reichthum vor, soweit letzteres im deutschen Rechte war. In Grünberg hatte er bis 1420 auch den Vorsitz im Rath; von da ab war für gewöhnlich der Bürgermeister Rathspräsident. Zum Hofgericht oder der Vogtei gehörten, als 1596, wie wir gesehen, auch das Hofrichteramt auf den Bürgermeister überging, von den Dörfern des Grünberger Kreises Buchelsdorf, Lessen, Lansig, Krampe, Kühnau, Sawade, Brittag, Deutsch- und Polnisch-Kessel, Zahn, Droschkau, Drentkau, Güntherödorf, Heinersdorf, Dohlermsdorf, Wittgenau. Der Hofrichter hatte überall die Fürstenrechte zu wahren und daher die Aufsicht über alle Regalien in Städten und auf den Dörfern deutschen Rechtes. So unterstanden seiner Controle die Zinserhebungen vom Salzverkauf, von den Buden und Bänken, von den Fischereien, der Bienenzucht 2c., nämlich sämtliche fiscalischen Abgaben. In Grünberg waren dem Hofrichter für die Berufungen und schweren Criminalfälle vier Hofschöppen (mit den von den Bürgern gewählten Schöppen nicht zu verwechseln) zugeordnet, von denen zwei Rathmänner waren. War in Sachen der Landgemeinden und der deutschen Gutbesitzer Recht zu sprechen, so wurden noch zwei Adelige, deren einer der Burghauptmann war, und ein Schulze hinzugezogen. Diese hervorragende Stellung der Hofrichter wurde später etwas herabgedrückt, als Fürsten-

thumsgerichte eingeführt wurden. In der österreichischen Zeit galten die Hofrichter nur mehr als Commissarien der Kämter und Oberämter.

Die hier in großen Zügen vergegenwärtigte Städteverfassung nach deutschem Recht bildete die Grundlage, auf der die Städte allmählich zu Ansehen und Reichthum gelangten. Die letztere Folge würde sich für Grünberg nicht so verhältnißmäßig schnell aus der gewährten freien Selbstbestimmung entwickelt haben, wenn nicht die Begabung mit deutschem Recht zugleich mit einer landesherrlichen Schenkung von 100 Hufen (gleich 3000 Morgen) Landes und Waldes rings um die Stadt, und von Hutungs- und Holz-Gerechtsamen in den Oberwäldern bei Lansitz verbunden gewesen wäre. Damit war natürlich für das Emporblühen der Commune ein schöner Grund gelegt. Zugleich war ihr mit der Verleihung deutschen Städterechts das Recht eingeräumt worden, Güter zu kaufen und als Kämmerereigut zu besitzen. Dazu sollte bald Rath werden: Wir haben im zweiten Capitel schon darauf hingewiesen, wie unter der Herrschaft der Glogauer Pfaffen Grünberg in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts eine besonders friedliche Entwicklung genoss und seine Hauptgewerbe blühten. Das scheint der Commune Muth gemacht zu haben, gleich zu Beginn des 15. Jahrhunderts ansehnlichen Grundbesitz zu erwerben. Die betreffende Urkunde ist noch in Abschrift vorhanden. Sie ist ein von der Herzogin-Wittve Katharina am Michaelis-Sonntag 1408 ausgestellter Lehnbrief über das von der Stadt verkaufte Gut Sawade. Verkäufer sind Peter Gunzel, Pfarrer zu Grünberg, als Besitzer des Gutes zur Hälfte und die Brüder Heinrich und Jone Lansitz, sowie ein Oheim der Brüder Jone Lansitz als Besitzer der andern Hälfte. Gegenstand des Verkaufs sind: dieses Gut mit allen „Nuzen, Freiheiten, Renten, Zinien, Ehrungen, Aedern, Wiesen, Wiesenwätschen, Wassern, Seen, Teichen, Gräben, Pfuhlen, Fischereien, Wäldern, Haiden, Härten, Strichen, Zeidelweiden, Haide, Holz und Gras und allen andern Nuzen, Zugehörungen und Genüssen, . . . nichts ausgenommen“. Der Erwerbsspreis ist, wie in einem Lehnbrief natürlich, nicht genannt. Aus

dieser Urkunde möchte es scheinen, daß auch der Oderwald miterworben wurde; doch war dies nur mit einem Theil der Fall. Der wahrscheinlich bei Weitem größere Theil des Oderwaldes blieb nach wie vor herzoglicher Besiz, und wir werden sehen, auf welche Art er 20 Jahre später erworben wurde.

Die Ausbringung der gewiß ansehnlichen Kaufsumme für Sawade soll der Bürgerschaft große Sorge gemacht haben. Die Sage geht, daß alle Grünberger Jungfrauen, um den Kauf zu Stande zu bringen, sich ihres Schmuckes entäußert hätten. Aus Dankbarkeit für dies Opfer hätten die Bürger die Gütergemeinschaft eingeführt. Die Geschichte ist besser erfunden, als wahr. Die Gütergemeinschaft bildete einen Theil des deutschen Rechts und wurde wohl deshalb eingeführt. Der Zufall aber wollte, daß es 10 Jahre nach der Erwerbung von Sawade geschah und daß, wie so häufig in der Geschichte, die sich bloß in der Zeit folgenden Ereignisse in der Folgezeit in einen urhächlichen Zusammenhang gebracht wurden. Das post hoc, ergo propter hoc verleitet auch in diesem Falle zu unrichtigen Schlüssen.

Das Jahr 1408 sollte Grünberg neben der Bestätigung des Gutskaufes — thatsächlich hat der Kauf wohl einige Jahre früher stattgefunden, wofür in der Urkunde selbst ein Anhalt vorliegt — noch eine andere höchst wichtige Gewährung bringen. Es wurde ihm das Meilenrecht verliehen und damit eine höchst gewinnreiche Berechtigung, welche die städtischen Einkünfte derartig steigerte, daß bald auch an größere Landerwerbungen gedacht werden konnte, ohne wegen der Geldbeschaffung in Verlegenheit zu gerathen. Dies kostbare Meilenrecht besagte, daß innerhalb der Bannmeile kein Markt, keine Krambude oder Kaufkammer, kein Gewandverkauf oder Schnitt, kein Bäcker, Schuhmacher, Fleischer und Brauer sein durfte außer mit Erlaubniß der Commune und natürlich mit entsprechenden Abgaben an dieselbe. Nächst den Vortheilen aus dem Meilenrecht und den Einkünften von ihren Grundstücken zog die Stadt den dritten Theil von den Gerichtsgesällen, von den auferlegten Strafen bei Innungen und polizeilichen Vergehen, ferner das Bürgerrechtsgeld (3 Prager Groschen

für jeden Fall), ein Drittel der Innungs- und Eintrittsgebühren, das Wagegeld, das Marktstellengeld, Thor- und Wegzölle, Gefälle vom Bier- und Weinausschank, von den Tuchscheerern, von Verkäufen von Grundstücken. Außerdem wurden je nach Bedarf Steuern von $\frac{1}{2}$ bis 3 Groschen, von der Mark abgeschätzten Werthes (1 bis 5 Procent) auf bewegliches und unbewegliches Eigenthum oder Gewerbe erhoben. Endlich mußten die Bürger ein Wachgeld zahlen. Alle städtischen Beamten waren abgabensfrei. An fürstlichen Abgaben hatte dagegen die Stadt zu entrichten: jährlich 80 Mark (1 Mark = 16 Loth Silber) an Grund- oder Erbgeschoss (für jedes von etwa 300 Häusern 12 Groschen und für jede Hufe 10 Groschen), das Münzgeld = 15 Mark, den Zins von Buden und Bänken = 30 Mark, den Zins von den Braugerechtigkeiten = 10 Mark, den Zins von Mühlen und Walkmühlen = 50 Mark, Salzzins = $8\frac{1}{2}$ Mark, den Stadt- und Markt Zoll = 100 bis 120 Mark. Zu diesen ordentlichen Abgaben kamen noch an den Fürsten gesonderte außerordentliche Geschoffe, Beeden, Hilfgelder u. s. f., durchschnittlich wohl noch 100 Mark jährlich. Alles zusammen waren nach unserm Geldwerthe etwa 15 000 Thaler jährlich an den Fürsten zu zahlen, eine Summe, die nicht klein war, wie die Folgezeit lehrte, aber nicht nur aufgebracht wurde, sondern so erheblich unter dem Betrage der Einnahme-Überschüsse über die sonstigen Ausgaben blieb, daß der Vermögensstand der Commune sich zusehends besserte.

Das Meilenrecht ist, um dies gleich vorweg zu sagen, später Gegenstand heftiger Unfeindungen Grünbergs durch die Guttsbesitzer der Nachbarschaft geworden. Leider waren die darüber vorhandenen Urkunden bei den großen Bränden vernichtet worden. Zwar hatte man in späterer Zeit eine Neubestätigung des Privilegiums durch König Ludwig, datirt Osen 16. Februar 1519, erreicht, um dem Versuch Balthasars von Kittlig auf Schweinig, diesen Ort zur Stadt zu erheben, zu begegnen; allein diese unbestimmt lautende Bestätigung wurde nach dem westfälischen Frieden mit Erfolg bestritten, so daß Grünberg es sich 1692 gefallen lassen mußte, die Meile seitens einer kaiserlichen Commission

auf Sawade, Kühnau, Krampe, Lansitz, Woitschele, Wittgenau, Schertendorf, Heinersdorf und Lamaldau eingeschränkt zu leben, während früher auch Brittag, Polnisch-Kessel, Drentkau, Kühpenau, Schloin, Seisersholz, Schweinitz, Jonasberg, Blothow und Ochelhermsdorf hinein gehörten.

Sein fortgeschrittener Wohlstand erlaubte Grünberg bereits 1422 einen Theil von Lansitz zu kaufen. Auch über diese Erwerbung ist die Bestätigungsurkunde Herzog Heinrichs IX. noch in Abschrift vorhanden. Sie datirt vom 18. August 1422, benennt als bisherige Eigentümer und Verkäufer des Antheils die Gebrüder Fritsche und Hans von Lehlau und begründet die Zustimmung des Landesheerrn zu dem Besitzwechsel unter anderem damit, daß nun gewisse Ansprüche der Grünberger Bürger, welche zu wiederholten Mißthätigkeiten mit den Brüdern von Lehlau geführt, „bölig abgethan“ seien. Es geht daraus wohl hervor, daß die Grünberger ihre von Alters her im Oderwald bei Lansitz besessenen Holzungs- und Hutungsberechtigungen, die sie vielleicht nicht genügend beweisen konnten, sehr weit ausdehnten und damit den Brüdern von Lehlau beschwerlich fielen. Das Recht wird sicherlich nicht immer auf Seiten der Stadt gewesen und der Landesheerr häufig zur Schlichtung von Zwistigkeiten angerufen worden sein, so daß es allseitig dem Frieden zu dienen schien, als die von Lehlau ihren Antheil an die Stadt verkauften. Es dauerte noch über 100 Jahre, bis allmählich auch die andern Antheile von Lansitz in städtischen Besitz gelangten; 1523 verkaufte Altmann von Lehlau zu Jonasberg seinen Antheil an Lansitz der Stadt für 632 Mark, 1529 verpfändeten Hans, Valentin und Altmann von Lehlau zunächst vier namentlich aufgeführte „Bauern“ — dieser Ausdruck ist gebraucht — gegen ein Darlehn von 160 Mark an die Commune, und 1543 gingen diese Pfandgrundstücke und der ganze letzte Antheil der Lehlau's an Lansitz durch Verkauf Valentin von Lehlau's zu Jonasberg für 1100 Thaler in den erblichen Besitz der Stadt über.

Unter welchen besonderen Bedingungen im Jahre 1429 der letzte Theil von Sawade, der im fürstlichen

Besitz befindliche Oberwald, in dauernden Besitz Grünbergs kam, haben wir schon im vorigen Capitel bei Gelegenheit der Befestigung Grünbergs mitgetheilt. Aus der vom 11. Januar 1429 datirten Urkunde geht hervor, daß außer der Verpflichtung der Grünberger zur Befestigung der Stadt vom Herzog auch eine Geldsumme gefordert und von der Stadt bewilligt worden war. Herzog Heinrich IX. bekennt, die „benannte Summe Geldes, daß uns genüget“, bereits bezahlt erhalten zu haben. Abgetreten wird der ganze Wald mit alleiniger Ausnahme eines darin bei den „kalten Lachen“ befindlichen Sees, „den man nennt Waldermanns-See“, in welchem die Fischerei-Berechtigung dem Landesherrn vorbehalten bleibt mit der dauernden Auflage für die Stadt Grünberg, auf Erfordern die „Gepauren zu Sawade“ zu stellen, um den Fischfang zum Nutzen des Besitzers zu besorgen. An diesem Waldermanns-See soll damals ein Jagdhaus gestanden haben, was nicht mehr unwahrscheinlich ist, seitdem man in einem Hügel in der Nähe Mauer-Ueberreste und an seinem Fuß die Reste einer Brücke gefunden hat. Der See stand mit dem Krampesfluß in Verbindung, welcher bei Brittag entspringt und, parallel der Oder sich hinziehend, bei Polnisch-Nettkow in dieselbe fällt. In der Nähe hatte die Stadt, seitdem sie Besitzerin von Sawade war, ein Dorf angelegt, das sie nach dem Flüsschen „Krampe“ benannte. Das muß vor 1430 geschehen sein; denn vom 20. Januar 1430 ist eine Urkunde vorhanden, worin die von den Grünbergern angefochtenen Berechtigungen, welche der Probst zu Grünberg, vielmehr die Rahnauer Bauern, für welche der Probst vermittelte, im Oberwald besaßen, geordnet und klar festgesetzt wurden. In dieser Urkunde ist der Ort Krampe (die „Krampe“ genannt) ausdrücklich und, soweit festgestellt, zum ersten Male genannt. Das Schriftstück beweist zugleich, daß der 1408 erstandene Wald bestenfalls einen geringen Theil des Oberwaldes ausgemacht haben kann; denn wäre es anders, so hätten die Auseinandersetzungen wegen der Gerechtfame schon früher erfolgen müssen. Vollkommen stichhaltig ist diese Beweisführung allerdings nur, wenn Rahnau schon längere Zeit im Besitz

der Probstei war. Nachgewiesen ist nur, daß es die Probstei bereits 1428 besaß.

Das Jahr 1429 ist somit als das Jahr anzusprechen, in welchem die Stadt Grünberg den Oderwald erwarb, der seitdem ihr kostbarster Besitz blieb. Noch ein Menschenalter hin, und die Stadt wird 1929 den halbttausendjährigen Besitz feiern können. Möchte es seiner Zeit nicht vergessen werden und möchte es mit frohem Herzen geschehen können! Je weniger Grünberg sich kühlen Baumschattens in seiner nächsten Umgebung erfreut, um so werthvoller ist den Bürgern Grünbergs als ein Ort der Erholung und Erfrischung ihr Oderwald mit seinen Baumriesen, seinem Thierleben und seinen von Seerosen belebten Gewässern. Ein Schooßkind der Grünberger und ihr Stolz ist er immer gewesen und wird es bleiben!

Es erübrigt noch, um der Ueberschrift dieses Capitels allseitig gerecht zu werden, der Nachweis, wie Boitschke, Kühnau und Wittgenau Kämmereridörfer geworden sind. Ersteres gehörte immer zu Lansitz und ist deshalb mit Lansitz in den Besitz der Stadt übergegangen. Es bleibt indessen ungewiß, wann das Dorf angelegt worden ist; jedenfalls war es sehr unbedeutend. Wenn ein vorhandener Grenzvertrag zwischen Grünberg und dem Dominium Plothow und Schertendorf aus 1625, der Boitschke's gar nicht Erwähnung thut, dafür als Beweis angeführt werden darf, so kann es erst nach 1625 angelegt worden sein. Der polnische Name bedeutet in's Deutsche übertragen Albertsdorf. Kühnau und Wittgenau waren, wie wir im dritten Capitel gezeigt, Probsteibesitz, ersteres schon vor 1428, letzteres seit 1428. Bis 1570 und 1581 die Probstei in den Besitz der Stadt übergang, theilte Kühnau dies Schicksal, Wittgenau dagegen nicht, weil es, wie wir sagen würden, auf einem andern Hypothekenfolio stand und anderweit verpfändet war. Indessen ging auch Wittgenau 1595 kraft kaiserlicher Bestätigung in den Besitz der Stadt über. Es heißt von Wittgenau in jener wichtigen Urkunde, dem kaiserlichen Kaufbriefe über das Grünberger Kammergut, wovon oben beim Rathsthurmbau ausführlich berichtet worden ist: obwohl dasselbe dem Stift zu Sagan gehöre, sei es doch dem

Grünberg'schen Pfandschilling so wohl gelegen und so lange Zeit dabei geblieben, daß es auch ferner dabei bleiben und Grünberg erblich überlassen sein solle, daß aber die Stadt laut des Vergleiches, welchen sie den 16. März 1592 mit dem Stifte geschlossen, demselben jährlich auf Martini 40 Thaler als ewigen Zins geben solle. Als nach dem westfälischen Frieden die Probstei von der katholischen Kirche zurückgefordert wurde, scheint an die früheren Beziehungen Kühnauß und Wittgenauß zur Probstei nicht gerührt worden zu sein, wahrscheinlich auf Grund allgemeiner Festsetzungen des westfälischen Friedens. Noch einmal kommt der Kirchenvisitationsbericht von 1688 darauf zurück; die Art aber, wie es geschieht, zeigt, daß in diesem Betracht die katholische Kirche vollendeten Thatsachen gerecht wurde. Es heißt da: zur Zeit der Augustinerchorherren habe die Kirche ihre eigenen Dörfer und Güter gehabt und reichere Zehnten und Gefälle bezogen; nachdem aber die Probstei 1580 vom Stifte aufgegeben worden, habe der lutherische Rath eine gänzliche Umwandlung eintreten lassen und die Dörfer Wittgenau, Kühnau und acht Bauernstellen zu Polnisch-Kessel für ein von der Commune vorgestrecktes Capital an sich gezogen, das Uebrige aber, als Probsteigut, eine Menge Zehnten und früheren Gefälle des Pfarrers der Kirche zugewendet, mit der Bestimmung, ihre Diener davon zu besolden. — Den Verfall der weltlichen Pfänder hieß man also gut; um entschiedener wurde aller geistliche Besitz zurückgefordert.

Das Jahr 1430 scheint ein Höhepunkt in der damaligen Entwicklung der Commune Grünberg gewesen zu sein. Von da ging es, obgleich der Friede erhalten blieb und der gute Nahrungsstand der Bürger, wie wir an anderer Stelle nachgewiesen, für längere Zeit noch eher eine Steigerung erfuhr, mit den finanziellen Verhältnissen der Stadt abwärts. Es scheint, daß sie mit der Verpflichtung, die Befestigungen auszubauen, eine große Last auf sich genommen hatte. Auch begann von 1450 ab in Folge elementarer Ereignisse und mörderischen Wüthens der Pest (1451) der Wohlstand der Bürger zurückzugehen. So mochte es kommen, daß die Stadt schon 1462 eine Schuldenlast von 21 626 Thalern auf-

zuweisen hatte. Das letzte Drittel des 15. Jahrhunderts war durch unausgesetzte Kriege der Entwicklung ganz Niederschlesiens sehr hinderlich. Das Wort „Friede ernährt, Krieg verzehrt“ sagt viel zu wenig; es spricht allgemein von der Ernährungsfähigkeit des Friedens und der Verzehrungsfähigkeit des Krieges, ohne doch die richtige Vorstellung zu wecken. Ein einziges Kriegsjahr verzehrt, was zwanzig Friedensjahre zusammengetragen, sollte es heißen und: Nur Frieden im Lande, dann wird Alles wieder gut! Auch Grünbergs hoffnungsvolle Entwicklung sollte die Wahrheit des ersten Satzes in grausamer Art erfahren und einer andern Wahrheit nicht minder inne werden: Kein größerer Fluch für ein Volk, als ein pflichtvergessener Landesherr! Inmitten seiner größten Noth wurde Grünberg 1488 vom mehrgenannten Herzog Johann mit 2000 Dukaten zur Aussteuer seiner Prinzessinnen gebrandschatzt und zum Dank für die Ausbringung ließ der Herzog die Stadtgüter durch seine Soldaten verwüsten. Was übrig blieb, zerstörte der Feind, die Ungarn. Die Schafbeerden, von denen die Tuchmacher ihre Wolle entnahmen, fielen der Ernährung der Söldnerschaaren zum Opfer, die gesammte Weinlese von 1488 wurde von ihnen vernichtet. Kaum hatte man sich von dem furchtbaren Jahre 1488 einigermaßen erholt, als die Grünberger Kammereidderer 1495 durch eine große Oderüberschwemmung heimgesucht wurden. Im Jahre darauf trat eine noch größere und unerhörte Ueberschwemmung ein. Ganz Sawade stand im Wasser; man fuhr von dort auf Rähnen mitten durch den Wald bis Tschierzig. Einen Begriff von der Größe dieser Ueberschwemmung giebt es, daß man gleichzeitig auf dem Ring in Breslau in Rähnen fuhr. Die Gewässer blieben während des ganzen frostfreien, aber regnerischen Winters so groß. Der Oberwald war in der Folge so versumpft, daß es mehrere Jahre hindurch schwer war, hineinzukommen. Die Oberwiesen gaben in den folgenden Jahren wenig Ertrag. Das Facit war, daß Grünberg aus seinen Gütern und Waldungen Schaden statt Gewinn hatte. 1497 brach eine Pest aus, „das große Sterben“ genannt, der in

Grünberg 600 Menschen erlagen. Auch im Jahre 1501 traten von Ostern bis in den Herbst Oderüberschwemmungen ein, wobei viel Vieh erstoff. Die Folge war Futtermangel und die Nothwendigkeit, eine große Menge Schafe und Vieh zu schlachten.

Zum Glück begann 1502 für das Fürstenthum Glogau eine bessere Zeit durch Herzog Siegismond, der mit den Schnapphähnen im Lande gründlich aufzuräumen wußte und den Grünbergern für ihren Tuchverkehr freie Geleitsbriefe durch ganz Polen vermittelte. Es kamen auch wieder gute und fruchtbare Jahre; nur das Jahr 1508 war in Folge früher Schneeschmelze im Gebirge durch eine gewaltige Oderüberschwemmung übel ausgezeichnet. 1515 brachte eine der ergiebigsten Kornernnten, deren man sich zu erinnern vermochte; leider gab es im September und im Mai darauf auch wieder großes Wasser und Dammbrüche. 1517 war ein übermäßig billiges Jahr. Der Scheffel Korn galt 6 Groschen, eine Mandel Eier 9 Pfennig. Das Jahr 1523 war so regnerisch, daß die Heu- und Kornernnte verdarb und der Scheffel Korn bis auf 24 Groschen stieg.

Man sieht aus dieser Aufzählung, die Elementar-Ereignisse, so schmerzliche Verwüstungen sie manchmal und häufig gerade zur Unzeit brachten, wo dem geplagten Menschen ein wenig Trost gut gethan hätte, glichen sich in ihrer Wirkung doch zumeist aus. Anders war es mit den Plagen, die von den Menschen ausgingen, welche manche Epochen furchtbar belasteten, andern glücklicheren erspart blieben, was in dem einen Fall unsäglichen Jammer und jähen Verfall, in dem andern ein stetes, gedeihliches Aufblühen zur Folge hatte. Das ganze 16. Jahrhundert gebührte für Schlesien dieser glücklicheren Epoche an; denn es verschonte den Osten unseres Vaterlandes vollständig mit Kriegsnöthen. Auch Grünberg sollte von den besseren Zeiten den ihm nach soviel Leid der Vergangenheit gebührenden Antheil erhalten. Wir haben an anderer Stelle des hohen Wohlstandes gedacht, zu dem die Commune Grünberg bis zum Schluß des 16. Jahrhunderts gelangt war und bescheiden uns hier mit einem Hinweis darauf. Um so traurigeren Verfall brachte das nachfolgende ausschließlich durch

Schuld der Menschen. Es lockt uns sehr, von der Geschichte der Kämmerlei etwas mehr zu schreiben, von ihren Nöthen in und nach dem furchtbaren Kriege von dreißig langen Jahren, von ihrer allmählichen, aber durch inneren Hader beeinträchtigten Kräftigung bis zur preussischen Besitzergreifung, von den glänzenden Zeiten im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts, von der Noth der napoleonischen Kriege, dem kurzen Wiederaufschwung nach hergestelltem Frieden bis zur Vernichtung des Hauptgewerbes durch die russische Grenzsperrre und von den stetigen und besonnenen Fortschritten während der letzten siebenzig Jahre, wo es einem wachsamem Regiment jeden Feind von den Grenzen Preussens fernzuhalten gelang. Es reizt uns, den Nachweis zu führen, wie gerade der große Grundbesitz Grünbergs, der in den schwersten Zeiten aufrechterhalten wurde, die unberrückbare Grundlage des Wohlstandes und stets wiederhergestellten Gleichgewichts bildete; doch würden wir fürchten, von der Ueberschrift des Capitels allzu stark abzuweichen, und beenden deshalb unsere Mittheilungen mit dem Wunsch: Mögen die städtischen Behörden Grünbergs bald eine solche Sichtung der Akten und vorhandenen Quellen für die Geschichte der Commune vornehmen lassen und eine entsprechende Katalogisirung und Veröffentlichung des Katalogs bewirken, daß einem künftigen Bearbeiter der Geschichte der Commune die Wege mehr geebnet sind, als es jetzt der Fall ist, und daß vor Allem werthvolle, aber vor genauer Prüfung unscheinbare Akten vor der Zerstörung bewahrt werden! Es fließen sicher noch manche, zur Zeit verborgene Quellen, welche Zusammenhänge der Ereignisse darlegen, die heute mehr errathen werden müssen!

5. Der Aufstand der Tuchknappen.

Aus vielen schlesischen und lausitzer Städten ist uns Kunde zahlreicher Streitigkeiten unter den Genossen einer oder verschiedener Zünfte oder der Zünfte mit dem Stadtregiment überliefert. Häufig kam es zu Aufständen, welche früher oder später blutige Unter-

drückung fanden. Vor Allem ist ein im Reformationszeitalter in Görlitz ausgebrochener Aufstand bemerkenswerth, weil er sehr bedeutende Ausdehnung annahm und mehrere Jahre lang die Geschichte von Görlitz beeinflusste. Die ältere Geschichte Gränbergs enthält nichts Aehnliches, obgleich die Wehrhaftigkeit der Gränberger Handwerker außer Zweifel steht und die Zahl der Zunftgenossen ansehnlich genug war, um es wahrscheinlich zu machen, daß nicht immer eitel Friede und Freundschaft geherrscht haben mag. Daß die Gränberger Bürger, wenn es Noth that, auch mit dem Schwerte dreinzuschlagen wußten, bewiesen sie einst, als um die Blüthezeit des Faustrechts, nämlich am 27. Juli 1477, die Grossener Händel suchend in das Gränberger Gebiet einbrachen, bis in die Vorstädte eindrangten und Vieh und Habe der Bürger und geflüchteten Landleute wegführten. Da setzten die Gränberger, über den freundnachbarlichen Liebesbeweis erzürnt, den Grossenern nach und ereilten sie im Walde bei Lessen. Hier kam es zum Gefecht; die Grossener ließen 60 Todte auf dem Platz, 150 von ihnen wurden gefangen, alles Weggeführte fiel in die Hände der Gränberger zurück. Die Gefangenen mußten ein ansehnliches Lösegeld zahlen.

Der in der Capitel-Überschrift genannte Aufstand fand im Jahre 1683 aus Anlaß des Türkenkrieges statt. Am 26. Juli, einem Montag, war die ganze Bürgerschaft auf's Rathhaus berufen worden. Hier wurde ihr eröffnet, daß je zwanzig, durch's Loos bestimmt, zusammenzutreten hätten, um durch Auswürfeln einen unter sich zu bestimmen, der entweder selbst binnen wenigen Tagen ausmarschiren oder einen Ersatzmann beschaffen müßte. Die übrigen neunzehn hätten die Einkleidung zu besorgen und für den Ersatzmann im Fall das Werbegeld zu erlegen. Durch diese unerwartete Mittheilung wurde die Bürgerschaft sehr erschreckt. Es traf sich bei der Ausloosung so unglücklich, daß die verbleibenden neunzehn zuweilen außer Stande waren, den ihnen präsentirten Ersatzmann zu bezahlen, wodurch der ausgewürfelte Zwanzigste sich gezwungen sah, selbst mitzugehen. Oder es waren unter den neunzehn nur einer oder wenige zahlungsfähig genug, um Werbegeld

oder Montirung zu zahlen, so daß Einzelne bis zu 20, auch 24 Thalern herangezogen wurden. Oder es fand sich trotz Werbegeld überhaupt kein Ersagmann. Da nun die Tags darauf auf's Rathhaus befohlenen Handwerksgefelln solches hörten, fürchteten sie Schlimmes für sich und zogen es vor, über die nahe Grenze in's Brandenburgische zu gehen, um den Ausgang abzuwarten. Doch blieben sie nicht lange fort, als sie hörten, daß die Bürgerschaft die von ihr verlangte Mannschaft zusammen habe. Innerhalb vierzehn Tagen fanden sie sich allmählich wieder in Grünberg ein.

Da der Rath nicht gesonnen war, die anfängliche Unbotmäßigkeit ungestraft zu lassen, so befaß er zunächst sämtliche Tuchknappen, als die an der Zahl stärksten, für den 24. August auf's Rathhaus. Die Tuchknappen jedoch sagten Versammlung in ihrer Herberge an und beschloßen eine Botschaft an den Rath, des Inhaltes, sie seien freie Burschen und würden nicht auf dem Rathhause erscheinen. Hätten sie Strafe verdient, so möge der Rath es ihnen sagen lassen, sie würden sich darein ergeben. Nach Empfang dieser Botschaft befaß der Rath den Jüngsten aus allen Zechen, die Thore zu besetzen und keinen Tuchknappen hinaus zu lassen. Sobald diese Vorsichtsmaßregel getroffen, begab sich gegen 5 Uhr Nachmittags Bürgermeister Semler in Person, begleitet vom Stadtschreiber Conrad und den Rathsdienern, nach der Herberge der Tuchknappen und begehrte Einlaß. Als ihm derselbe verweigert wurde, ließ er die Thür mit Gewalt öffnen und die Herberge stürmen. Es wurde dabei unter die Tuchknappen geschossen, aber keiner ernstlich verletzt. Etliche flohen durch Thüren und Fenster, die übrigen wurden trotz Gegenwehr ergriffen und in Baderturm (Hungerthurm?) und Stockhaus abgeführt. Am Morgen darauf traten die Meister bei den Innungskältesten zusammen und beschloßen, in corpore zum Bürgermeister zu gehen und Nachsicht für die Uebelthäter zu erbitten. Obgleich sie zunächst nur die Entlassung der Verwundeten aus dem Gefängniß erbaten, um deren Wunden zu verbinden und obgleich sie für das Verbleiben der Verhafteten am Ort bürgen zu wollen

erklärten, schlug der Bürgermeister ihr Gesuch rund ab. Dies empörte die Meister; sie gaben dem Bürgermeister deutlich zu verstehen, daß sie sich so nicht abweisen zu lassen gedächten. Der Bürgermeister beschied die Innung hierauf um zehn Uhr auf's Rathhaus. Die Meister aber trauten nicht und blieben in der Wohnung des Bürgermeisters, der nun ein Pferd zu satteln und zum Thor hinaus zu führen befaß. Als die Meister bald darauf den Bürgermeister und den Stadtschreiber auf das Niederthor zuschreiten sahen, glaubten sie nicht anders, als beide wollten fliehen, und riefen dem Thorwart zu, er solle das Thor schließen. So war der Bürgermeister genöthigt, umzukehren, und fand sich nunmehr gemüthigt, nachzugeben und die verhafteten Tuchknappen aus dem Gefängniß zu entlassen. Inzwischen waren aber die Frauen des Bürgermeisters und des Stadtschreibers von ihren Ehemännern aus der Stadt geschickt und ihnen die Urkunden über Privilegien der Tuchknappen mitgegeben worden, um sie nach Glogau zu schaffen und dort höheren Ortes zu berichten. Dies wurde bekannt, als wenige Stunden später in der Gemeindeversammlung scharfe Nachfrage nach dem Verbleib der Urkunden erging. Der Bürgermeister wollte Anfangs nicht mit der Sprache heraus, bekannte dann aber das Geschehene und erklärte es auf Verlangen zu schriftlichem Protokoll. Nun setzten sich drei Personen zu Pferde und sprenkten den Frauen nach. Dieselben wurden in Deutsch-Wartenberg eingeholt, wollten aber von den Urkunden nichts wissen, bis die vorgewiesene schriftliche Erklärung des Bürgermeisters sie anderen Sinnes machte und sie die Schriftstücke herausgaben. Bis zu deren Wiedereinlieferung in's Rathhaus hatte die Gemeinde dem Rath nicht gestattet, sich aus dem Rathhaus zu entfernen.

Unvorsichtiger Weise begnügten sich die drei Sendboten mit der Zurückführung der Urkunden und bekümmerten sich nicht mehr um die beiden Frauen. Diese setzten auf den Rath der Patres im Deutsch-Wartenberger Jesuitenkloster ihre Fahrt nach Glogau fort und berichteten hier die haarsträubendsten Dinge. Nach ihren Schilderungen befand sich Grünberg in

vollem Aufruhr, die Pflastersteine waren aufgenommen, zwei Herren vom Rath schon getödtet. Da am nachfolgenden Tage, der ein Sonntag war, die Frauen beim Besuch der Kirche großen Kummer zur Schau trugen, fing man sich in Glogau ernstlich zu beunruhigen an, um so mehr, als weitere Nachrichten ausblieben. Noch am Sonntag Abend wurden hundert Soldaten in Begleitung von zwei Commissarien nach Grünberg gesandt. Sie marschirten, mit Pulver und Blei gehörig versehen, die ganze Nacht hindurch bis Lamsdau. Hier wurde Halt gemacht und zunächst ein Fourier=Schäke verkleidet in die Stadt auf Kundschaft gesandt. Dieser brachte natürlich binnen Kurzem die Nachricht zurück: „Viel Lärmen um nichts, Weibergeträsich!“, worauf die Truppenabtheilung, befriedigt, von ihren Waffen keinen Gebrauch machen zu dürfen, nach der Stadt marschirte. Groß war aber auf's Neue das Erstaunen, als man, an der inneren Stadt anlangend, die Thore verschlossen fand. Inzwischen hatte sich nämlich in Grünberg die Nachricht vom Anrücken der Soldaten verbreitet und der Bürgermeister in seiner Rathlosigkeit den Befehl, die Thore zu sperren, erteilt. Daß es der Bürgermeister selbst und nicht im Aufstand begriffene Bürger gewesen, erfuhren die Commissarien auf Befragen von den Thorbütern, und letztere waren geschick genug, nachdem die Commissarien sich legitimirt, die Thore zu öffnen, worauf die Truppen vor das Rathhaus marschirten und hier Aufstellung nahmen. Die Commissarien begaben sich sogleich in's Rathhaus, verhörten Bürgermeister und Rath auf's Genaueste und bestellten für den Tag darauf sowohl Bürger als Tuchknappen auf das Rathhaus, um die Untersuchung zu Ende zu führen. Die Soldaten aber wurden bei den Bürgern einquartiert und während ihrer dreitägigen Anwesenheit durch reichlich angebotenes Essen und Trinken von den friedlichen Gesinnungen der Grünberger auf das Vollständigste überzeugt. Das Verhör am Tage darauf hatte zunächst keine andere Folge, als daß die Commissarien mit einem Berge von zusammengeschriebenen Akten sich nach Glogau zurückbegaben. Die Tuchknappen blieben auf freiem Fuß.

Es ist bezeichnend für die langsame Rechtspflege jener Tage, daß das Strafgericht mehr als fünf Jahre auf sich warten ließ, dann aber so heftig eingeleitet wurde, daß die Grünberger ein gelinder Schrecken erfasste. Am 16. December 1688 nämlich rückten unangemeldet hundert Mann Fußvolk von Glogau in Grünberg ein, besetzten die Thore, schlossen die einzige vorhandene Pforte und ließen nur bei Tageslicht durch die Thore aus und ein, während über Nacht die Schlüssel vom commandirenden Hauptmann in Verwahrung genommen wurden. Erst am 21. December erschien der Landeshauptmann in Person und ließ die Gesellen für den 22. auf's Rathhaus laden. In Folge des angestellten sorgfältigen Verhörs, das bis 4 Uhr Nachmittags dauerte, wurden sieben Tuchknappen über Nacht unter militärischer Bewachung auf dem Rathhause zurückbehalten. Am 23. December erfolgte der Spruch, wodurch diese sieben, und zwar die beiden Altgesellen und diejenigen fünf, welche die Lade vom Tisch genommen, als die Anstifter des 1683er Aufstandes zu längerer Festungshaft verurtheilt und alsbald nach Glogau abgeführt wurden. Zum heiligen Abend erleichterte der Magistrat den Belagerungszustand, worin die innere Stadt sich befand, dadurch, daß die meisten Soldaten in die Vorstädte verlegt wurden; doch geschah es in solcher Art, daß vor Allem die Tuchmacher mit Einquartierung bedacht wurden, in der inneren Stadt mit je drei, in den Vorstädten mit zwei und einem Soldaten, unter Auflage, die Einquartierten mit Speise und Trank auf's Beste zu versorgen. Diese Straf-Einquartierung blieb bis in den März 1689 in Grünberg. Der Frau Bürgermeister und der Frau Stadtschreiber aber wird vom Chronisten nachgesagt, daß sie an der peinlichen Sache die Hauptschuld trügen und daß, wenn es nach ihnen gegangen, Grünberg in Asche gelegt worden wäre. In Wahrheit scheint dieser sogenannte Aufstand über Gebühr aufgebauscht und die Strafe schließlich auf die Häupter der weniger Schuldigen gefallen zu sein, während für die Gefangenhaltung des Rathes auf dem Rathhause nur die gelinde Buße mehrmonatlicher Straf-Einquartierung eintrat.

Als abschreckendes Beispiel, das ist kaum zu leugnen, hat das Vorgehen der Aufsichtsbehörde anscheinend gut gewirkt; denn bei der Sorgfalt, womit die Chronisten in den letzten 250 Jahren die geringsten Vorkommnisse verzeichnet, müßten sich sonst häufiger Undeutungen von Zunftstreitigkeiten finden. Wir begegnen aber nur 1720 unterm 11. December einer Notiz, daß Streitigkeiten zwischen Tuchscheerern und Tuchmachern ausgebrochen seien. Dies Mal hatten die Tuchscheerer angefangen, indem sie sich untereinander mit 30 Thaler zu strafen beschloßen, wenn von einem Tuchmacher, der seine Tuche selber raubte, solche zum Scheeren übernommen würden. Dagegen machten sich nun die Tuchmacher schlüssig, bei 15 Thaler Strafe für jeden Fall, solchen Tuchscheerern, die sich weigerten, vom Tuchmacher geraubte Tuche zu scheeren, keine Elle mehr zum Zubereiten zu geben. Der letztere Beschluß wurde durch die jüngsten Tuchknappen jedem Tuchmacher in's Haus gebracht. Auch dieser Streit wurde erst nach längerer Zeit durch Einmischung der Behörde zum Austrage gebracht. Am 28. August 1721 wurde Tuchmachern und Tuchscheerern auf dem Schloß in Glogau eine Eröffnung zu Theil, welche im Wesentlichen den ersteren Recht gab. Obgleich gegen solche Vorbescheidung noch Berufung zulässig war, fanden sich die Tuchscheerer in ihr Schicksal und erhielten von da ab von Tuchmachern und Handelsleuten wieder Beschäftigung.

Aus dem Januar 1797 — einer für die Tuchfabrikation glänzenden Zeit — wird berichtet, daß ein „großes Murren“ des Tuchmachergewerks entstand, weil seit einiger Zeit viele Tuche aus Steinau, Eschirne, Mauden, Rothenburg von den Tuchhändlern eingebracht und hier appretirt, gefärbt und dann weiter versandt wurden. Es scheint aber bei dem „Murren“ verblieben zu sein, weil die Tuchmacher wohl leicht Verständnis dafür gefunden haben werden, daß jenes nicht geschah, um ihnen Concurrnz zu machen, sondern nur um Bestellungen zu genügen, denen sie bei ihrer derzeitigen starken Beschäftigung nicht mehr gewachsen waren. Nur in so weit hatte das „Murren“ in späteren Tagen einige Berechtigung, als manche geringe Waare

als Gränberger Fabrikat hinausging, nicht zum Vortheil des Gränberger Rufes. Damals aber bestand noch die Tuchschau, von den Tuchmachern gehandhabt oder doch controlirt. Das Vertrauen in die Zuverlässigkeit der Tuchschau muß nicht groß gewesen sein.

Aus 1814 endlich berichtet die Reich'sche Chronik unter'm 15. Juni kurz und bündig: „Einige 100 fremde Tuchmachergesellen traten aus der Arbeit wegen nicht genug erhaltener Satisfaction von den Tuchscheerer-Gesellen, welche Schimpfreden ausgestoßen. Die Sache wird abgethan.“ Nach anderweitigen Berichten war die Sache ernster, als sie hiernach scheint. Den Schlägereien zwischen den Gesellen hatte die Polizei anfänglich zugehört, ohne sich einzumischen, weil die Mehrheit des Magistrats die Sache für ziemlich harmlos hielt. Durch diese Nachsicht war den Tumultuanten der Kamm geschwollen. Sie zogen im Triumph nach einem benachbarten Dorfe und wiederholten diesen Auszug am nächsten Morgen in einem Trupp von 300 Mann, anscheinend zu weiterer Widerseßlichkeit geneigt. Um einer Ausdehnung des Unfußs zu steuern, rief in diesem Augenblick der energische Bürgermeister Commerciensrath Bergmüller die Bürgergarde durch Generalmarsch unter's Gewehr. (Die Bürgergarde bestand als Ersatz der zur Zeit fehlenden Garnison eine Compagnie stark in Gränberg seit Juni 1812. Die betr. Verordnung der Piesnitzer Regierung datirt vom 17. Mai 1811.) Nachdem die Tuchmacher-Herberge umstellt, wurde jeder Geselle, der nicht sofortige Rückkehr zur Arbeit versprach, mit Abführung in's Gefängniß bedroht. Das half, Alle gaben nach, und Gränberg blieb vor weiteren Unordnungen bewahrt. Da Spinner, Schrubbler und Maschinendreher bereits Miene machten, sich den Webern anzuschließen, hätte die Sache ohne dies energische Eingreifen leicht größere Ausdehnung gewinnen können.

Man sieht aus den vorstehenden, über 500 Jahre umfassenden Mittheilungen, daß mit verschwindenden Ausnahmen im Großen und Ganzen die verschiedenen Erwerbsklassen der Bevölkerung in Gränberg allzeit friedfertig nebeneinander gelebt haben, ein Verhältnis,

an dem auch die Neuzeit mit ihrer Gewährung von Coalitionsfreiheit kaum etwas geändert hat und hoffentlich auch weiterhin nichts ändern wird. Keine Waffe ist zweischneidiger, als der Streik zur Erlangung besserer Arbeitsbedingungen, kein Weg zur Erreichung vernünftiger Forderungen dagegen sicherer als der der Verständigung. Wo gegenseitiges Vertrauen und Wohlwollen herrschen, da finden Versuche der Verbekung keinen Boden.

6. Die Hexenprocesse in Grünberg und Umgegend.

Eines der traurigsten Blätter der Grünberger Geschichte bilden die Hexenprocesse, welche 1663 im Juli ihren Anfang nahmen und erst durch kaiserliche Verordnung vom 26. Juni 1669 ihr Ende erreichten, als der Unfug gar zu arg geworden war. Es ist versucht worden, diese schauerlichen Geistesverirrungen den Katholiken in die Schuhe zu schieben; die Gerechtigkeit verlangt indessen zu sagen, daß der von Luther so besonders stark betonte Glaube an den persönlichen Teufel die Haupttriebfeder war und daß in wesentlich protestantischen Gemeinwesen, wie Grünberg ja auch eines war, dieser Wahnwitz die schlimmsten Auswüchse zeigte. Das aufgeklärte ganz lutherische Nürnberg hat z. B. eine Periode der Hexenverfolgungen gekannt, gegen deren Schrecken Alles verbleicht, was auf katholischem Boden, wie etwa in Frankreich, wo der grausame Volksinstinct solchen Greueln förderlich war, sich ereignet hat. In Grünberg verloren binnen wenigen Jahren zehn alte Frauen unter der Beschuldigung der Hexerei ihr Leben, in Schertendorf nicht weniger als sieben, in Ploßhow drei, in Lawalldau zwei, in Polnisch-Kessel eine. Den ersten Anlaß gab die Anzeige des protestantischen Kreisdeputirten und Gutsherrn von Schertendorf, Melchior von Landskron, daß ihm sein Kretscham durch eine Hexe, die alte Lina Klische, angesteckt worden sei. Die Beschuldigte wurde alsbald der sogenannten „scharfen“ Frage unterworfen, die unter

den schrecklichsten Folterqualen erfolgte und natürlich alle Aussagen aus der Unglücklichen herausbrachte, die man ihr in den Mund legte. Sie beschuldigte unter Eingeständniß der Brandstiftung nicht weniger als drei andere Schertendorfer alte Frauen und vier Grünbergerinnen, nämlich die 85jährige Anna Stache, die Tärk, die Hannele und die Elisabeth Grasse, des Tuchmacher Grasse Ehefrau, daß sie Umgang mit dem Fürsten der Hölle hielten und mit ihm auf dem Bloßberge mehrfach zusammen gewesen seien. In der Nacht nach der Folterung gab die Kliche, wahrscheinlich in Folge der erlittenen Qualen, ihren Geist auf. Der Chronist verzeichnet das Factum mit den Worten, die seine Stellung zur Frage erkennen lassen: „Den 13. Juli 1663 Freitag zur Nacht hat der Teufel zu Schertendorf im Gefängniß der alten Hexen, Liehne genannt, den Hals gebrochen. Sie ist am 24., also todt, verbrannt worden“.

Am demselben Tage wurde in Grünberg die beschuldigte Tärk und die Hannele „gebadet“, d. h. in dem an Stelle des Platzes neben Eduard Seidel's Etablissement bis vor vierzig Jahren vorhanden gewesenem Teich, Herrenteich, richtiger Herenteich genannt, der Wasserprobe unterworfen. Die Probe muß für beide Frauen ein ungünstiges Ergebnis gehabt haben. Sie gingen nicht unter, was in dem flachen Teiche seine Schwierigkeiten haben mochte, und wurden nun der peinlichen Frage unterworfen. Die Folterkammer, welche das Stöhnen und die Schmerzenslaute so vieler dieser Unglücklichen gehört, lag im Keller des Stockhauses an der Stadtmauer. Hier bekannte die Tärk, daß sie drei Jahre lang Umgang mit dem Teufel gepflogen und ihm auch gegen einen Scheffel Mehl im Werthe von zwanzig Silbergroschen ein lebendiges sechs Wochen altes Kind verkauft habe. Die Hannele hatte nach ihrem Eingeständniß vier Jahre lang mit dem Satan zu schaffen gehabt. Sie besaß einen Geist, der auf den Namen „Hänsel“ hörte. Wiederum hatte das Verhör, richtiger die Marter, die Beschuldigung mehrerer anderer Frauen zur Folge. Am 2. August wurden drei davon, die Kaltschmied, eine andere Frau Tärk und die kleine Stock gefänglich eingezogen. Da die mit ihnen am

25. August stattgehabte Wasserprobe ihre Hexeneigenschaft und die alsbald folgende peinliche Befragung die Wahrheit der vorangegangenen Aussagen erwies, so schritt man zur Lebendig-Verbrennung der erstgenannten Frau Tärk und der Hannele. Die Hinrichtung fand, wie alle folgenden, auf dem Ringe, vor der Fischbank, am 5. September statt. Die Aussagen der drei auf's Neue Angeschuldigten waren höchst merkwürdige: Die Tärk hatte einen Geist mit Namen Jürge, die Kalt Schmidt deren gar drei, Hans, Martin und Peter, von denen Peter, der stets auf ihrem Schooß saß, ihr den Rien gebracht, womit sie das große Feuer angesteckt zu haben bekannte, das zwei Jahre vorher die Obergasse und das Hospital in Asche gelegt. Auch hatte sie um keine andere Gewährung des Teufels, als daß er die Leute geneigt machen sollte, ihr Almosen zuzuwenden, ihren achtjährigen Sohn dem Satan verschrieben: „welcher auch irrig bliebe“, setzt der Chronist hinzu, „und in der Klause müssen liegen, bis er Anno 1666 . . . am grünen Donnerstag gestorben“. Auch diese drei Unglücklichen wurden am 22. September öffentlich verbrannt, nachdem durch andere wieder von ihnen bezeichnete Hexen ihre Bekenntnisse inzwischen Bestätigung erfahren hatten.

Die auf's Neue Eingezogenen waren Frau Loreng, Frau Hantke, der Schertendorfer Kliche Schwester, und die alte Uhlmann auf der Obergasse. Es geschieht indessen nur der Hantke als am 4. November „halbtodt“ verbrannt im Weiteren Erwähnung. Von den im Juli von der Kliche als Hexen bezeichneten vier Grunbergerinnen hatte man bis dahin Anstand genommen, die Elisabeth Grasse einzuziehen. Da aber auch die alte halbblödsinnige Anna Stache auf der Folter wiederholt die Grasse beschuldigte, zwei Mal im Jahre mit ihr auf dem Bloßberge zusammengetroffen zu sein, schritt das Gericht unter der Wucht dieser Unschuldigung am 15. December 1663 zur Verhaftung der Grasse. Das Aufsehen, welches diese Verhaftung erregte, muß ein ungeheures gewesen sein; denn nunmehr dünkte sich keine alte Frau mehr ihres Lebens sicher. Die Grasse war des Pastors Creuziger in Polnisch-Nettkow Tochter

und vor ihrer Verheirathung mit Grasse mit dem Pastor Leuchtenberger in Cosel verheirathet gewesen. Sie hatte Umgang mit den besten Familien der Bürgerschaft, war Mutter dreier erwachsener Töchter und zweier Söhne und, wie es scheint, keineswegs in dem hohen Alter und von der äußeren Erscheinung, die bisher in der Vorstellung des behörten Volkes unzertrennlich von einer Hexe gewesen. Ihrer Beschuldigerin, der Stache, gegenübergestellt, beschwor sie diese unter Thränen, zuzugestehen, daß ihre Behauptungen unwahr seien. Die Stache aber blieb bei ihrer Aussage und machte ihrem gepreßtem Herzen, auf das Folterwerkzeug weisend, endlich mit den Worten Luft: „Liegt nur erst da und Ihr werdet noch Schlimmeres bekennen!“ Als bald darauf die Stache öffentlich verbrannt wurde, drängten sich der Grasse Töchter an sie heran und baten sie flehentlich, ihre Mutter freizugeben. Die Stache aber fürchtete neue ausgesuchte Qualen und schüttelte den Kopf. Erst als sie am Marterpfahl angebunden stand und eine der Töchter nicht abließ, sie zu beschwören „Gieb uns unsere Mutter los!“ rief sie „Ja, ich gebe sie los“ und auf nochmaliges Befragen rief sie laut und wiederholt „Ja!“ Die Familie Grasse glaubte, daß nun die Freilassung ihrer Mutter stattfinden müsse; allein das Gericht erhob Schwierigkeiten, zumal sich kein einwandfreier Zeuge fand, die letzten Worte der Stache zu bestätigen. Deshalb blieb die Grasse in Haft; aber den Ibrigen wurde eine Frist zur Führung der Sache gegeben. Die Anstellung eines Verteidigers war in Hexenprocessen unzulässig.

Inzwischen tobte der Aberglaube fort und fand nur zu bereitwillige Unterstützung bei dem Grünberger Gericht. Wir haben gesehen, daß Grünberg im Jahre 1596 vom Kaiser die Regalien erkaufte hatte. Dazu gehörte auch das Recht des Grünberger Gerichts, Todesurtheile zu bestätigen und vollziehen zu lassen. Dem Gericht gehörten außer mehreren rechtsgelehrten Rätthen der Bürgermeister und einige Landstände, darunter zur Zeit jener fanatische Melchior von Landskron, an. In diese Hände war also das Schicksal aller dieser Unglücklichen gelegt, ohne irgend eine Möglichkeit der

Anrufung einer höhern Instanz. Wenn in diesem und den nachfolgenden Hexenprocessen wiederholt vom Grünberger Gericht selbst und von den Parteien andere Gerichte, wie der Löwenberger und der Breslauer Schöppenstuhl angerufen wurden, so geschah es nur, um Rath einzuholen, und seitens des Grünberger Gerichts, um sich auf alle Fälle den Rücken zu decken. Wegen des eingeholten Rathes bestand somit weder für den Rathgeber eine Verantwortlichkeit, noch für den Ratheholenden eine Verpflichtung, nach dem Rath zu handeln. Es ist einleuchtend, daß unter so bewandten Umständen der unverantwortliche Rath, wie gegebenen Falles zu verfahren sei, meist das schärfste Vorgehen empfahl, und daß er vom Ratheholenden nur dann befolgt wurde, wenn er mit der eigenen Ueberzeugung vereinbar war. In demselben Verhältniß befanden sich Rechtsgutachten, die von den Parteien beigebracht und meist ohne Weiteres bei Seite geschoben wurden, namentlich wenn sie von ausländischen Facultäten, wie der zu Frankfurt an der Oder, ausgingen. Alle Bemühungen der Parteien hatten deshalb bestenfalls nur einen Aufschub des Processes zur Folge, änderten materiell aber gar nichts. Die Armen, welche entweder keinen Anhang außerhalb des Gefängnisses besaßen oder deren Familien in zu dürftigen Umständen lebten, um irgend etwas für die Beschuldigten zu thun, sahen sich Mangels eines officiellen Anwalts demnach vollständig dem Gericht preisgegeben. Das Gute hatten diese Verhältnisse wenigstens für sie, daß sie nicht so namenlos lange gequält wurden, als die Vermögenderen, deren Angehörige das Aeußerste zu ihrer Rettung versuchten.

Es ist wahrhaft erschreckend und für die Menschennatur tief beschämend, zu sehen, mit welchem gräßlichen Eifer die von Gott geordnete Obrigkeit nach der 1663er Einleitung im darauf folgenden Jahre einen Scheiterhaufen nach dem andern, theils auf dem Ringe in Grünberg, theils in den Nachbardörfern entzündete. Am 5. Februar wurden am erstgenannten Orte die Ursula Lasche aus Krampe und die alte Schubert aus Sawade verbrannt. Am 15. Mai folgte die alte Gräuner aus Grünberg. Der Chronist schüttelt sich vor Grausen,

daß nach dem eigenen Eingeständniß diese Person das Hexenwerk in Gemeinschaft ihres Geistes „Martin“ achtundzwanzig Jahre lang getrieben. Am 24. Juni flammten in Blothow gleich drei Scheiterhaufen für ebenso viel Hexen auf einmal. Am 24. Juli luden auch die Polnisch-Kesseler zu solchem höllischen Feste ein. Am 30. Juli folgten die Lawaldauer hatte die alte Hauffen doch eingestanden, daß sie „dem Junker sterben geholfen“. Am 27. August fand in Lawaldau die zweite Verbrennung statt; doch hatte der Teufel der alten Brusen, deren Geist Gregor geheißten, vorher den Hals gebrochen, so daß nur ihr Leichnam verbrannt werden konnte. In ähnlicher Weise war eine am 21. August in Schertendorf stattfindende Hexenverbrennung vorher ihres schauerlichen Reizes entkleidet worden.

Die unglückliche Elisabeth Grasse verbrachte in der Zwischenzeit trostlose Wochen und Monate im Stockhause. Endlich beschloß das Gericht auch an sie die peinliche Frage zu richten. Man hatte inzwischen weitere Indicien für die Schuld der Grasse gesammelt. Ein Schertendorfer Bauer fand sich, der vorgab, von ihr behext worden zu sein — er war von häßlichen Eiterbeulen durch ein von der Grasse empfangenes Pflaster befreit worden — und weitere zwei der inzwischen gefolterten Hexen hatten die Grasse als ihre Mitgenossin bestimmt bezeichnet. Der Widerruf der Stache erschien hierdurch fast bedeutungslos. In diesem Sinne sprach sich der befragte Löwenberger Schöppenstuhl aus, welcher die endliche Folterung der Grasse dringend schon deshalb empfahl, weil von der Stache ihrer Aussage zufolge die Grasse in Gesellschaft zweier anderer Grünberger Frauen, der Apelt und Teuthe, auf dem Bloßberge gesehen worden war und hierüber die Grasse befragt werden mußte, um nöthigen Falles auch der Apelt und Teuthe den Proceß zu machen. Die beiden genannten Frauen gehörten aber den ersten Grünberger Familien an, beide waren hochgeehrt und sehr wohlhabend.

Es sind gewisse Anzeichen dafür vorhanden, daß eine Minderheit des Grünberger Gerichts, vor Allem der Bürgermeister Hirte, dem schrecklichen Umsichgreifen der Hexenprocesse feindselig war, und es erklärt sich

hieraus wohl, daß man nur zögernd gegen die Grasse vorging und die Apelt und Zeuthe bis dahin unbehelligt gelassen hatte. Es ist dieser Minderheit wohl anzurechnen, daß der Grasse ein Fluchtversuch ermöglichst wurde, den sie schon am 28. December anstellte, der indessen mit ihrer Wiedergefangennahme in der Badestube von Hans Georg Leutloff in der Schurgasse endete. Die Mehrheit des Gerichtes aber bestand entschieden auf rücksichtsloser Fortführung der Proceffe, die vor den Reichen nicht Halt machen durfte. Ohne es wahrscheinlich zu beabsichtigen, hat die Mehrheit des Gerichtes hiermit der Sache der Vernunft einen Gefallen gethan; denn hätten die Hexenproceffe nicht in diese Kreise eingegriffen, es wäre ihnen wohl noch lange kein Ende gesetzt worden, und vermuthlich hätten noch viele armen Frauen ihren Tod auf dem Scheiterhaufen gefunden.

Mitte September 1664 wurde die Grasse mit der Folter des ersten Grades bekannt gemacht. Sie widerstand mutbig zwei Stunden lang und mußte dann ohnmächtig in ihr Gefängniß getragen werden. Nach drei Tagen wiederholte sich die Proceedur in verstärktem Grade. Auch dies Mal widerstand die Grasse vier Stunden lang. Was sie in dem ersten und zweiten Fall gesagt, wurde sorgfältig protocollirt. Es waren Betheuerungen ihrer Unschuld und Verwünschungen ihrer Richter. Gegen den Schluß der zweiten Folterung bat sie flehentlich um die Wasserprobe; man würde dann sehen, daß sie unschuldig sei. Diese Bitte ist während, weil sie durch die Hoffnung eingegeben war, zu ertrinken und damit den Qualen ein Ende gemacht zu sehen. Sie zeigt aber zugleich, wie fest der Aberglaube der Zeit selbst in Gemüthern wurzelte, die man durch eigenes Leid davon geläutert halten durfte; denn hätte Elisabeth Grasse nicht an die Verbrüderung der fünf Frauen mit dem Teufel geglaubt, welche sie ein Jahr früher die Wasserprobe hatte bestehen sehen, so konnte sie nicht hoffen, daß es ihr anders ergehen und sie ertrinken werde.

Die Standhaftigkeit der Grasse setzte die Richter in einige Verlegenheit, und sie erbaten auf's Neue den Rath des Edwenberger Schöppenstuhles, welcher dahin

erfolgte, man solle, um die Grasse zum Geständniß zu bringen, in der peinlichen Frage bis zu den letzten Graden der Folter vorschreiten. Diese entseßlichste Marter wurde der Unglücklichen am 27. September zu Theil, und dieß Mal erlag sie der namenlosen Qual. Sich von Gott und der Welt verlassen wäbrend, bekannte sie Alles, was man von ihr verlangte: Schon mit dreizehn Jahren, als sie in Stettin — wo sie nie gewesen — diente — was sie nie gethan —, habe sie sich dem Teufel ergeben, der sie in Gestalt eines flotten Luchknappen besucht. Seitdem habe sie sich alle Jahre in der Nacht zu Philippi Jacobi von einer Kalesche auf den Bloßberg entführen lassen, bis in die jüngste Zeit hinein. Ihr Geist, Martin mit Namen, habe seinen Sitz unter ihrem linken Arm und sei erst von ihr gewichen, als sie während der Folter mit dem Wachslicht an dieser Stelle gebrannt worden sei. Mit diesem Geständniß begnügten sich vorerst die Richter, um der Unglücklichen einige Stunden der Erholung zu gewähren, setzten die Untersuchung ohne Anwendung der Folter aber noch im Laufe des Nachmittags fort. Dieß Mal richteten sich die Fragen auf die Mitschuldigen. Wie heftig indessen der Untersuchungsrichter in die Grasse drang, sie blieb dabei, keine andere Mitschuldige zu haben, als die Hexen, welche man als solche schon erkannt und gerichtet hätte.

In dem Bericht an den Löwenberger Schöppenstuhl sprach der Untersuchungsrichter seine Ueberzeugung aus, die Verbrecherin verschweige mit Rücksicht auf ihre erwachsenen Kinder den schwereren Theil ihrer Verbrechen und ihre Mitschuldigen und müsse, um ganz hinter die Wahrheit zu kommen, noch einmal der Tortur unterworfen werden.

Mitte October erging das Informurtel aus Löwenberg, welches Elisabeth Grasse des Feuertodes schuldig erachtete, aber darauf bestand, daß sie vorher wegen ihrer Mitschuldigen nochmals peinlich examinirt und dann mit diesen confrontirt werde.

Die Unglückliche hatte inzwischen durch Vermittelung der milder gesonnenen Richter ihre Töchter bei sich gesehen und diesen in Gegenwart des Unter-

suchungsrichters und trotz seines Widerspruchs und Verbots die Versicherung ihrer Unschuld gegeben. Sie hatte sich also keiner Nachsicht von dem letzteren zu versehen. Wahrscheinlich war es diese Ueberlegung und die so berechtigte Furcht vor neuer Marter, welche sie in dem neuen Verhör sehr mittheilksam machte. Nach ihren Mitschuldigen gefragt, nannte sie dies Mal gleich vier bis dahin noch nicht bezichtigte Grünberger Handwerkerfrauen als Mitschwestern und erklärte auf Befragen, ob sie das den Beschuldigten in's Gesicht sagen wolle, wiederholt „Ja, ja!“ Man könnte sich fragen, was die Grasse wohl veranlaßte, diese Unschuldigen in's Verderben zu stürzen. Die Folgezeit aber hat gelehrt, daß es kluge Berechnung war. Keine der Ungeschuldigten ist später ernsthaft verfolgt worden; ihre Bezichtigung mußte also widersinnig erscheinen. Die Grasse wußte von früher, daß der Untersuchungsrichter sich mit Benennung von Mitschuldigen nicht begnüge, die nicht mehr am Leben waren, auch nicht mit unbekanntem Namen; darum wählte sie klügllich diese Namen aus, bei denen sie ernstlichen Schaden für Freiheit und Leben der Bezichtigten nicht besorgte. Vielleicht hat auch die Hoffnung mitgewirkt, daß recht widersinnige, unter der Drohung mit der Folter erzwungene Beschuldigungen die Richter stugig und an der Ersprießlichkeit des ganzen Verfahrens irre machen würden.

Doch hatte die Unglückliche die Beharrlichkeit ihres Reinigers, des Untersuchungsrichters, unterschätzt. Als die Namen Dorothea Zeuthe und Liese Apelt nicht genannt wurden, erklärte er der Grasse, er vermisse unter den von ihr genannten Mitschwestern einige Namen, die von andern genannt seien und ihr deshalb auch bekannt sein müßten. Er werde sie daher durch die Tortur von ihrer Verstocktheit befreien und Abends 7 Uhr das peinliche Examen vornehmen.

Zur festgesetzten Zeit versuchte die so unmenschlich Gepeinigte es noch einmal, standhaft zu bleiben. Unter den Qualen der Streckleiter und der ihr in den Mund gesteckten Holzbirne gab sie indessen bald das Zeichen, daß sie reden wolle, und erklärte nun, daß sie die Apelt auf dem Blockberge gesehen habe, wohin sie zwei

Kannen Wein zum Vertrage geschickt habe, sie wolle ihr das in's Angesicht sagen.

Die Verhaftung der Apelt war jetzt nur eine Frage kürzester Zeit; doch wollten die Grünberger Richter diesen Schritt, zu dem sie nach dem Befehl berechtigt waren, nicht vornehmen, ohne dem Landeshauptmann in Glogau zu berichten. Das war zur Zeit ein Herr Franz von Barwik, Freiherr von Fernemont, auf Schlawa, ein in dem Uberglauben seiner Zeit befangener Herr, der seine Zustimmung zu allen der Beseitigung des Hexenwesens in Grünberg geltenden Schritten bereitwillig erteilte. Charakteristisch für ihn war, daß er in der festen Ueberzeugung stand, die Herzogin von Brieg, die vor mehreren Jahren bei einem Nachtquartier in Grünberg erkrankt war, sei dort behext worden. Wiederholt erinnerte er in dem Fortgang des Processes daran, daß die Hexen auch über diesen Fall peinlich zu inquiriren seien.

Bald darauf wurde die Apelt unter Jammer und Thränen der Ibrigen verhaftet und in's Stockhaus abgeführt. Der Elisabeth Grasse gegenübergestellt, wurde sie von dieser beschuldigt, auf dem Bloßberg gewesen zu sein, dort dem Gelage beigewohnt und durch die inzwischen als Hexe verbrannte Schmiedin von Blothow zwei Holzkannen mit Wein zum Vertrage geschickt zu haben. Auf jede Frage erfolgte ein dreimaliges Ja und zuletzt die Versicherung der Grasse, daß sie solches weder aus Haß, noch Neid gegen die Apelt rede, sondern ihr die reine Wahrheit in's Antlitz sage. So erfüllte sich an der Grasse, was ihr am selben Ort vor weniger als Jahresfrist die Stache vorausgesagt: „Liegst nur erst auf der Folterbank und ihr werdet noch Schlimmeres bekennen“.

Nun wiederholte sich, was in allen diesen Fällen eingetreten war: Auf flehentliches Bitten der Angeschuldigten, sie nicht in's Unglück zu stürzen, folgte seitens der Unschuldigerin zitternde, von schwerer Gewissensangst zeugende Ablehnung, ihre Aussagen zurückzunehmen. Wie konnte es anders sein im Hinblick auf die Folter, die bei Zurücknahme der Aussage wieder in Thätigkeit trat! Zerrissenen Herzens soll die Grasse bitterlich geweint

haben, als die ihr befreundet gewesene Apelt, die Rugslosigkeit aller Bitten einsehend, ihr zurief: „Du bist der Teufel selbst und bringst mich um's Leben“.

Noch einmal, am 3. Januar 1665, hatte die unglückliche Grasse ähnliche Scenen durchzumachen, als die vier Handwerkerfrauen Maria Pappelbaum, Dorothea Schmidt, Maria Großmann und Ursula Lehmann, die von ihr, wie wir gesehen, gleichfalls bezichtigt waren, ihr gegenübergestellt wurden. Doch blieben diese Frauen, da bisher nur diese einzige Anschuldigung gegen sie vorlag, gegen Bürgschaft auf freiem Fuß.

Für den 10. Januar 1665 war die Hinrichtung der Grasse festgesetzt. Aus besonderer Gnade sollte sie erst mit dem Schwerte gerichtet und ihr Leichnam dann verbrannt werden. Angesichts ihres letzten Ständleins hat sie nochmals um eine Besprechung mit den Ibrigen; doch wurden nur ihre beiden ältesten Töchter zu ihr gelassen, die jüngste war aus Gram um die Mutter gestorben. Die Töchter benutzten die wenigen ihnen vergönnten Augenblicke, um ihre Mutter zu beschwören, die Anschuldigungen gegen die fünf Frauen zurückzunehmen. Es bedurfte dieser Mahnung nicht; denn es war ohnehin der Vorsatz der Grasse, ihr Gewissen zu erleichtern, bevor sie den Todesstreich empfing. Als sie daher am grauenenden Morgen des 10. Januar auf den Ring geführt, ihr das Todesurtheil verlesen und der Stab über sie gebrochen wurde, hat sie noch um wenige Worte an die anwesenden Richter. Als man ihrem Wunsch entsprach, rief sie laut und vernehmlich, so daß es weithin verstanden wurde: „Ich gebe alle von mir angeschuldigten Frauen los und nehme alle Beschuldigungen zurück! Hört Ihr's? Alle habe ich ungerecht beschuldigt. Ich gebe sie los!“ Da ging eine mächtige Bewegung durch die große versammelte Volksmenge. Drohungen gegen die Richter wurden laut und kurze Zeit schien es, als würde ein Volksaufstand ausbrechen, wenn die Hinrichtung in's Werk gesetzt würde. Die Richter zogen es unter diesen Umständen vor, die Delinquentin nach dem Stockhaus zurückzuführen zu lassen und ließen sie hier krumm schliefen. Auf's Neue wurde die Unglückliche mit der Folter bedroht und zugleich Sorge getragen,

daß abergläubische Volk gegen die Verurtheilte einzunehmen. Es wurde erzählt und vor Gericht durch Zeugniß erhärtet, daß während des peinlichen Halsgerichts eine schwarze Krähe über dem Urtheilstisch geschwebt habe. Die Grasse sei demnach doch eine Hexe, wurde daraus gefolgert. Die neuen Qualen, die man der Unglücklichen in Aussicht stellte, wenn sie bei der Zurückziehung ihrer Geständnisse beharre, brachten sie zur Verzweiflung. In dieser Stimmung hat sie reumüthig wegen ihres Benehmens am 10. Januar um Vergebung und ersuchte die baldige Wiederansetzung der Hinrichtung. Als sie jedoch am 4. Februar auf's Neue vor den Richtblock und den Holzstoß geführt wurde, erklärte sie wiederum laut, sie gebe alle Personen, auf die sie bekannt habe, frei. Sie wolle mit Freuden sterben, aber sie verzweifle an ihrer Seligkeit, wenn sie durch ihre Aussagen Unschuldige in's Unglück stürze. Dies Mal wüthete das Volk. Die Richter flohen auf's Rathhaus, und die Grasse wurde zum zweiten Mal in's Stockhaus zurückgeführt. Der nächste Tag war für sie ein Schreckenstag. Sie wurde ohne Gnade auf's Neue auf die Folterbank gelegt, bis sie vollen Widerruf geleistet und bekannt hatte, ihr böser Geist sei an allem schuld. Er sei vor der Bank wieder zu ihr gekommen, habe sich in den Ärmel verkrochen und seinen alten Platz in der linken Achselhöhle wieder eingenommen. Man brannte sie mit einem Wachslicht an der bezeichneten Stelle, um sie von dem Unhold zu befreien, und glaubte ihrer nun hinreichend sicher zu sein, um die Hinrichtung für den 6. Februar ansetzen zu können. Am Morgen dieses Tages hat sie indessen ihre Richter nochmals zu sich und flehte sie an, ihr den Widerruf ihrer Anschuldigungen zu gestatten. Als man sie heftig erzürnt mit neuer Folterung bedrohte, erwies sie sich standhaft. So waren die Richter schließlich einverstanden mit der Abgabe einer Erklärung, daß sie aus Bosheit und Rache die fünf Frauen ungerecht angeschuldigt habe. Damit war der Wunsch der Unglücklichen erfüllt, die Anschuldigung der Hexerei zurückgenommen und zugleich der im Volke laut werdende Vorwurf entkräftet, daß allein die grausame Anwendung der Tortur Geständ-

nisse veranlaßt habe, die jeden Grundes entbehrten. Jetzt legte die Erbarmenswerthe ihr Haupt rubig auf den Block. Ihren Leichnam verzehrten die Flammen.

Man sollte nun glauben, daß die Apelt auf Grund obiger Erklärung der Sterbenden sofort hätte auf freien Fuß gesetzt werden müssen. Doch war das Gericht anderer Meinung; denn noch stand die Aussage der Stache gegen sie in Kraft, und auf der Suche nach weiteren Indicien war man an einen Nachbar der Apelt gelangt, der von ihr beehrt sein wollte. So blieb sie in Ketten und Banden, und Alles, was der Ehemann Apelt im Verein mit Teuthe, über dessen Frau die Unschuldigung der Stache auch noch schwebte, erlangen konnte, war ein Aufschub des Processes. Diesen Aufschub benutzte der Schwiegersohn Apelt's, Postverwalter Arnold, zu einer Reise nach Wien, wohlversehen mit Einführungen und einer vom Grünberger Advocaten Röder ausgearbeiteten Klageschrift. Hier war er so glücklich, an den Rath von Goltz in der kaiserlichen Kanzlei zu gelangen, der sich seiner Sache mit Ernst und Eifer annahm, und bald konnte er nach Grünberg eine Abschrift des Befehls zur Niederschlagung des Processes bringen. In wenigen Tagen war Frau Apelt frei, noch ehe sie mit der Tortur Bekanntschaft gemacht hatte. Zugleich erging aus Wien der gemessene Befehl zur Berichterstattung über alle Hexenprocesses.

Damit war thatsächlich diesen schmählichen Vorgängen ein Ende gesetzt. Das Grünberger Gericht beeilte sich nicht sonderlich mit dem Bericht. Erst die drohenden Befehle des neuen Blogauer Landeshauptmanns von Dyhern machten dem Jögern ein Ende. Die Verteidigungsschrift liegt in dem Wiener Archive. Sie hatte die Wirkung, daß 1669 die vier Jahre früher schon ergangene vorläufige Verordnung, daß Niemand mehr auf bloße Angaben gefoltert werden dürfe, bestätigt, der wider die Apelt und Teuthe geführte Proceß formell kassirt und das Recht des Grünberger Gerichts, Todesurtheile vollstrecken zu lassen, bezüglich der Hexen aufgehoben wurde. Künftig sollte ohne kaiserliche Zustimmung keine Hexe mehr hingerichtet werden. Die

unglückliche Grasse ist die letzte Frau gewesen, welche in Gränberg diesem entsetzlichen Uberglauben zum Opfer fiel.

Die hier, so weit die vorhandenen Nachrichten es gestatten, dargestellten Ereignisse drängen vor Allem die Frage auf: Wie war es möglich, daß die Richter glauben konnten, durch die Folter die Wahrheit zu ermitteln, daß ihnen nicht das naheliegende Bedenken aufstieg, das ganze Wahngebäude könne allein dem Schrecken der Folterkammer sein Dasein verdanken? Diese Frage richtet sich im Grunde genommen nicht an die Gränberger Richter allein, sondern ebenso gut an alle andern die Folter Anwendenden, vor Allem an die Gesetzgeber und Staatenlenker, welche die Folter zu einem gesetzlichen Mittel der Wahrheitsergründung erhoben hatten. Es bleibt eines der beweiskräftigsten Beispiele, wie unsäglich langsam der Fortschritt der Vernunft ist, daß eine so naheliegende Folgerung, wie die Verurtheilung der Folter als ein vom Wahnwitz eingegebenes Zwangsmittel, erst so spät gezogen wurde, nachdem die Menschheit sich mit hunderttausenden unter dem Schilde des Gesetzes gelübten Schandthaten und zahllosen Justizmorden befleckt hatte. Kaum einen größeren Ruhmes-titel hat der große Preußenkönig aufzuweisen, als den, sogleich nach seiner Thronbesteigung als erster in Europa die Folter in seinen Staaten abgeschafft zu haben. In unserm Falle scheint aber, wie aus der späteren von Wien aus erfolgenden Vorschrift über die Anwendung der Folter hervorzugehen scheint, ein leichtfertiger und dem Sinne des Gesetzes widersprechender Gebrauch davon gemacht zu sein, und das würde dem Gränberger Gericht in der That zum schweren Vorwurf gereichen, um so mehr, als die Ergebnisse der Folterung doch von einer Sinnlosigkeit sind, die logisch geschulten Köpfen einleuchten mußte. Die Frage: cui prodest? (wem nützt es?) ist doch von jeder eine dem Richter naheliegende. Was hatten diese unglücklichen Frauen von ihrem Umgang mit dem Teufel? Sie lebten zumeist in dürftigster Armut, hatten Zeit ihres Lebens sich mühsam durchgeschlagen. War es denklich, daß die ein oder zwei Mal im Jahre erfolgende nächtliche Lustreise nach dem

Bloßberg sie reizen konnte, einen Umgang zu pflegen, der ihnen sonst gar nichts nützte? Wie erklärten sich die Richter die von ihnen ermittelte Thatsache, daß allein aus Grünberg und Umgegend so viele Frauen sich auf dem Bloßberg zusammensanden, daß bei annähernd gleichem Besuch aus andern Theilen des Reiches alle Gipfel des Harzes nicht Raum genug für die Entfaltung des höllischen Tanzes geboten hätten? Wie kam es denn, wenn auch die Falschheit zu seinen Attributen zählt, daß der Teufel so machtlos war, alle diese ihm befreundeten Personen so vollständig im Stich zu lassen, während es ihm nach seinen sonstigen Leistungen ein Leichtes gewesen wäre, sie zu befreien? Der Wahwitz, diesen in der Folterkammer mit peinlicher Gewissenhaftigkeit zu Papier gebrachten Märchen Glauben zu schenken, ist im Grunde zu groß, als daß man dem guten Glauben der Richter Vertrauen schenken könnte, selbst wenn man der Herrschaft des Aberglaubens in den Gemüthern einen sehr großen Spielraum einräumt. Es ist daher nichts weniger als befremdlich, daß in diesem Jahrhundert Herr Superintendent Keller in Sprottau den Versuch gemacht hat, die ihrer Zeit in den weitesten Kreisen Aufsehen erregenden Grünberger Ereignisse uns in gewissem Sinne menschlich näher zu bringen. Er macht zum wenigsten den Grasse-Appelt-Teuthe'schen Proceß zum Ergebniß einer theils persönlichen, theils tiefer angelegten jesuitischen Intrigue. In letzterem Betracht scheint uns der Versuch vollständig mißglückt, wenn vielleicht auch zuzugeben ist, daß die lutherischen Angeschuldigten von den katholischen Richtern nicht eben mit Wohlwollen behandelt wurden. Feststehend ist, daß der katholische Pfarrer von Grünberg sich um die Proceße gar nicht gekümmert hat, ein lutherischer war nicht vorhanden, und die angeblichen von einem Wartenberger Jesuitenpater mit der Grasse vergeblich angestellten Belehrungsversuche finden sicher keinen Anhalt in den Akten, die Keller eingesehen hat. Zu Trägern der persönlichen Intrigue macht Keller die gelehrten katholischen Richter Scribanus und Schwolke, der erstere der oft genannte eiserne Untersuchungsrichter, der letztere die eigentliche Triebfeder in seinem Haß

gegen die Lutheraner im Allgemeinen und die Geschlechter der Grasse, Apelt und Teutbe, die ihn beleidigt, im Besonderen. Doch scheint uns auch in dieser Richtung der Keller'sche Erklärungsversuch eitel, und wir werden mangels anderer Beweise in dem Verhalten des Grünberger Gerichts nur den Ausfluß eines blindmachenden Fanatismus des Aberglaubens und — was nicht zu übersehen — eines Fanatismus der Rechtshaberei, gewürzt mit einer Dosis von confessionellem Haß, zu erblicken haben. Der Grund aber, auf dem solche Scheußlichkeiten erwachsen konnten — dies ist eindringlich zu wiederholen — war der von dem strengen Lutherthum aus dem Katholizismus übernommene und groß gezogene Wahn-Glaube an den persönlichen Teufel, welcher ja leider heute noch in den Geistern spukt, so daß der Hexenglaube bei unserm Landvolk mit nichts als vollständig erloschen zu betrachten ist.

Es sei hier gestattet, um nicht auf Grünberg das schiefe Licht fallen zu lassen, daß es in der Hexenverfolgung eine besonders unrühmliche Rolle gespielt habe, einige Zahlen dafür anzuführen, was anderweit auf diesem Gebiet gesündigt wurde. Im Bisthum Bamberg wurden von 1622 bis 1630 600 Menschen wegen Zauberei verbrannt, in Würzburg von 1623 bis 1631 in 42 Bränden gar 900, in Fulda von 1603 bis 1605 über 250. Aber diese katholischen Leistungen sind verschwindend gegen das, was auf der andern Seite geschah. Der keinem Großinquisitor etwas nachgebende sächsische Kanzler Carpsow († 1666) hat in seiner Stellung etwa 10 000 im Kurfürstenthum Sachsen über Hexen gefällte Todesurtheile unterzeichnet. In Meiningen wurden 1629 an einem Tage 22 Hexen verbrannt. Im gleichen Jahre wurde im Nassauischen in Dillenburg 35, in Dierdorf 36, in Herborn 90 Hexen der Proceß gemacht. Christoph von Ranzau, holsteinischer Gutshesiger, ließ 1686 an einem Tage 18 Hexen hinhängen. Auf dem Richtplatz zu Quedlinburg standen die Brandpfähle der Hexen wie ein kleiner Wald. Das sind nur einige unter Hunderten von Beispielen. Man schätzt die von 1300 bis 1780 dem Hexenwahn in West-Europa zum Opfer gefallenen Menschen auf 11 Mil-

tionen. Noch im vorigen Jahrhundert gab es vereinzelte Hexenverbrennungen, 1749 in Würzburg, 1775 in Rempten, 1782 in Glarus. Die letzte in Europa bekannte Verbrennung mehrerer Hexen hat die Stadt Wofen aufzuweisen. Als 1793 die Preußen dort zur Besitzergreifung einrückten, fanden sie noch die frischen Reste einiger Brandpfähle, an denen Hexen verbrannt worden waren. Selbst in diesem Jahrhundert sind in San Jacobo in Mexico am 20. August 1877 fünf Hexen nach Urtheil und Recht verbrannt worden.

7. Volksfeste in Grünberg.

Dank- und Freudenfeste sind in den früheren Jahrhunderten in Grünberg recht dünn gesät gewesen. Nicht als ob sich keine Gelegenheit dazu geboten hätte, wiederhergestellten Frieden, das Ueberstehen großer Noth oder gesegnete Weinjahre zu feiern; aber die Noth des Daseins lastete wohl zu schwer auf der Mehrzahl der Bewohner, um sie anders als etwa in der Kirche Dankesfeste begeben zu lassen. Auf Straßen und öffentliche Plätze, außerhalb der Thore, auf Festwiesen lockte sie es noch nicht, um ihrer Lebensfreude Ausdruck zu geben. Selbst von größeren Aufzügen und Festlichkeiten der Zünfte geschieht bis in die neuere Zeit keine Erwähnung. Den westfälischen Friedensschluß feierte man nicht, wie anderwärts wohl, durch größere Festlichkeiten, weil er die Religionsbedrückung in östereichischen Landen sanctionirte; immerhin ist unterm 7. August 1650 eines Dankfestes gedacht. Selbst örtliche Feste, wozu manchmal Anlaß war, wie die Vollendung eines Thurmbaues, scheinen in Grünberg vernachlässigt worden zu sein. Erst beim Aufsetzen des neuen Knopfes auf den Rathsthum im Jahre 1669 liegt etwas wie eine Andeutung des Chronisten vor, daß sich viel Volkes dabei betheilt habe. Zum ersten Mal ist 1689 ausführlicher von Dankesfesten die Rede, und zwar waren es gleich zwei Feste, die man am 15. und 16. October beging. Das eine feierte den Sieg über die Türken, das zweite die Wiedereroberung von Mainz durch den Kurfürsten von

Sachsen im Kriege wider die Franzosen. Am 13. November desselben Jahres wurde ein neuer Sieg über die Türken, die Wiedereinnahme von Nissa unter dem Befehl des Markgrafen von Baden, durch ein Dankfest gefeiert. In welcher besonderen Art, ist in diesem und den beiden ersteren Fällen jedoch nicht gesagt. Das Interesse der Grünberger an dem Ausgang der Türkenkriege war ein sehr persönliches. Es stand, wie im fünften Capitel erwähnt, manches Grünberger Kind wider die Türken in Waffen, vor Allem mancher Tuchmachersohn, was im Weiteren den Kaiser Leopold auch veranlaßte, zur dauernden Erinnerung an die Theilnahme Grünberger Tuchmacher bei Bestiegung der Türken dem Wappen des Tuchmachersgewerkes den Halbmond beizufügen.

Sichere Kunde von einem wirklichen Volksfest fließt erst aus dem Jahre 1716. Am 14. April beging man die Geburt eines kaiserlichen Prinzen (Karl's VI. Sohn, der wenige Monate nach der Geburt wieder starb) durch ein Dankfest. Es fand Auszug der Bürgerschaft, Salvenschießen und öffentliche Absingung des Teudeums statt. Was dem Fest den eigentlichen Charakter eines Volksfestes gab, war die Nachmittags sechs Uhr erfolgende Preisgabe von je einem Faß rothen und „blanken“ Weines, die im Rathhause über je einem „Driebs“ zum Auslaufen gebracht wurden, also daß jeder Durstige nach Belieben schöpfen und genießen konnte. „Bei welcher Gelegenheit mancher Durstige einen ziemlichen Zaumel bekommen“, setzt der gewissenhafte Chronist hinzu, und es liegt kein Anlaß vor, in diesem Punkte die Wahrhaftigkeit seiner Angaben in Zweifel zu ziehen. Während des Weinlaufens wurde auf dem Ringe mit Pauken und Trompeten aufgespielt. Abends waren das Rathhaus und viele andere Häuser illuminirt.

In einem eigenthümlichen Gegensatz zu diesem Fest steht ein acht Jahre später stattfindender Auszug der Bürger mit fliegenden Fahnen, um sowohl den neuen hölzernen Galgen auf dem Galgenberge, als die auf dem Marktplatz errichtete Staupsäule einzuweihen. Es gab aber nur eine platonische, ganz harmlose Einweihung,

1724

weil sich gerade kein Delinquent weder zum Hängen noch zum Stäupen vorfand. Nach altem Herkommen mußten die Bürger sowohl bei Aufrichtung des Galgens als der Säule mit fliegenden Fahnen so lange Wache halten, bis der Scharfrichter den einen wie die andere zum Zeichen, daß Alles gut ausgerichtet, erstiegen hatte.

Die preussische Besitzergreifung wurde nach glücklich beendetem erstem schlesischen Kriege am 15. Juli 1742 durch ein Dankfest von ausschließlich kirchlichem Charakter begangen. Nicht anders feierte man den Dresdener Frieden, welcher den zweiten schlesischen Krieg beschloß, durch ein Dankfest am 24. Januar 1746. Viel bedeutender wurde nach Verdienst und Würdigkeit der siebenjährigen Kriegsnoth ein Ende setzende Hubertsburger Frieden begangen. Die Nachricht davon gelangte am 18. Februar 1763 nach Grünberg, worauf am 19. früh acht Uhr sieben Postillone um das Rathhaus und durch die ganze Stadt reitend das freudige Ereigniß kundthaten. Von zehn bis elf Uhr wurden alle Glocken beider Kirchen geläutet und vom Rathsthum unter Trompeten- und Paukenbegleitung das Lied: „Nun danket alle Gott!“ geungen, „sintemal von allen kriegsführenden Mächten keine eine Handbreit Landes gewonnen“, setzt der Chronist hinzu. Am 29. März früh 9 Uhr passirte der große König, auf der Heimreise nach seiner Residenz, Grünberg, eingeholt durch eine berittene Deputation des Magistrats und der Kaufmannschaft, die ihm mit entblößten Degen und einer Fahne bis zum ersten Lawalbauer Berge entgegenritt. Am dritten Osterfeiertage, den 5. April, fand das eigentliche Friedensfest statt, wobei der Advocat Harthausen aus einem Fenster des Rathhauses die Festrede hielt, während die „Compagnien der Bürgerschaft“ vor dem Rathhause aufmarschirt standen. Das „Herr Gott, Dich loben wir!“ und einige Salven machten den Beschluß der Feier. Abends war große Illumination, wobei sich das Rathhaus, das Wohnhaus des Bürgermeisters Kauffmann (jetzige Hellwig'sche), die auf dem Topfmarkt für den König errichtete Ehrenpforte und die Elbner'sche Apothekelade besonders gut ausnahmen.

Einere größeren Innungsfeierlichkeit geschieht zuerst 1796*), 13. April, Erwähnung, wo die Tuchmachergesellen unter vielem Geräusch eine große Zechen hielten, welche früh acht Uhr mit der Abholung des Altgesellen Bietisch nach dem Meisterhaus begann und wahrscheinlich den ganzen Tag über die Gesellen bei Wein und lustiger Musik zusammenhielt. Sie hatten allen Grund, vergnügt zu sein; denn die Geschäfte gingen seit Jahren ausgezeichnet und es gab lohnende Arbeit in Fülle. Ihre Zahl wird auf vierzig einheimische und zweihundert- und-zwölf fremde angegeben. Da gleichzeitig sechshundert- und-ein selbstständige Tuchmachermeister in Grünberg verzeichnet sind (mehr als zwanzig Mal so viel wie heute), so folgt hieraus, daß die wenigsten Meister sich Gesellen hielten, sondern selbst hinter dem Stuhl saßen und daß die ganze Familie im Handwerksbetrieb mitangreifen mußte. Lehrlinge des Tuchmachergewerks werden einhundertundfünf verzeichnet.

Das Jahr 1809 brachte Grünberg zwei öffentliche Feierlichkeiten. Seit 1742 standen in Grünberg zwei Schwadronen des 2. Dragoner-Regiments (ursprünglich Nassau'sches, dann von Miglaff'sches, dann von Boffesches, zuletzt von Krafft'sches Regiment), die während des zweiten schlesischen Krieges vom 1. Juni 1744 bis 25. Januar 1746, während des ganzen siebenjährigen Krieges, während des bayerischen Erbfolgekrieges vom 5. April 1778 bis 3. Juni 1779 und während des Coalitionkrieges gegen Frankreich vom 21. Mai 1792 bis 29. Juli 1795 von Grünberg entfernt gewesen waren, bis sie im August 1806 kurz vor Ausbruch des Krieges mit Frankreich Grünberg dauernd verließen. Das Einvernehmen mit der Bürgerschaft war stets das beste gewesen. Mehrfach hatten Officiere Edächter aus Grünberger Familien geheirathet. Man sah die Garnison deshalb sehr ungern scheiden. Als Anekdote, die beweist, mit welchem über-

*) Streng genommen ist diese Nachricht nicht die erste über Innungsfeierlichkeiten. Schon aus 1753 vom 25. April, dem Sonntag nach Ostern, berichtet die Reiche'sche Chronik von einer öffentlichen Ehrenzeche der Tuchknappen und einem unter Pauken und Trompeten gehaltenen Umgang um's Rathhaus.

triebenen Vertrauen in die Unbesiegbarkeit der preussischen Armee die Truppe in's Feld zog, wird erzählt, daß beim Aufmarsch ein Officier Abschied winkenden Damen zugerufen: „Wie viel französische Sklaven soll ich Ihnen mitbringen?“ Nach dem Tilsiter Friedensschluß war es schon aus nabeliegenden öconomischen Gründen — das von dem großen König gewürdigte Interesse des Weinbaues an Cavallerie-Garnison sprach dabei mit — der dringende Wunsch der Bürgerschaft, ihre Garnison wiederzuerhalten. Diesem Wunsch wurde entsprochen. Nachdem der Monat Januar 1809 mehrere Durchmärsche abziehender französischer Truppen gesehen, rückten am 31. Januar zwei Schwadronen vom 1. Westpreussischen Dragoner-Regiment von Parisch zu dauerndem Aufenthalt in Grünberg ein. Die Bürgerschaft ging ihnen mit fliegenden Fahnen entgegen; ein Theil der Schützen-gilde hatte sich beritten gemacht. Jedem der Escadron-Chefs wurde ein Kranz überreicht, ein junges Mädchen sprach ein Bewillkommungsgedicht, dessen Wortlaut uns erhalten ist. Es hieß darin: „Nach lang' erlitt'nen Leiden erblicken wir in Euch der Zukunft süße Freuden!“ Mit letzteren wurde noch am selben Abend durch einen solennen Ball auf dem neuen Schießhaus (1804 erbaut) ein vielversprechender Anfang gemacht. Es sei der Vollständigkeit wegen hier gleich gesagt, daß die neue Garnison zur Hälfte bereits am 15. April 1811 nach Crossen, zur andern Hälfte am 24. August nach Königsberg in der Neumark verlegt wurde und Grünberg dann, der fünfmonatliche Aufenthalt der Hahnauer Ulanen und der viermonatliche eines Bataillons vom 4. Ostpreussischen Infanterie-Regiments in 1814 und 1815 abgerechnet, bis 1821 ohne Garnison blieb. Am 12. November 1821 erhielt Grünberg neue, aus zwei Compagnien des jetzt in Lübben stehenden 3. Jäger-Bataillons bestehende Garnison. Dieselbe blieb indessen nur bis zum August 1827. Mißbilligkeiten mit der Bürgerschaft sollen den Anlaß zur Verlegung der Garnison gegeben und die städtischen Behörden sich damals nicht besonders eifrig gezeigt haben, sie zu behalten oder durch eine andere ersetzt zu sehen. Dies scheint eine dauernde Verstimmung gegen Grünberg sowohl beim

General-Commando als im Kriegsministerium hervorgerufen zu haben; denn so oft seitdem bei verschiedenen Anlässen um eine Garnison nachgesucht worden ist, hat unter Hinweis auf die Alten Ablehnung stattgefunden. Ganz unwahrscheinlich ist, daß die militärischen Autoritäten einen übeln Einfluß des Grünberger Weins auf die Truppe besorgen. Man wird dem Grünberger Wein doch nicht schlimmere Eigenschaften zutrauen, als dem Eschkerziger und Crossener Gewächs, an dem sich zu stärken die Garnisonen von Zällichau und Crossen in der angenehmen Lage sind? Genießt doch selbst in den genannten Nachbarstädten der Grünberger eines gewissen Vorzuges! Dieser Grund kann also nicht bestimmend sein, im Gegentheil, die militärischen Autoritäten würden es den Officieren einer Grünberger Garnison gewiß von Herzen gönnen, den Sekt an der Quelle zu trinken!

Doch zurück zu der zweiten und wichtigeren Festlichkeit des Jahres 1809! Sie fand am 25. Juli statt und galt der Einführung der neuen, die Ära der Selbstverwaltung einleitenden Städteordnung. Kanonendonner weckte an diesem großen Tage die Bürger. Um acht Uhr läuteten alle Glocken beider Kirchen. Zu gleicher Zeit versammelte sich der alte und der neue Magistrat auf dem Rathhause zur Uebergabe und Uebernahme des Stadtreiments. Hierauf ordnete sich der Festzug: Voran die Schulen, dann achtzig junge Mädchen in weißen Kleidern mit grünen Blonden, Blumen streuend, die Geistlichen beider Confessionen, die Honorationen, der neue Magistrat, die neuerwählten Stadtverordneten und Bezirksvorsteher, die Gewerksältesten und endlich Schulzen und Gericht der Stadtdörfer. Die Schützengilde bildete Spalier. Der Zug bewegte sich zuerst nach der katholischen Kirche, wo ein Hochamt abgehalten, dann nach der evangelischen, wo nach dem Gottesdienste durch den königlichen Commissar Gringmuth dem Magistrat der Eid abgenommen und das Stadtverordneten-Collegium zur Amtstreue ermahnt wurde. Ein Tedeum machte den Schluß. Mittags fand Festbankett im Schießhaus statt. Abends war an der gleichen Stelle Ball. Auf der Lattwiese wurde ein großes Feuerwerk abgebrannt.

Ein den Grünbergern unerwarteter Festtag wurde der 11. April 1814, der zweite Osterfeiertag. Um diese Zeit war Glogau, das französische Besatzung hatte, noch von den Preußen belagert. Es ergab sich erst am 17. April, nachdem die Niederlage Napoleons besiegelt war. In den letzten Wochen vor der Uebergabe hatte diese Belagerung den Grünbergern viel Gesprächsstoff gegeben, da man an stillen und hellen Abenden die Blitze der Kanonen sah und wohl auch den Kanonendonner hörte. (Aehnlich hatte man auf den Grünberger Höhen am 20. und 21. Mai 1813 auch den Kanonendonner der Baugener Schlacht und, das Ohr an die Erde legend, sogar das Pelotonfeuer der Infanterie unterschieden.) Da kam am oben gedachten Tage, so zeitig noch nicht erwartet, die Nachricht der Einnahme von Paris. Ein Grünberger Bürger hatte die erste Kunde durch bestellte Eistafette eines Berliner Geschäftsfreundes gerade um die Zeit des Vormittagsgottesdienstes erhalten. Leider war der Empfänger bettlägerig und entsandte deshalb seinen Schwiegersohn nach der Kirche mit dem Auftrag, die Depesche stracks auf die Kanzel zur Verlesung durch die amtirenden Geistlichen zu tragen. Der Bote traute sich aber nicht, sondern wartete bis zum Schluß der Predigt. Inzwischen aber waren von Crossen vier blasende Postillone auf den Markt geritten, um die große Mär zu verkünden. Als bald wurden die Kanonen gelöst, vom Rathsthurm erschallten Pauken und Trompeten, womit sich das Geläut aller Glocken mischte, und die unaufhörlichen Freudenschüsse dauerten bis in die Nacht. Aehnliches wiederholte sich, als am 18. April mit der Nachricht vom Fall Glogau's mit großem Schall bekannt gegeben wurde, daß sich Napoleon mit seiner Armee den Allirten ergeben habe. An der erleuchteten Hauptwache war diesen Abend ein Transparent mit der besser gemeinten als geschickt gefaßten Inschrift angebracht: „Recht hoch steigen und tief fallen ist das Schönste unter allen!“ Am 24. April, dem Sonntag Jubilate, klangen alle patriotischen Aufregungen dieser Tage in einem kirchlichen Dankfest aus. Das eigentliche Siegesfest zu feiern hatte man bis zum 3. August, dem königlichen Geburtstag, verschoben. An

Diesem Tage fand ein großer Festzug, gleich dem von 1809, in beide Kirchen statt, mit dem Unterschiede von jenem, daß der Zug sich nach dem Gottesdienste unter Vorantritt der Bürgergarde und Schützengilde nach dem Schießhause bewegte. Abends war die Stadt erleuchtet. Am 19. October wurde der erste Jahrestag der Leipziger Schlacht durch ein vom Landrath des Kreises, Herrn von Stentsch, auf dem Schießhausplatz veranstaltetes großes Feuerwerk gefeiert.

Die wiederholte Niederwerfung Napoleons in der Schlacht bei Belle Alliance wurde bereits am 9. Juli 1815 durch ein kirchliches Sieges- und Dankfest begangen. Zur Feier des großen Siegesfestes war für das ganze Land der 18. Januar 1816 ausersehen. Es fand ein Zug der Behörden vom Rathhaus nach der Kirche und von der Kirche zum Rathhaus statt. Die Bürgergarde hatte mit den beiden Friedensfahnen von 1763 Spalier gebildet. Mittags vereinten an verschiedenen Stellen Festmähler wohl die gesammte Bürgerschaft. Der Invaliden und der Hinterbliebenen von im Kriege Gefallenen wurde überall mit Liebesgaben gedacht. Abends war großer Ball sowohl im Schwarzen Adler als auf dem Schießhaus. Die Illumination war so großartig, wie Grünberg sie bis dahin noch nicht erlebt. An fünf Fenstern des Rathhauses zeigten sich die Transparente der hervorragendsten Führer im verfloffenen Kriege. Kein Haus war dunkel, viele durch sinnige Inschriften geschmückt. Die ganze durch keinen Miston getrübt Feier war eine Illustration zu den beim Tuchmacher F. W. Henschel transparent erscheinenden Worten: „Nach trüber Trauernacht scheint uns die Sonne, und alles Volk erwacht zu neuer Sonne!“ Tags darauf hielten die Bürgergardisten auf dem Schießhaus ein Freudenschießen um einen Friedensbecher.

Ein lustiges Nachspiel hatte dies patriotische Fest am 14. Februar. An diesem Tage passirte die Dienerschaft des Fürsten Blücher mit Pferden, Wagen und mancherlei Gepäck durch Grünberg und hielt hier Rasttag. Da sie unter dem Gepäck die auf dem Schlachtfelde von Belle Alliance erbeutete grüne Uniform und

den rothen, reich mit Gold gestickten egyptischen Mantel Napoleons mit sich führten und Erlaubniß hatten, solche dem Quartierwirth Kaufmann Förster am Oberthor zu zeigen, so veranlaßte letzterer eine Ausstellung dieser beiden interessanten Gegenstände in seinem Hause. Diese sich schnell herumsprechende Nachricht hatte eine kleine Völkerwanderung zur Folge, so daß nachher aus einer zur Besteuerung der Neugier aufgestellten Sammelbüchse 33 Thaler 4 Groschen zu Gunsten der Grünberger Soldatenwitwen entnommen wurden. Am 18. März kam Fürst Blücher in Person und genehmigte nachträglich lachend diese Art Verwerthung der kostbaren Beutestücke.

Für den 19. Juni, als den ersten Jahrestag von Belle Alliance, war durch's ganze Land eine kirchliche Feier angesagt. Behörden und Schulen begaben sich im Zuge nach der Kirche, wo nach einem Todtenamt die Namen der im Felde gebliebenen Vaterlandsvertheidiger verlesen und die in der Kirche aufgehängten Gedenktafeln enthüllt wurden.

Der 31. October 1817 brachte das dreihundertjährige Gedenkfest der Reformation, wofür durch königliche Verordnung eine dreitägige Feier bestimmt war. Am Vorabend wurde das Fest mit vollem Glockengeläut eingeleitet, am Festtage um acht Uhr das Lied „Eine feste Burg ist unser Gott“ mit Posaunenbegleitung vom Thurme gesungen. Um neun Uhr war Festzug zur reichgeschmückten Kirche. Dasselbe wiederholte sich am zweiten Festtage. Auch die Landschulen waren hierbei vertreten. Am dritten Tage fand in der Friedrichsschule ein feierlicher Actus statt, welcher mit Bekränzung der für jedes Klassenzimmer gestifteten Bilder von Luther und Melancthon endigte.

Am 4. Januar 1819 wurde dem aus Frankreich heimkehrenden 7. Infanterie-Regiment ein festlicher Empfang bereitet. Auf der Lessener Chaussee war eine Ehrenpforte errichtet. Bei Annäherung des Regiments wurden Böller gelöst. Unter der Ehrenpforte überreichten einige weißgekleidete Jungfrauen dem Commandeur auf weißem Atlaslappen ein Gedicht. Ein Zug Bürgergarde begrüßte das Regiment. Darauf rückte

ein Bataillon mit klingendem Spiel in die Stadt ein, während die beiden andern auf die benachbarten Dörfer vertheilt wurden.

Es tritt nun eine große Pause für ähnliche Veranstaltungen von öffentlichem Charakter ein, weil sich mit dem dritten Jahrzehnt eine schwere, sorgenvolle Zeit auf Grünberg senkte, wo der Sinn für dergleichen nicht vorhanden war. Als hintereinander zwei ausgezeichnete Weinjahre, 1826 und 1827, der Bürgerschaft wieder etwas Muth gemacht zu haben schienen, wurde für den October 1827 ein Wingerfest mit öffentlichen Umzügen geplant, scheiterte aber an der allgemeinen Muthlosigkeit. Es fand dann nur in engerem Kreise als Privatfestlichkeit statt, wobei der Entschluß gefaßt wurde, es in einem späteren ausgezeichneten Herbst öffentlich zu wiederholen.

Die Jahre 1839 und 1840 hatten in Grünbergs Hauptgewerbe, der Tuchmacherei, einen gewissen Aufschwung gebracht und einige damit zusammenhängende Erscheinungen gezeitigt. Mehrere Spinnereien waren neu erbaut, andere zeitgemäß verbessert und mit neuen Maschinen ausgerüstet worden. Auf der Lattwiese, auf dem Platz der heutigen Vereinsfabrik, war eine mit Dampfmaschinen betriebene Appretur-Anstalt errichtet worden. Vor Allem wurden große Hoffnungen auf die 1839 von Kaufmann Pöblenz bei Wittgenau entdeckten Braunkohlen gesetzt. In diese Zeit der neuerwachenden Zuversicht auf Grünbergs Stern fiel die 250jährige Feier der Gewährung einer Zunftordnung an die Grünberger Tuchknappen. Es war am 14. Juli 1591, in einer für Grünberg — wie wir mehrfach gezeigt — glänzenden Zeit, als nach ehrerbietiger Vorstellung bei dem Rath der Stadt diese neue, mit mancherlei Bevorrechtigungen verbundene Ordnung errichtet und in einer ersten Zusammenkunft der Tuchknappen öffentlich verkündet und gefeiert wurde. Der Wunsch war berechtigt, 1841 das vierteltausentjährige Gedenken dieses Tages zu begehen. Lange zuvor waren Vorbereitungen in großartigem Maßstabe getroffen worden. Die Meisterschaft und manche Gönner und Freunde des Handwerks hatten mit Rath und That geholfen. So entstand in den Tagen des 22., 23. und 24. Juli 1841 ein Fest, das ein

in Grünberg bis dahin nicht gesehenes Schaugepränge entwickelte und sich zu einem richtigen Volksfest auswuchs, wovon nach Jahren noch mit Genugthuung, dabei gewesen zu sein, geredet wurde. Am Vorabende des Festes wurden den eingeladenen Ehrengästen Ständchen gebracht. Am frühen Morgen des Festtages marschirte eine Abordnung der Knappenschaft, Musik voran, zunächst zur Wohnung des Altgesellen, um eine von Jungfrauen gestiftete neue Fahne nach der Herberge abzuholen. Von hier zog die gesammte Bruderschaft nach der Kirche. Nach dem Gottesdienst ordnete sich am Gewerksbause der Festzug, zwei Läufer und ein Musikcorps voran. Ein Herold mit dem Marschallstabe eröffnete denselben. Ihm folgte der von Alters her den Tuchknappen befreundete Methusalem als Sinnbild des hohen Alters der Zunft, geführt von einer die Neuzeit darstellenden Maske, alsdann ein bunt herausgeputzter Quackalber in Begleitung zweier Throler, zwei Schäfer als für die Tuchmacherei besonders wichtige Personen, ein Herold in moderner Gewandung, die Gerechtigkeit in Gestalt einer verschleierten Jungfrau, ihr zur Seite ein Schwerträger. Hierauf wurde das große Kirchenschild von zwei Gesellen getragen. (Es ist das jetzt unter dem Tuchknappen-Chor in der evangelischen Kirche hängende Wappen, welches durch die von den Löwen geführten Fachbögen beweist, daß es ursprünglich der vereinigten Tuch- und Hutmacherezunft verliehen wurde.) Nun schritt der Fahnen-Capitän würdevoll einher, nach ihm die Fahne mit ihrer Bedeckung. Dann folgten die verschiedenen Kleinode und im Lauf der zweihundertundfünfzig Jahre angesammelten Wahrzeichen der Knappenschaft, zuerst vor Allem die Lade, geleitet von den Ladegesellen, die grüne Kränze im Haar trugen, weiterhin das Scepter in der Hand des Altgesellen und, gedeckt durch zwei Ritter, der Hut des Altgesellen und der Willkommens-Humpen, getragen von zwei Jungburschen. Dieser Abtheilung schlossen sich an der fremde Altgeselle, geführt von den beiden Sprechgesellen, und der Schreiber, geführt von zwei Gesellen. Ein dritter Herold eröffnete die letzte Abtheilung des Zuges, welche die Blicke ganz besonders

auf sich lenkte; denn kein Geringerer als der türkische Sultan würdigte die Grünberger Tuchknappen der Theilnahme an ihrem Fest. Er erschien hoch zu Ross. Die Säume hielten zwei Mohren, die Steigbügel zwei Polen, nebenher schritten zwei Türken. Sämmtliche gewanderten Gesellen folgten, durch zwei Fourierschützen mit gläsernen Stäben getrennt von den ungewanderten Gesellen. Endlich erfreute, als Symbol der Nebenstadt, der bei solchen Festzügen in Grünberg unvermeidliche Bacchus, thronend auf einem mit 1834er gefüllten Faß, das auf einem von vier angeblichen Sklaven gezogenen Wagen lag. (Das Publikum wollte bemerken, daß es Gott Bacchus mit diesen zu schönem Frohndienst verurtheilten Sklaven besonders freundlich meinte. Nichtsdestoweniger mußten sie auf der Hälfte des Weges abgeldet werden, weil man ihnen offenbar den schwersten Dienst angewiesen hatte.) Hinterdrein kamen noch zwei Kostbarkeiten der Bruderschaft, die in einem gewissen Bezuge zu den dem großen Faß gestellten Aufgaben standen, nämlich das große Glas, genannt das „Admische Reich“, auf welchem sich die Namen von neun Kurfürsten befanden und der große Krug, fünfzig Quart haltend, von zwei Gesellen auf einer Stange getragen. Fourierschützen, Fieberburschen und der Herbergsvater machten den Beschluß. Um den ganzen Zug herum schwärmte der Spahmacher, lustig die Britsche schwingend und gelegentliche Streifzüge in Bäckereien, Wurstläden und Conditoreien unternehmend, von denen er heutebeladen zurückkehrte, um sogleich seine Beute an die Kinder loszuwerden.

Das war die Anordnung des Festzuges, wie er dem Schreiber dieses noch deutlich in der Erinnerung steht. Zunächst wurde vor das Rathhaus marschirt, wo ein Hoch auf den König erklang, dann nach der Wohnung des Bürgermeisters Krüger, nach der des Stadtsyndicus von Wiese, zu den Vorständen des Gewerkes u. s. f., bis man an der Herberge Halt machte und hier das neue im Zuge mitgeführte Fremdenschild aufhängte. Ein Festmahl auf dem Schießhaus, an dem zahlreiche Meister und Ehrengäste Theil nahmen, und darauf folgender Hereinzug nach der Stadt in der

Ordnung wie am Vormittag endete den ersten Tag. Der zweite galt dem engeren Zusammensein der Tuchknappen unter sich. Schon früh sehr zeitig fand in der Herberge das handwerksgebräuchliche Morgengespräch statt. Die Langschläfer wurden nach dem alten Herkommen auf Stange und Wollgabel sitzend herbeigeholt. Nachmittags neuer Auszug, Abends Ball auf dem Schießhaus zu besonderen Ehren der Jungfrauen, welche die neue Fahne gestiftet. Der Abend des dritten Tages wurde durch Abendtafel und einen Ball ausgefüllt, woran die Honoratioren Theil nahmen. Der Bürgermeister eröffnete den Ball. Wiederum gerieth dabei die Grünberger Jugend in Aufregung durch die lustige Art, wie Ehrengäste und Damen zum Fest herbeigeholt wurden. Jedem Wagen liefen Vorläufer in alterthümlichen Gewändern voran, während phantastisch gekleidete Masken die Bedienung machten und auf den Rutschböcken thronten. Das dreitägige Fest endete ohne jeden Mißklang.

Es darf mit Wehmuth erfüllen, daß dies wohlgelungene Fest, bei dem auf das Grünen und Bläuen der Tuchknappen-Brüderschaft viel Toaste ausgebracht und begeistert aufgenommen wurden, gewissermaßen ein letztes Aufklackern der Zunftherrlichkeit war, in einem Augenblick, wo die neue Zeit schon vernehmlich an die Thür klopfte. Das dreihundertjährige Jubiläum, das man 1891 hätte feiern können, ist sang- und klanglos vorübergegangen, das sagt genug! Wir wollen an dieser Stelle nicht mehr sagen, am wenigsten der alten Handwerksordnung eine Thräne nachweinen; aber das darf ausgesprochen werden: die neue Zeit hat noch erst zu beweisen, daß sie es mit den Menschen besser meint, als die alte, und daß sie aus dem Chaos Neugestaltungen würdigerer und besserer Art zu schaffen vermag. Den Humor und die Lebensfreude und manche holde Thorheit zu erhalten darf sie aber nicht verläumen, sonst ist ihr Werk keine Bohne werth!

Wir schließen hiermit unsere Mittheilungen über Grünberger öffentliche Feste aus drei Gründen: Zunächst ist unsere Chronologisch geordnete Berichterstattung den Tagen sehr nahe gerückt, die noch in der deutlichen Er-

innerung vieler Lebenden sind oder wovon die Eltern ihren Kindern hereditäre Kunde übermittlelt haben, als wir es vermöchten. Zum Andern begannen etwa in dem Jahr, womit wir schließen, die bis dahin sich nicht vorfindenden regelmäßigen Berichte der Local-Preſſe über alle örtlichen Vorkommniſſe, wodurch der Chroniſt überfläſſig wird. Zum Dritten und Letzten ſcheuen wir die übergroße Fülle deſ zu bewältigenden Stoffeſ und würden fürchten, die Leſer zu ermüden. Denn in den letzten fünfzig Jahren hat Grünberg ſo viel öffentliche Feſte gefeiert, wie in den vorangegangenen dreihundert Jahren zuſammengenommen nicht. Anläſſe dazu gab eſ viele, und daſ man ſie beim Schopfe genommen, gereicht den Grünbergern zur Empfehlung. Da war zuerſt daſ 1846er Wingerfeſt, die Ausführung deſ 1827 gefaſten Planeſ, dann 1850 daſ große Feſt zur Feier deſ ſiebenhundertjährigen Beſtehenſ deſ Weinbaueſ mit ſeinem hiſtoriſchen Feſtzuge. Eſ folgten die verſchiedenen Siegefeſte, die Turner- und Sängerfeſte, daſ 300jährige Jubiläum der Schützengilde 1878, und vor Allem die jährlich ſich wiederholenden Königsſchießen, welche ſich immer mehr zu echten Volksfeſten herausgebildet haben. Möchten die Grünberger weiter Gefallen an fröhlichen Volksfeſten finden und die Gunſt der Zeiten ihnen geſtatten, ſie harmloſ und vergnügt zu begeben!

8. Die Neutralitäts-Armee und daſ Hünengrab im Kühnauer Walde.

Auſ dem Jahre 1711 berichtet der Grünberger Chroniſt: Am 8. Auguſt rückten die Neutralitäts-Truppen in ein Feldlager hinter dem Dorfe Sawade ein. Am 16. Auguſt traf General Häſſling, der Oberbefehlshaber, ein. Nach vier Tagen bereits wurde daſ erſte Lager aufgegeben und ein andereſ zwiſchen Sawade und Krampe bezogen. Man ſchätzte die Truppenzahl auf zwanzigtauſend Mann. Vorn hatte die Artillerie, auf den Seiten die Cavallerie Aufſtellung genommen. Bereits am 29. October wurde daſ Feldlager wieder

aufgelöst, wobei drei Compagnien vom kurfürstlich Mainzischen Contingent vorübergehend nach Grünberg in's Quartier kamen. Auch diese marschirten am 2. December wieder ab.

Des Weiteren wird berichtet, daß bei nassem, regnerischem Herbstwetter die Truppen von Krankheit zu leiden hatten, Typhus ausbrach und eine beträchtliche Anzahl Soldaten starben, die im freien Felde beerdigt wurden. Auch ein hoher Officier, der General Betten-dorff, starb am 26. September und wurde in Grünberg in der Pfarrkirche beigesetzt. Die militärische Leichen-parade bestand aus mehreren Bataillonen Infanterie sowie etwas Cavallerie. Von den Truppen war ein Theil auf dem Markte postirt, ein anderer beim Schieß-graben (das ist die Einsenkung zwischen Färber Schäler's und Färber Menzel's Gehöften), die Cavallerie stand hinter des Bürgermeisters Vorwerk, beim Weinberge des Bürgermeisters (damals Christian Bräuer) waren sechs Kanonen aufgefahen. Auf das vom Kirchturm durch einen Pistolenschuß gegebene Zeichen wurden hintereinander drei Gewehr- und Kanonensalven gegeben. Zur Verhütung etwaiger Feuergefährdungen hatten die Bürger die Dachrinnen mit Wasser füllen müssen; auch mußten sie in der folgenden Nacht wachen.

Was es für Truppen waren, welche da zwischen Sawade und Krampe ein Lager bezogen, ist ungefähr ersichtlich aus Proceßakten, die im Breslauer Archiv aufbewahrt sind und Holzlieferungen für dieß Corp's betreffen. Danach lagerten bei Krampe die beiden spanischen Cavallerie-Regimenter Schönborn und Hannover und einige aus Böhmen gekommene Artillerie, bei Sawade dagegen hessische, mainzische, triersche, paderbornische und sächsische Contingente. In den Akten sind zwölf Bataillone Infanterie angeführt.

Soweit reichen die knappen Grünberger Nach-richten. Welche interessante Bewandniß es mit dieser Neutralitäts-Armee hatte und warum ihre Aufstellung gerade bei Krampe und Sawade stattfand, ist daraus nicht zu ersehen. Um dieß zu verstehen, müssen wir uns ein wenig mit der allgemeinen Geschichte be-schäftigen. Doch auch hier fließen die Quellen be-

züglich dieser Truppenformation spärlich genug. Eine Geschichte des nordischen Krieges soll noch geschrieben werden. Was wir im Nachstehenden von der Vorgeschichte und dem Ausgang der Neutralitäts-Armee zusammenstellen, ist den wenigen Zeitungen und periodischen Veröffentlichungen jener Tage entnommen, besonders folgenden dreien: „Wöchentliche Relation der eingelaufenen Merkwürdigkeiten“, „Curieuses Bächer-Kabinet“ und „Mercure historique et politique“.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts war Deutschland Schlachtfeld für zwei Kriege, welche im Grunde genommen das deutsche Reich als solches wenig, desto mehr aber einige seiner Dynastien angingen. Im nordischen Kriege, der sich häufig bis in unsere Gegenden erstreckte, dessen eine Hauptschlacht bei Fraustadt geschlagen und dessen erster Friede zu Ultranstädter in Sachsen geschlossen wurde, waren kriegsführende Mächte: Schweden und Bremen einerseits, Polen und das mit ihm durch Personal-Union verbundene Kurfürstenthum Sachsen, Rußland und Dänemark andererseits. Im spanischen Erbfolgekriege standen sich das Deutsche Reich, für die Sonderinteressen seines Kaisers, England und Holland einerseits, Frankreich andererseits gegenüber. 1706 war es im erstgenannten Kriege zwischen Schweden und Sachsen zu einem Separatfrieden gekommen, welcher dem Kurfürsten von Sachsen den Verzicht auf die polnische Königskrone auferlegte. Der Krieg zwischen Schweden und Rußland dauerte fort. Da er seitens des Schwedenkönigs je länger desto unglücklicher geführt wurde und Karl XII. nach der von ihm verlorenen Schlacht von Pultawa (8. Juli 1709) sich genöthigt sah, auf türkisches Gebiet überzutreten, und hier bis 1714 internirt blieb, so benutzten Sachsen und Dänemark diese Abwesenheit ihres großen Feindes, das eine, um den Ultranstädter Frieden für unverbindlich und Schweden auf's Neue den Krieg zu erklären, das andere, um seine kriegerischen Anstrengungen gegen den schwedischen Nebenbuhler zu verdoppeln. Diese Sachlage ließ einen allgemeinen Weltbrand und ein Hinübergreifen des nordischen in den spanischen Erbfolgekrieg, der im Wesentlichen in Süd- und Westdeutschland ge-

fährt wurde, befürchten. Um dieser Gefahr vorzubeugen, richtete bereits im Spätsommer 1709 Kaiser Josef I. Vorstellungen an die kriegsführenden Mächte des nordischen Krieges, des Inhalts, daß sie den deutschen Boden bei Austragung ihrer Kämpfe zu meiden sich verpflichten möchten. Kursachsen antwortete hierauf entgegenkommend, es wolle sich verbindlich erklären und habe auch seine hohen Verbündeten zu Gleichem vermocht, keine auf deutschem Boden liegende schwedische Provinz, noch auch das Herzogthum Holstein anzutasten, unter der Bedingung, daß Schweden und seine Verbündeten das gleiche Versprechen bezüglich des sächsischen Landes gäben. Geschehe letzteres nicht, so halte man sich von Allem entbunden. Gefahr sei im Verzuge; denn der schwedische General Crassau bereite sich vor, seinen Marsch an der schlesischen Grenze entlang nach Kursachsen zu nehmen und durch solche Diverston auch die Westfalen und Seuchen, womit seine Truppe belastet sei, mitten in das Reich hinein zu tragen. Nach Empfang dieser Erklärung Sachsens wurden der schwedische und der bremische Gesandte in Wien von Reichswegen ersucht, eine gleiche Verpflichtung einzugehen. Sie erklärten, geeigneten Ortes berichten zu wollen, und stellten im Uebrigen in Abrede, daß Crassau deutschen Boden zu überziehen vorhabe, er stehe in Schwedisch-Pommern. Zugleich ging vom Zaren eine mit der sächsischen übereinstimmende Erklärung ein, mit dem Zusatz, daß er, um das Römische Reich nicht zu beunrubigen, Crassau nicht nach Pommern verfolgen wolle. Dagegen erwarte er, daß das Reich auch zu verhindern wissen werde, daß Schweden in seinen auf deutschem Boden belegenen Provinzen Rüstungen und Werbungen betreibe oder dahin Truppen anderer Reichsstände ziehe, um die eigenen Truppen zur Aktion frei zu bekommen. Diese Aktenstücke wurden Mitte December 1709 den Reichsständen mit der Einladung zu einem Reichsgutachten vorgelegt. Inzwischen hatten Sachsen und seine Allirten die Angelegenheit auch vor das Forum Englands und der Generalstaaten gebracht, welche an Schweden das Verlangen stellten, daß Crassau in Pommern stehen bleibe, weder nach Polen zurückkehre, noch gegen

Schleswig oder Jütland operire, da dies ohne Betretung des Reichsbodens nicht möglich sei. In diesem Sinne beschlossen auch die Reichsstände am 2. April 1710, indem sie zu weiterer Verstärkung der von den kriegsführenden Mächten des nordischen Krieges zu übernehmenden Verbindlichkeit hinzufügten, daß, wosern einer oder der andere kriegende Theil seine Gegner in ihren deutschen Provinzen dennoch angreifen sollte, gegen denselben nach Inhalt der Reichsverfassung durch Execution verfahren werden sollte. Schon am 16. April 1710 erfolgte die Genehmigung dieses Reichsbeschlusses durch den Kaiser, und zur selben Zeit wurde auch mit England und Holland ein feierlicher Tractat abgeschlossen, kraft dessen die Neutralität der in Deutschland gelegenen schwedischen, dänischen und sächsischen Länder dergestalt befestigt wurde, daß wider dieselben von keinem aller kriegsführenden Theile Feindseligkeiten ausgeübt werden dürften. Die Neutralität sollte unter der Bürgschaft der vertragsschließenden Staaten eine so strenge sein, daß auch Truppendurchmärsche irgend welcher Art durch diese Länder nicht stattfinden durften.

Diesem Tractat traten viele Stände des Reiches und für die Krone Schweden der schwedische Gesandte im Haag von Palmquist bei. Da man sich aber mit Recht sagte, daß zur Aufrechterhaltung einer so strengen Neutralität eine genügend starke Armee nöthig sein werde, um erforderlichen Falles sofort gegen Uebertretungen einzuschreiten und dem Willen der vertragsschließenden Theile Nachdruck zu geben, so wurde in einem Nachtrags-Protokoll vom 4. August 1710 im Haag vereinbart, daß eine solche Armee in der Stärke von zwanzigtausend Mann aufzustellen sei, und zwar an dem Punkte, wo die Grenzen von Polen, Oesterreich, Preußen und Kursachsen nahezu zusammenstießen. Dieser Punkt lag etwas oheraufwärts vor der Bobermündung; denn der Bober bildete bis hart vor Grossen die Grenze zwischen Sachsen und Oesterreich, während das Königreich Polen sich bis nahe zur Oberramündung bei Eschierzig erstreckte. Der nördliche Theil des Gränberger Kreises erschien hiernach als der allen vier Grenzen gleich nahe und deshalb für die Aufstellung

der Neutralitätsarmee am besten geeignete Punkt. Mit der Ausführung der Maßregel wurden verschiedene deutsche Reichsstände beauftragt.

Voltaire berichtet in seiner Geschichte Karls XII. über dieses Gaager Abkommen zwischen den Mächten wie folgt:

„Um die Ausführung dieses Vertrages sicher zu stellen, schlug man vor, am Ufer der Oder eine Armee zur Aufrechterhaltung dieser eingebildeten Neutralität aufzustellen. Seltsame Neuerung, eine Armee aufzustellen, um einen Krieg zu verhindern! Hatten doch diejenigen welche sie besolden mußten, zum größten Theil ein erhebliches Interesse daran, den Krieg zu führen, welchen man abzuwenden vorgab. Der Vertrag bestimmte, daß die Armee zusammengesetzt sein sollte aus Truppen des Kaisers, des Königs von Preußen, des Kurfürsten von Hannover, des Landgrafen von Hessen und des Bischofs von Münster.“

Die letztere Auskunft Voltaire's ist nicht ganz genau. Der Tractat muß dem Geschichtsschreiber nicht vorgelegen haben. Der Text desselben bestimmt in Paragraph 10 Punkt 3 und 4: Der Kaiser, Preußen, Kurpfalz, Braunschweig, Münster, Wolfenbüttel und Hessen-Cassel werden eine Armee von zwanzigtausend Mann zusammenbringen. Die Repartition ist folgende: Der Kaiser zweitausend Mann zu Pferd, Preußen sechstausend, Kurpfalz und Hannover jedes zweitausend, Münster sechszehnhundert, Wolfenbüttel vierzehnhundert.

Der Vertrag ist in allen darin angewandten Ausdrücken sehr bestimmt gefaßt. Auffällig ist die besonders scharfe Sprache, die gegen Schweden und seine Allirten geführt wird: Das Herzogthum Bremen und Schwedisch-Vorpommern wird unter kaiserliches Sequester gestellt . . . „Denen Schweden ist die Declaration in scharfen terminis kund zu thun, dem Zaren in moderirteren“ „Des Grafen von Steinbock (Stellvertreter des schwedischen Königs) Entschuldigung wegen Abwesenheit seines Königs ist nicht anzunehmen“.

Aus dem letzten Satze schon geht hervor, welche Schwierigkeiten im Weiteren den Mächten bei Aus-

führung ihres Vorhabens erwachsen sollten. Schweden hatte, wie wir gesehen, das erste Abkommen vom April 1710 unterzeichnet, nachher aber Schwierigkeiten wegen Abwesenheit des Königs gemacht. Die Convention vom 4. August 1710 trägt dagegen Schwedens Unterschrift nicht. Noch im Monat August protestirte es vielmehr feierlich durch seinen Gesandten Baron von Stralenheim in Wien: „Der König von Schweden habe mit Befremden vernommen, wie die hohen Allirten, vermittelst des im Haag getroffenen Concerts, ihn in seiner berechtigten Vertheidigung zu hemmen, ihm gleichsam die Hände zu binden unternähmen“. Auch bei der Reichsversammlung ließ Schweden Verwahrung einlegen und vermehrte dadurch die obnedies zwischen den Reichsständen wegen dieser Angelegenheit bestehenden Mißhelligkeiten. Der schwäbische Kreis wollte nichts leisten, er sei durch Frankreich genugsam beschäftigt. Es war nicht möglich, zu einem einhelligen Beschlusse der Stände zu gelangen.

Die Mächte scheinen indessen nicht gesonnen gewesen zu sein, von dem einmal gefaßten Beschlusse abzugeben. Sie führten denselben im Frühjahr 1711 aus. Die Vorbereitungen verzögerten den Einmarsch der Truppen nach dem bestimmten Punkte aber bis zum August. Die Zusammensetzung der Armee wurde schließlich noch eine von den ursprünglichen Vorfällen sehr verschiedene, weil manche Reichsstände den Gehorsam weigerten, andere sich auf halbem Wege besannen und ihre Contingente umkehren ließen — ein trauriges Bild der Zerfahrenheit im heiligen römischen Reiche deutscher Nation. Wir finden in den oben erwähnten Zeitungen folgende Notizen:

Den 6. Juni 1711. Das kurmainzische, zu der Neutralität designirte Contingent, bestehend aus sechshundert Mann, ist nunmehr auf dem Marsche nach dem Rendezvous zu Grünberg an der Ober und wird sich unterwegs mit denen aus der Oberpfalz kommenden Truppen conjugiren.

Den 20. Juni 1711. Für das Corps, welches die Neutralität im Reich beobachten wird, werden auf den schlesischen Grenzen große Magazine aufgerichtet.

Den 27. Juni 1711. Die pfälzischen Truppen, welche nach Schlessen gehen sollten, die Neutralität des Reiches zu maintainiren, sind contremandirt worden und sollen am Oberrhein bleiben.

Den 1. Juli 1711 (aus der französischen Zeitung). Nachrichten aus Sachsen melden, daß die vier Bataillone Pfälzer, bestimmt, die Neutralität des Nordens aufrecht zu erhalten, am 24. Juni bei Leipzig angekommen sind, von wo sie ihren Marsch fortsetzen, aber noch nicht wissen, wann die andern Truppen ankommen werden. (Sie müssen später umgekehrt sein.)

Für die Stellung des Oberbefehlshabers war im Haager Protokoll Prinz Eugen in Aussicht genommen. Die Zeitungen nannten dann den Grafen Fels. Wir haben aus der Grünberger Chronik ersehen, daß General Häßling das Obercommando erhielt.

Daß die Neutralitäts-Armee ihre Aufgabe vollständig verfehlte und binnen wenigen Monaten erfolglos auseinander ging, lag hauptsächlich an der Halsstarrigkeit Schwedens und an den in schneller Folge hierdurch herbeigeführten Ereignissen, welche die Vertragsmächte oder vielmehr die Beauftragten der Mächte, nämlich die von vornherein widerwilligen Reichsstände, vor die Frage stellten, ob sie nun zur Aufrechterhaltung der Beschlüsse der Haager Conferenz das Schwert zu ziehen oder den Ereignissen ihren Lauf zu lassen hätten. Sie zogen das letztere vor und bekundeten damit auf's Neue die Ohnmacht des Reiches in seiner damaligen Verfassung. Noch Jahre lang blieb in Folge dessen der deutsche Norden das Schlachtfeld für Moskowiter, Polen, Dänen und Schweden.

Bereits am 13. Mai 1711 hatte Karl XII. in Bender, dem Ort seiner halben Gefangenschaft in der Türkei, dem englischen außerordentlichen Gesandten erklärt, daß er sich an die Neutralitäts-Abmachungen Deutschlands, Englands und Hollands nicht lehre. Als diese Haltung des Königs bekannt wurde, hielten der König von Polen und Zar Peter es für angemessen, den Schweden zuvorzukommen. Am 20. August schon marschirte der König von Polen und Kurfürst von Sachsen in Schwedisch-Vorpommern ein. Sein an die Bewohner gerichtetes

Manifest hielt es für angemessen, Erklärungen zu geben, warum er die seinerseits doch gelobte Neutralität breche: „weil Schweden die Neutralität verworfen, gälten die in Pommern stehenden Schwedischen Völker als die Quelle der fernerhin bestehenden Gefahr“. Schon am 12. September bemächtigten sich die Sachsen Demmin. Am 5. September war auch der König von Dänemark mit Truppen nach Pommern aufgebrochen. Zugleich waren sechszehn russische Regimenter dahin im Anmarsch. Am 19. September trafen sich Dänen, Sachsen und Polen zur gemeinschaftlichen Belagerung vor Stralsund. Bald darauf fielen Wismar, Stettin und Rügen ohne sonderliche Schwierigkeiten in die Hände der Verbündeten. Zum 10. October waren die pommerschen Landstände vom König von Polen nach Greifswald geladen.

Vergleicht man diese Daten mit den in der Einleitung vorliegenden Capitels gegebenen Daten der Neutralitäts-Armee, ihres Einrückens und ihres Verbleibens am vorgezeichneten Punkte, so geht klar daraus hervor, eine wie unglückliche, ja lächerliche Rolle diese Truppe spielte, indem sie thatenlos fern von den Ereignissen verweilte, die sie zu verhindern berufen war. Ihr unrühmliches Ende war von dem Augenblick an vorauszusehen, wo die Neutralität, und zwar von einem deutschen Reichsstande, gebrochen wurde, ohne daß solches zu verhindern auch nur versucht wurde. Sie scheint wenig Respect eingeflößt zu haben, diese Neutralitäts-Armee!

Versezen wir uns in die Gedanken der damaligen Gränberger, so können wir uns vorstellen, daß sie Anfangs etwas wie Stolz verspüren mochten, daß die nächste Umgebung ihrer Stadt außersehen war, das Instrument für Aufrechterhaltung des Friedens in weiten deutschen Landstrichen zu beherbergen. Sie durften sich sagen, daß auf eine Armee, hervorgerufen durch die Beschlußfassung dreier Großmächte und betraut mit einer schwierigen, aber dankbaren Aufgabe, die Augen der Welt gerichtet sein würden, was ein wenig auch der Dertlichkeit zu Gute kommen würde. Als dann der Ausgang ein so unendlich klägliches war, mögen unsere Vorfahren, so weit die Zeitereignisse auf sie Eindruck

machten, Verdruß empfunden haben; denn statt gehofften Abglanges des Erfolges blieb ihnen als häßlicher Bodensatz der Ereignisse ein Theil des Spottes, womit die Neutralitäts-Armee wohl reichlich bedacht worden ist, wie aus den oben mitgetheilten Bemerkungen Voltaire's hervorgeht. Daher wohl auch die läble und trodene Aufzählung der Ereignisse durch den Chronisten, die sich jeder Bemerkungen enthält.

Das Eine aber dürfte sicher sein: Für die Jugend Gränbergs waren diese drei Monate des Aufenthalts einer ziemlich buntschiedigen Soldatesca jedenfalls ein großes Ereigniß. Sie kümmerte sich um Ursprung und Ausgang der Angelegenheit nicht. Wie lange mag diese Episode in den Gemüthern nachgeklingen haben!

In welcher Beziehung stehen nun aber „Neutralitäts-Armee“ und „Hänengrab“ im Röhnauer Walde, die in der Capitel-Überschrift vereint genannt sind, und welche Bewandniß hat es im Besonderen mit dem sogenannten Hänengrabe? Darauf zur Antwort: Vor fünfzehn bis zwanzig Jahren noch zog sich an der westlichen Seite der Chaussee zwischen Röhnau und Krampe ununterbrochener Wald von der Stelle an, wo ein Kilometer hinter Röhnau die Felder auf beiden Seiten der Chaussee aufhören, bis nach Krampe. Die Waldecke war damals durch eine einzelne Pappel ausgezeichnet, die seitdem verschwunden ist. In diesem nicht eben hohen Kiefernwalde fiel zu jener Zeit schon solchen Fußwanderern, die sich, von der Chaussee abbiegend, seitwärts in den Wald schlugen, nach kurzer Wanderung ein mit niedrigen Kiefern bewachsener, vollendet regelmäßig geformter Hügel auf, von etwas mehr als drei Meter Höhe, der doppelten Breite und der vier- bis fünffachen Länge. Er lag etwa sechshundert Schritt waldeinwärts von der Chaussee, so daß er des dazwischen liegenden Waldes wegen von letzterer aus nicht wahrgenommen werden konnte. Dies änderte sich, als der Wald gelichtet und zwischen Hügel und Chaussee ganz beseitigt wurde. Fortan fiel der Hügel auch den auf der Chaussee Vorüberfahrenden oder Vorübergehenden wegen seiner einem großen Grabhügel vergleichbaren regelmäßigen Gestalt je länger desto mehr auf und

Bildete den Gegenstand häufiger Gespräche bei Oderwald-Fahrten oder Wanderungen. Wer zuerst die Vermuthung ausgesprochen, daß der Hügel ein „Hünengrab“ bergen könnte, steht nicht fest. Genug, die Vermuthung war da, wenn sie zunächst auch keinen andern Rückhalt hatte, als die höchst wahrscheinlich von Menschenhand dem Hügel gegebene regelmäßige Gestalt. Sie erfaßte einige für die Vergangenheit unseres Geschlechts in dieser Gegend empfängliche Geister mit dem gelinden Zwange, der in solchen Fällen zu Thaten führt, so zweifelhaft auch der Erfolg scheint, und verdichtete sich endlich zu dem Entschlusse, den alten Hünen auszugraben. An einem schönen Sonntag im October 1886 zogen sie hinaus, begleitet von einer Schaar mit Spaten bewaffneter Arbeiter und von den Segenswünschen des Besitzers, der sich seine Rechte auf etwa vorzufindende Werthgegenstände vorbehalten hatte. Da sich ein Bergbau-Versändiger in der Zahl der Unternehmer befand, wurde die Sache nach allen Regeln der Kunst betrieben und in wenigen Stunden der Hügel so gründlich untersucht, daß der Hüne hätte gefunden werden müssen, wäre er vorhanden gewesen. Doch nichts einem Hünen oder der Begräbnißstätte eines solchen Aehnliches wurde entdeckt! Als vor einhundertundfünfzig Jahren Shakespeares Grab in Stratford on Avon geöffnet wurde, um die Gebeine des großen Briten nach Westminster-Abtei zu übersiedeln, hatte man nichts mehr davon gefunden und hörte von den darüber befragten Arbeitern, daß sie nur Staub, nichts als Staub gesehen hätten. Staub, nichts als Staub war auch das Ergebnis der oben geschilderten Ausgrabung; aber die Vermuthung, den Staub des Hünen zu sehen, wie Jene den Staub Shakespeares gesehen hatten und darum beneidet wurden, wäre eine Verfindigung an dem klaren Thatbestande gewesen, da sich im vorliegenden Falle der Staub als äußerst fein gefiebter Granitsand erwies, worin sich, man mochte die Schaufel ansetzen, wo man wollte, auch nicht ein Steinchen, geschweige denn ein Stein befand, woran die Nachbarschaft des Hügel's doch überreich war. Dies Ergebnis der Nachgrabung, so gering es schien und so sehr es die hochfliegenden Erwartungen des Besitzers

enttäuschte und die Unternehmer dem wohlfeilen Spott der „Klugen“ Leute preisgab, die solchen Ausgang ja vorausgesehen hatten, gab doch zum Nachdenken Anlaß. Ein geologischer Proceß konnte das Material dieses Hügels nicht von Steinen gesäubert haben. Die waren regelrecht von Menschenhand ausgeleert, folglich war auch der Hügel von Menschenhand gethürmt worden. Also die regelmäßige Gestalt des Hügels hatte doch nicht irre geführt, sie war keine Zufälligkeit, wie die Klugen meinten. Wenn auch kein Hünengrab vorlag, es blieb interessant, nachzuforschen, was jemals Anlaß zur Aufschüttung eines so großen Hügels hier mitten im Walde gegeben haben konnte.

Vor weiteren Nachforschungen fiel der Winter ein. Das darauf folgende Frühjahr sollte unerwarteten Aufschluß bringen. An einem schönen Tage im Lenz war die überraschende Kunde im „Grünberger Wochenblatt“ zu lesen, weitere Nachgrabungen im Kühnauer Walde hätten dennoch ein Hünengrab bloßgelegt, ja mehr als das, eine Wohnung aus der Steinzeit, oder besser, wie ziemlich deutlich verrathen wurde, eine Hünenkneipe. Sogar einige Bärenfelle hatte man entdeckt. Zu Fuß, zu Roß, zu Wagen und zu Fahrrad eilten an diesem Lenzesmorgen viele Grünberger hinaus, um sich an Ort und Stelle von dem großen Funde zu überzeugen. Es war eine Freude zu sehen, von welchem wissenschaftlichen Eifer plötzlich Leute sich ergriffen zeigten, denen man so ernste Interessen gar nicht zugetraut hätte. Leider war es auch dies Mal nichts! Das Hünengrab lag noch genau so zerwühlt da, wie es die Maulwürfe vom Herbst vorher verlassen; doch von Steinlisten, Knochen und allem angeblich gefundenen Zubehör keine Spur! Und doch hatte Alles ja haarklein im Blatte gestanden, das man zu sich gesteckt, um es als Katalog für alle Sehenswürdigkeiten zu benutzen, und nun auf historischer Höhe entfaltete, um — — jetzt erst daran erinnert zu werden, daß es das Datum des 1. April trug!

Von diesem Tage an war das „Hünengrab“ in Grünberg in übeln Ruf gerathen. Nicht einmal ein Seitenblick fiel auf dasselbe fortan beim Vorüberfahren, nur zuweilen erinnerte ein unterdrückter Fluch daran,

daß hier einst große Hoffnungen begraben oder richtiger nicht ausgegraben wurden. Um so eifriger wurden die Nachforschungen nach dem wirklichen Ursprunge des Hügel fortgesetzt. Sie sollten nach manchen Mühen ein Ergebnis haben, das zwar keine absolut zuverlässige, aber doch eine in hohem Grade wahrscheinliche Erklärung bietet.

Bei alten Leuten in Kühnau und Krampe herumhorchend, ermittelte man, daß der Hügel wiederholt mit der Jahreszahl 1811 und Napoleon in Verbindung gebracht wurde, der längere Zeit mit einer großen Truppenmacht im Walde bei Krampe gelegen habe. Nun ist die Jahreszahl 1811 wegen des Kometen und des ausgezeichneten Weines eine dem Munde der Leute sehr geläufige. Napoleon und die Franzosen aber hatten weder 1811 noch früher, noch später im Kramper Walde gelagert; dagegen waren 1711 fremde Truppen hier gewesen, an welche die Erinnerung stets wach gehalten wurde, weil man häufig beim Graben in Feld oder Weinberg auf menschliche Gebeine stieß. Sollte eine Verwechslung von 1811 und 1711 vorliegen? Dies erschien in hohem Grade wahrscheinlich, weil die Jahreszahl 1811 dem Gedächtniß des Volkes aus andern Ursachen schon eingeprägt war und des Gleichklanges wegen leicht auch mit denselben Ereignissen hepaekt werden konnte, die sich an 1711 knüpften. Die Heranziehung Napoleons war dann nur ein weiterer Seitensprung des Gedächtnisses. Hatten diese Annahmen Wahrscheinlichkeit für sich, dann blieb die von ihren Auswüchsen gereinigte, auf ihre Elemente zurückgeführte Tradition etwa diese: 1711, Lager fremder Truppen im Kramper Walde, Errichtung des Hügel nahe der Kühnauer Flur.

Hatte der Hügel aber Beziehungen zu dem Lager der Neutralitäts-Armee, dann mußten Spuren dieses Lagers in der Nähe aufzufinden sein. Man hatte nicht lange danach zu suchen. In dem nördlich des Hügel gelegenen Walde ganz in der Nähe fanden sich, damals noch im Walde, in großer Anzahl Vertiefungen von regelmäßiger kugeligter Gestalt und ziemlich gleich bleibenden Abmessungen, in ziemlich gleichmäßigen Entfernungen von einander. Am Boden dieser napf-

oder muldenartigen Vertiefungen lagen Steine unterschieden häufiger, als in der Nachbarschaft, ja man gelangte zu dem ungezwungenen Schluß, daß diese Vertiefungen durch Menschenhand mit Steinen ausgelegt oder gepflastert worden waren. Hieran ändert anscheinend der Umstand nichts, daß diese Steinlage sich mit Erde, Kiefernadeln, Moos bedeckt fand. Steine sinken bekanntlich allmählich immer in den Boden, weil sie durch darauf fallende Pflanzentheile bedeckt, durch Sand überweht, durch die Wirksamkeit der Regenwärmer unterhöhlt und mit den bekannten Erdbildsachen beladen werden, welche diese näglichen Wärmer in der ihnen von der Natur zugewiesenen Arbeit der Bereitung von Ackerkrume beständig erzeugen. Man hatte in diesen Vertiefungen also die Stätten von Lagerfeuern vor sich, vielleicht waren die Steine auch beim Abkochen zum Schutz des Feuers gegen Wind nach Bedarf ringsum aufgebäuft worden. Im Weiteren ergab sich aus einer Begehung des seit 1711 oder später erwachsenen Waldes, wo sich an verschiedenen anderen Stellen noch die gleichen Mulden in großer Zahl fanden, daß die in der Nähe des Hügels gelegenen die am meisten südlich vorgestreckten Reihen von Lagerfeuern bildeten. Jetzt fiel auch Licht auf die Entstehung des Hügels. Die in ihm angesammelte Erde war von Steinen durch Ausfließen befreit, weil man der Steine zur Auslegung der Feuerstätten oder zu deren seitlichem Schutz je nach der Windrichtung bedurfte, und der Hügel war als äußerster Eckposten des Lagers gethürmt, vermutlich um hier ein Fanal oder eine Alarm-Kanone aufzustellen, vielleicht auch einen Posten zum Auslug, der von hier aus doch etwas weiter sah, als von ebener Erde aus.

Wir haben oben gesehen, daß die Neutralitäts-Armee an der Grenze von Preußen, Polen, Sachsen und Oesterreich aufgestellt war, um ein Uebergreifen des nordischen Krieges in den spanischen Erbfolgekrieg zu verhindern. Indem sie ihre Aufgabe ernst nahm, mußte sie die Fronten ihres Lagers gegen Ueberraschungen schützen. Die Anlage eines Hügels zu oben gedachtem Zwecke, mangels anderer natürlicher Erhebungen an der

Stelle, war daher nur natürlich und ist um so verständlicher, als mäßiger Soldatesca häufig selbst weniger nützliche Beschäftigungen zugewiesen werden, als es die Ausübung und Aufschüttung des Materials dieses Hügel war.

Vom Hütengrabe aus uralter Zeit ausgehen, um bei einem simplen, kaum zweihundert Jahre alten Fanal-
hügel zu landen, das ist allerdings Ernüchterung aus romantischen Träumen. Aber die Wahrheit ist besser, als die Romantik, und sie ist unseres bescheidenen Erachtens interessant genug. Eine solche Ernüchterung thut ganz gut. Sie erinnert den Schreiber an eine Lebenserfahrung, die er in jungen Jahren machte: Die Marienkapelle von 1347 auf dem Lößbänk, heut bekanntlich ein Weinbergshaus, war mit ihren massiven Mauern und ihrem düsteren Innern für den mit ihrer Geschichte wohlbekannten Knaben Gegenstand ehrfurchtiger Bewunderung. Einst suchte er, von den Erinnerungen an die Vergangenheit des Ortes erfüllt, unter altem in einer finstern Ede liegenden Gerümpel und fand zu seinem ungemessenen Erstaunen ein Ding, das er für ein Heiligenbild hielt, wahrscheinlich ein uraltes 1347 oder da herum hier oben vergessenes. Triumphirend brachte er das Ding dem Großvater: „Ein Heiligenbild, ein Heiligenbild!“, „Dummer Junge, das ist ja ein Kirsch-Pöpel!“, lautete die gleich einem kalten Wassersturz wirkende Antwort. „Kein Heiligenbild, sondern ein Kirsch-Pöpel“, das blieb dem Gedächtniß für Lebenszeit eingeprägt und erwies sich nützlich in mancher Lebenslage!

9. Grünberg während des siebenjährigen Krieges.

Im August 1756 war der Krieg ausgebrochen, den Preußen gegen eine Welt in Waffen durch sieben lange Jahre ausfechten sollte. Weil sich der erste Angriff des preussischen Heeres gegen Sachsen und Böhmen richtete, blieb Grünberg anfänglich von Truppendurchmärschen und Einquartierung gänzlich verschont; nur einzelne sich

auf dem nächsten Wege zur Uebernahme ihrer Commandos begebende höhere Befehlshaber werden als durchreisend erwähnt. So passirte am 16. August Generalfeldmarschall Graf Schwerin und speiste im Landhause. Am 12. September kam die Feld-Apothek durch; am 22. December ging unter Bedeckung von hundert Mann Infanterie ein starker Geldtransport nach Schlessien, der in Grünberg achtundachtzig Vorspannpferde beanspruchte. Der 1. April 1757 sah den ersten bedeutenderen Truppendurchmarsch, nämlich zehn Compagnien des Infanterie-Regiments von Manstein.

Gegen Ende November wurde Grünberg oder vielmehr der gute, im Jahr vorher in großen Mengen eingekelterte Grünberger Wein gewürdigt, die in Folge von Gewaltmärschen sehr ermüdeten preussischen Truppen zu erquicken. Es that ihnen Stärkung Noth! Am 5. November waren sie bei Rossbach gegen Franzosen und Reichsarmee siegreich gewesen und hatten dann bei herbstlichem Wetter und schlechten Wegen den großen Marsch von der Saale nach der Oder in unglaublich kurzer Zeit zurückgelegt. Bereits am 24. November bei Raumburg am Queis die schlesische Grenze überschreitend, waren sie am 28. und 29. bei Lüben und Barchwitz eingetroffen. Hierher, in's winterliche Divoual, hatte der vorsorgliche König von Sibirien aus große Wagenladungen 1756er Grünberger Weines befohlen. Nachdem inzwischen das Braunschweig-Bevernische Corpß, das vor den Oesterreichern auf's rechte Oderufer ausgewichen und bei Glogau auf's linke zurückgekehrt war, sich mit der Hauptarmee vereinigt, fand am 3. December, einem Sonnabend, auf Befehl des Königs allgemeiner Rasttag statt. Der Grünberger Wein war angelangt und muß seine Schuldigkeit, die Lebensgeister der Truppen anzufachen und diesen neuen Muth einzusüßen, gethan haben; denn als am Mittag der König, nach einer zündenden Ansprache an seine Heersührer, die Zeltgassen durchschritt, war er von dem Geist der Truppen befriedigt. Als er bei einem mehrfach ausgezeichneten pommerschen Regiment davon sprach, daß man es dieß Mal mit einem gefährlicheren Feinde zu thun habe, als vor vier Wochen, wurde ihm zugerufen: Laßt

gut sein, Majestät, da sind keine Bommern mang! Das freute den König und er gedachte nach glücklich erfochtenem Siege ausdrücklich der belebenden Wirkung des Weines, der ihm in Kurzem seine Armee wieder in muthvollere Stimmung versetzen geholfen. Sollen wir Grünberger uns nicht auch freuen, so oft wir uns der Thatsache erinnern, daß unser so häufig bespöttelster Wein hier in einem verzweifeltsten Augenblick Wunder wirken half und sich als der Sorgenbrecher und Erwecker erwies, als welcher erfahrungsgemäß nur ein guter Wein gilt? Und wenn der zwei Tage später errungene glorreiche Sieg von Leuthen durch eine eigenthümliche Fügung der Umstände wesentlich mit Hilfe der schrägen Schlachtordnung gewonnen wurde, dürfen wir, ohne der Ueberhebung geziehen zu werden, nicht mit Stolz sagen: „Dazu verhalf der Grünberger“?

Zur Beglückwünschung wegen des ruhmvoll erfochtenen Sieges entsandte der Grünberger Kreis eine Deputation an den König, welche am 10. Januar 1758 in Breslau huldvoll empfangen wurde. Sie bestand aus dem Grafen Stosch auf Polnisch-Kessel, dem Grafen von Rosel, dem Baron von Kottwitz auf Kontopp, dem Baron von Kottwitz auf Bohadel und dem Herrn von Stentsch auf Brittag.

Am 14. December 1757 passirte wiederum ein starker Geldtransport mit zweiundneunzig Borspannpferden und dreihundertundfünfundsiebzig Mann Bedeckung Grünberg. Am Neujahrstage 1758 kamen dreitausendvierhundert bei Leuthen gefangene Panduren und Kroaten in's Quartier. Sie brachten ansteckende Krankheiten mit, woran später einige Leute, die mit ihnen zu thun gehabt, starben. Vom 10. Januar bis Ende März 1758 lag das Norman'sche Dragoner-Regiment im Winterquartier im Grünberger Kreise. Am 24. März passirten viele schwedischen Gefangenen und einige hundert Mann mecklenburgische Rekruten, die letzteren auf dem Marsche zu preußischen im Felde liegenden Regimentern, um eingereicht zu werden.

Im Sommer 1758 war die Sorge vor dem Anmarsch der Russen groß, weil ihnen der Ruf barbarischer

Kriegsführung vorausging. Bereits hatten sie Vorstädte nach Schwiebus und Zällichau gemacht, den Städten Geld- und Fourage-Contributionen auferlegt, in den Dörfern gebrandschatzt. Unter diesen Umständen gereichte es den Gränbergern zur großen Verubigung, als verlautete, der König in Person rücke von Böhmen in Gilmärschen an der Spitze eines Heeres von vierzehntausend Mann heran, um sich den Russen entgegenzustellen. Am 16. August war das königliche Hauptquartier in Deutsch-Wartenberg, am 17. in Blothow. Am Vormittag des 17. passirte der König an der Spitze seiner Generalität zu Pferde die Stadt. Er ritt beim Rawaldauer Schlage herein, die Niedergasse herunter. Wegen der Trauer um seinen Bruder, den Prinzen von Preußen, trug er einen Flor um den linken Arm und schwarze Weste. Acht Tage später fand die überaus blutige Schlacht bei Zorndorf statt, in der die Preußen unter persönlicher Anführung des Königs einen schweren, aber glänzenden Sieg über die Russen erfochten. An diese Schlacht knüpfen sich bekanntlich besonders heroische Erinnerungen: die zweimalige große Cavallerie-Attacke durch Seydlitz, der Todesritt der Gardes du Corps unter Rittmeister von Wakenitz. Einer Truppe, die ihm im Angriff zu zaudern schien, rief der König zu: „Kerls, wollt Ihr denn ewig leben?“

Der Zorndorfer Sieg war doch nicht entscheidend genug, um die Russen aus dem Lande zu werfen. Sie hausten nach wie vor in der Gegend von Zällichau und Schwiebus recht arg. Am 9. September wagten sich fünfzig Mann bei Tschicherzig durch die Oder und drangen über Brittag, wo sie den Hofmeister und einen Reitknecht mitzugehen zwangen, tief bis in die Gränberger Niedergärten vor. Auf der Brittager Straße trafen sie den vom Kontopper Jahrmarkt heimkehrenden Zuckerbäcker Friebus und beraubten ihn. Inzwischen war die Nachricht ihres Anrückens nach Gränberg gelangt, das ohne Besatzung war. Es wurde Generalmarsch geschlagen, die Bürger eilten nach der Wache; aber der kriegerische Lärm, welcher aus der Ferne an das Ohr der Handvoll Russen drang, genügte, um sie zu vertreiben, da sie nicht anders glaubten, als daß militärische Be-

sagung in der Stadt liege. Noch in der Nacht gingen sie wieder über die Oder. Das Vorkommniß veranlaßte die Glogauer Garnison aber, die Gegend von diesen Plänklern zu säubern.

Vom 3. December 1758 bis 19. März 1759 lag das Platen'sche Dragoner-Regiment in Grünberg und Umgegend in Winterquartier. In dieser Zeit (vom 19. Februar bis 7. März) hatte ein Theil des Regiments einen Vorstoß nach dem benachbarten Polen zu machen, um dort angelegte russische Magazine zu zerstören. Am 6., 9. und 20. Mai gingen viele gefangenen kaiserlichen Officiere durch Grünberg, welche aus den gefährdeten schlesischen Festungen nach Magdeburg überstellt wurden. Der 23. Juli, der Tag der Schlacht bei Kay, kaum drei Meilen in der Luftlinie entfernt, war für Grünberg ein besonders sorgenvoller; denn von dem Schicksal dieses Tages hing es anscheinend ab, ob die Russen über die Oder setzen würden. Bekanntlich ging die Schlacht für die Preußen unter von Wedell verloren; aber die Russen nützten ihren Sieg nicht, wie befürchtet, aus. Die preussische Armee ging am 24. Juli angesichts der Feinde bei Tschirzig über die Oder und lagerte bei Krampe und Sawade. Die Leiche des in der Schlacht gebliebenen preussischen Generals von Wobernow wurde nach Grünberg gebracht, im „Schwarzen Adler“ eingefahrt und unter dem Geleit des Magistrats und der Honoratioren im Grabgewölbe der evangelischen Kirche beigesetzt.

In den nun folgenden Tagen zogen sich die preussischen Truppen am linken Oderufer abwärts, während das Gros der russischen Armee am rechten langsam folgte. Nur die Kosaken streiften auch nach dem linken Ufer hinüber. So statteten sechszehn Mann davon am 26. Juli ganz unerwartet dem Dorfe Krampe einen Besuch ab, mißhandelten den Müller Elias in schändlicher Weise mit ihren Kantschuß, plünderten den Kretscham, zerschlugen darin Alles und waren über die Oder zurück, ehe man an ihre Verfolgung denken konnte. Nach Vereinigung des Wedell'schen Corps mit dem aus dem Lager bei Pöwenberg heranrückenden Adnig erfolgte unterhalb Frankfurt auf einer Schiffsbrücke

der Uebergang auf das rechte Oderufer und der Angriff auf die Russen, welcher in der Schlacht von Kunersdorf am 12. August einen für die Preußen so unglücklichen Ausgang nahm. In Grünberg hatte das abziehende Bedell'sche Corps zur Sicherung seiner Etappen eine kleine Garnison (circa neunhundert Mann) zurückgelassen, bestehend aus einem Bataillon preussischer Landmiliz, einem halben Bataillon Musketiere (Regiment Jung-Sydow) und einem Husaren-Commando mit einem Geschütz. Diese Besatzung sollte den Anlaß zu einem Gefecht geben, das sich in der nächsten Umgebung und theilweise in Grünberg selbst abspielte und den 18. August 1759 zu einem der unruhigsten Tage seiner Geschichte machte. Die Angreifer waren Oesterreicher, Theile eines sechstausend Mann starken Corps unter Feldmarschall-Lieutenant Baron von Bed, das den aus Niederschlesien abziehenden Preußen auf dem Fuße gefolgt war und sich während seines Marsches am Bober entlang von der Grünberger Besatzung verschiedentlich heunruhigt sah. Um sich diese feindliche Besatzung nicht im Rücken zu lassen, zogen die Oesterreicher in Verfolgung der preussischen Plänkler am Morgen des gedachten Tages früh um 4 Uhr vor Grünberg, pflanzten Kanonen auf dem Galgenberg (zwischen Berliner und Sorauer Chaussee) auf, und warfen einige gefüllte Haubiz-Granaten in die Stadt, ohne daß diese jedoch zündeten. Zugleich entsandte der Feind seine Vorposten bis zum Hohenberge. Es wurde später widerspruchlos behauptet, daß die Preußen mit der einzigen Kanone, die sie besaßen, Morgens 5 Uhr den ersten Schuß abgegeben hätten, um die Grünberger zu alarmiren, die am Abend vorher noch keine Ahnung von der ihnen drohenden Gefahr hatten. Auch wurde erzählt, der preussische Kanonier habe seine Kanone so glücklich gerichtet, daß er von dem später Busche's Lustgarten genannten Grundstück an der Bergstraße aus unter den auf dem Galgenberg haltenden österreichischen Officieren gerade den General Schwarz getödtet habe, der für Gewährung einer dreistündigen Plünderung der Stadt gestimmt hatte. Daß sei dem Kanonier aber schlecht bekommen; denn als man ihn später auf der

Flucht nach Saabor erreicht, habe man ihn in Stücke gehauen und seine bluttriefende Uniform auf der obersten Kanone nach Grünberg zurückgebracht.

Als die österreichischen Vorposten meldeten, daß die Besatzung die Stadt verlassen habe und sich hinter der Stadt sammelse, wurde das Feuer auf die Stadt eingestellt. Zugleich drangen die Oesterreicher in die Stadt ein und besetzten dieselbe. Die retirirenden Preußen verfolgend, trafen sie in der Lawalbauer Straße beim Schießhause (welches quer über die jetzige Breslauer Chaussee hinweg vor dem heute durch den Gasthof zur Traube eingenommenen Plage stand), somit in dem jetzigen Förster'schen Garten*), der damals noch freies Feld war, auf das Milizbataillon, das unter dem Befehl des Majors du Rege bei der Annäherung der Oesterreicher Quarré formirte und Salvenfeuer gab, nach tapferer Gegenwehr aber und nachdem die letzte Patrone verschossen, entwaffnet und gefangen genommen wurde. Erfolgreicher wehrten sich die beiden Compagnien vom Regiment Jung-Sydow (Major von Heuding). Sie zogen sich, immer fechtend, langsam über die Höhen zurück, formirten Quarrés, wenn ihnen der Feind zu nahe kam, und brauchten ihre Munition so besonnen, daß sie sich immer wieder Luft machten. Nach einer Verfolgung von zwei Meilen in der Richtung nach Saabor gab der Feind die weitere Verfolgung auf und marschirte durch die Stadt zurück, um jenseits in der Nähe des Hochgerichtes ein Lager zu beziehen. Die Grünberger hatten

*) „In der Lawalbauer Straße beim Schießhaus“, bezeichnet Reiche die Verächtlichkeit wörtlich. Da die Lawalbauer Straße vom alten Lawalbauer Schlage ab bis zu Fülleborn nur an ihrer südlichen Seite Raum zur Entwicelung einer Truppe gewährte und Scheunen die Straße an dieser Seite bis zu dem Platz flankirten, auf dem heute die Schleifische Tuchfabrik steht — worauf wir in einem späteren Capitel noch zurückkommen werden —, so kann der Schauplatz dieses ruhmvollen Kampfes der Land-Miliz nur der oben bezeichnete gewesen sein. Noch um 1840 stieß man bei Anlage des Eisellers auf dem Förster'schen Grundstück auf ein menschliches Skelett, das damals zu manchen Muthmaßungen Anlaß gab, aber einem der 1759 Gefallenen und an Ort und Stelle Beerdigten angehört haben mag. Eine andere bei Auffindung gegebene Erklärung erscheint wenig glaublich. Danach sollte 1807 zwischen zwei in dem Hause Breslauer Straße 7 einquartirten französischen Officieren ein Duell stattgefunden und der Getödtete alsbald verscharrt worden sein, weil die Napoleonischen Kriegsordnungen Duelle während eines Feldzuges in schärfster Weise ahndeten.

sich inzwischen von ihrem Schrecken erholt. Beim Einmarsch des Feindes waren die meisten Häuser geschlossen worden. Obgleich die Plünderung österreichischerseits streng untersagt war, wurden dennoch eine Anzahl Häuser erbrochen und von den nicht mit Verfolgung beschäftigten Truppen arg darin gehaust. Viele andere Häuser aber blieben ganz verschont, da die Bürger sich klug zu benehmen wußten. Zum Glück zog am Nachmittag ein heftiges Gewitter auf, das starken und anhaltenden Regen brachte und es dem Höchstcommandirenden wünschenswerth erscheinen ließ, unter Dach und Fach und nach Raumburg zurückzugelangen, wo das Gros seiner Truppen stand. So wurde noch am selben Abend das Lager wieder abgebrochen. Dazu soll auch eine Estafette beigetragen haben, die der kluge Bürgermeister Kauffmann, als vom Prinzen Heinrich von Preußen abgefertigt, in die Hände des Feindes gerathen ließ. Die gefangene Land-Miliz benutzte den eiligen Rückzug und entwichte zum größten Theil; nur wenige wurden als Gefangene in Christianstadt eingebracht. Den Grünbergern muß es wie das Erwachen von einem bösen Traum vorgekommen sein, als sie am späten Abend sich nach dem jähen Ueberfall fast ebenso plötzlich wieder vom Feinde befreit fanden. Brandschadung war ihnen erspart worden; nur Douceurs von im Ganzen 1490 Thalern waren von der Stadt verlangt und gezahlt worden. Da der abziehende Feind auch seine Verwundeten mitgenommen, blieb den Grünbergern nur die Last, die auf Straßen, in Feldern und Gärten Gefallenen zusammenzusuchen und zu begraben. Unter den Getödteten befand sich auch ein österreichischer Rittmeister.

Wenn es richtig ist, wie der Chronist Reiche, der Augenzeuge des Ereignisses gewesen, behauptet, daß das feindliche Corps aus fünf Schwadronen Kürassieren, fünf Schwadronen Dragonern, zwei Regimentern Husaren, eintausend Dalmatinern, eintausend Kroaten und einigen Mannschaften vom grünen Jäger-Corps bestand, ungerechnet die Artillerie, so hat die preussische Besatzung von Grünberg an diesem Tage ein heldenmüthiges Verhalten gezeigt, das des größten Lobes werth ist.

Reiche erzählt, sie habe dieß Lob aus dem Munde des feindlichen Höchstcommandirenden erfahren, der sich über den geordneten Rückzug des Halbbataillons Jung-Sydow geäußert, „sie betrügen sich als Schüler ihres großen Meisters“.

Das nunmehr sowohl von freundlicher als feindlicher Besatzung freie Grünberg sollte sich dieses Zustandes nicht lange erfreuen. Schon am 23. August kamen einhundert Mann kaiserliche Reiter, hielten aber vor der Stadt am Galgenberge und ließen sich Lebensmittel, namentlich Wein und Brot, sowie Fourage hinausschicken. Ähnlich verfahren am 6. September neunzig östereichische Husaren, die beim Flieh absahen und sich lagerten. Da es ihnen gefiel und sie von der Stadt aus reichlich mit Unterhalt versehen wurden, blieben sie zwei Tage und ritten dann nach Raumburg zurück.

Am 17. September kamen, wie seit lange befürchtet, die ersten Russen, achtzig Mann unter einem Officier, in die Stadt, ritten vor's Rathhaus und schlugen ein Manifest der russischen Kaiserin an die Rathhausthür. Dasselbe verkündete den bevorstehenden Einmarsch von sechstausend Mann russischer Truppen und lud die Kreisbehörden in's kaiserliche Hauptlager, um wegen der Lieferungen Rücksprache zu nehmen. Die kleine Truppenabtheilung bewies gute Mannszucht, besetzte Thore und Schläge und stellte auch einige Feldwachen aus. Nachdem etliche Pferde requirirt und die verlangte Verpflegung und Fourage zur Zufriedenheit geliefert war, zog die Truppe in der Richtung nach Christianstadt ab.

Bereits am 20. September traf von der Oder her General Menzikoff mit elftausend (nach anderm Bericht achttausend) Mann in Grünberg ein. Das Corps bestand aus regulärer Infanterie, Kosaken und Kalmücken. Die erstere quartierte sich nach ihrem Belieben bei den Bürgern ein, die übrigen blieben in den Vorstädten unter freiem Himmel. Schon am nächsten Tage früh sieben Uhr rückten die Truppen wieder aus, mußten aber unterwegs Gegenordre empfangen haben; denn kaum ausmarschirt, kamen sie wieder und blieben nun bis zum 22. September.

Recht schwierig gestalteten sich die Verhandlungen mit dem Höchstcommandirenden wegen geforderter zehntausend Thaler, da sie von Drohungen einer allgemeinen Plünderung begleitet waren. Dem Geschick des Bürgermeisters Kauffmann und dem Flehen des Tuchmacherältesten Fischer und des Schuhmacherältesten Günter war es zu danken, daß die geforderte Summe auf dreitausend Thaler ermäßigt wurde. Da auch diese Summe nicht gleich zu beschaffen war, sondern in acht Tagen versprochen wurde, nahm General Menzikoff, als er am 22. Nachmittags nach Freystadt und von da nach Carolath weiter zog, den Kämmerer Glienick als Geißel mit, entließ denselben aber in einigen Tagen wieder. In diesem russischen Befehlshaber vereinigten sich Brutalität und Gutmüthigkeit; denn unaufgefordert ließ er bei seinem Abzug den Grünbergern einen Schutzbrief und einen Officier mit vierzig Grenadieren zu Pferde zurück, um sie vor Ungebährlichkeiten der nachrückenden irregulären Truppen zu schützen. Die Saudegarde erwies sich indessen bereits in den nächsten Tagen als vollständig ohnmächtig. Am 23. September plünderten Kosaken die Mahl- und Walkmühlen, sowie die abgelegenen Borwerke in der Umgebung der Stadt, und Tags darauf holten fünfhundert Kosaken, Kalmücken und Husaren den Bürgermeister vom Rathhause, schleppten ihn in's freie Feld und legten ihm hier eine Ordre des Generals von Tottleben vor, die alle vorhandenen Pferde, Rindvieh, Schafe, Brot und Fourage dem Commando auszuliefern befaßt, um sie nach Polen mitzunehmen. Auch dies Mal gelang es, so weitgehende Ansprüche mit Geld abzulösen. Es wurden zweitausend Thaler als Abfindung vereinbart und am nächsten Morgen bezahlt; denn die Russen machten Anstalt, beim Ausbleiben des Geldes die Scheunen an der Polnisch-Kesseler Straße anzuzünden. Zwei Tage später wurde auch österreichischerseits ein dreimonatlicher Servis von sechshundertundachtundsechszig Thalern von der Stadt erpreßt. An diesem Tage sah man von den Höhen aus Neusalz in Flammen aufgehen, welches nach vollständiger Ausplünderung von den Kosaken angesteckt worden war. Das gleiche Schickjal erlitt am 29. das Dorf Polnisch-

Kessel, wobei die Kosaken sich schlimmer als die Bestien benahmten, Niemandem gestatteten, etwas zu retten und die Leute in die Flammen trieben. Uebereinstimmend in Stadt und Land wurde die sinnlose Zerstörungswuth dieser Teufel als eine schwere Kriegsplage empfunden.

Am 30. September, bereits des Morgens in der Frühe, sandte General Menzikoff sechszehn Kosaken nach den, wie oben berichtet, mit ihm vereinbarten dreitausend Thalern. Dieser Wechsel per Ultimo wurde von der Stadt pünktlich honorirt. Gleichwohl wurden Fleischer Perschniz und Tuchmacher Hampel als Geiseln mit nach Polen geschleppt und erst nach Ablieferung des Geldes an den General nach achtzehn Tagen entlassen. Es war für General Menzikoff die höchste Zeit gewesen, zu seinem Gelde zu gelangen; denn der König rückte in Gilmärschen herbei und drängte die Russen auf das rechte Oderufer gegen Fraustadt, Subrau und Herrnsstadt. Noch am Abend des letzten September mußte auf Befehl alles zusammensouragirte Stroh und Heu, welches nicht über die Oder gebracht werden konnte, verbrannt werden, damit es nicht in die Hände der Preußen falle.

Es ist begreiflich, daß diese zehntägige russische Invasion den geplagten Grünbergern noch lange in den Gliedern lag. Zunächst sollten sie ihre Weiniger nur als Kriegsgefangene wiedersehen; denn am 26. November wurden einige hundert Russen gefangen durchgebracht. Am 30. folgte ein Trupp von sechsundfünfzig und am Tage darauf ein solcher von zweiundsechszig gefangenen österreichischen Officieren auf dem Wege nach Küstrin und Berlin. Am Sonntag den 23. December während des Vormittags-Gottesdienstes verbreitete sich das Gerücht von einem neuen Anmarsch der Russen und drang auch bis in die Kirche, hier solche Aufregung verursachend, daß Pastor Brade sich genöthigt sah, die Predigt jäb abubrechen und mit Kirchengebet zu beschließen. Glücklicher Weise erwies sich dies Mal das Gerücht als falsch. Jenseits der Oder, in Züllichau und Schwiebus, hatten in den Tagen vorher vierhundert Kosaken allerdings arg gehaust, in Züllichau nach gelungener Brandschatzung die vorhandene Wolle für

Militärtuche verbrannt, in Schwiebus die Waaren in der Walle zerhauen und den Tuchmachern strenges Verbot auferlegt, ferner Montirungstuche anzufertigen.

Der anhaltend kalte Winter von 1759 auf 1760 verging bis auf manche beunruhigenden Nachrichten von den Absichten der am rechten Oderufer angeblich in Winterquartieren liegenden Russen — in Wirklichkeit war das Gros der Armee nach der Weichsel abgezogen — für Grünberg ziemlich friedlich. Im Februar 1760 bestand für wenige Tage Sorge vor dem Ueberfall eines Streifcorps von fünfhundert Kosaken, das bei Carolath über die Oder gesetzt war und brandschatzend am linken Oderufer entlang zog. Es kehrte aber, ohne Grünberg den gefürchteten Besuch abgestattet zu haben, bei Tschierzig und Grossen auf's rechte Ufer des Flusses zurück. Auch das Frühjahr verging ohne weitere Beunruhigung. Erst der Sommer und Herbst, als die Russen Niederschlesien überzogen, um vereint mit Daun's und Laudon's Schaaren der „Potsdamer Wachtparade“ endlich den Garaus zu machen, was aber bekanntlich zu dem glorreichen Siege Friedrichs bei Liegnitz — 15. August — führte, sollte für Grünberg neue Kriegsnoth bringen. Ganz unerwartet erschien zunächst am 18. Juli früh neun Uhr der österreichische Premierlieutenant Mourpby Jossossich an der Spitze von sechszig Husaren in der Stadt und forderte zehntausend Thaler Contribution, zwanzigtausend Portionen, eben so viele Pferderationen und sechszig Schlachtochsen. Die Geldforderung wurde in der Unterhandlung auf dreitausendsünfhundert Thaler ermäßigt. Da jedoch nicht mehr als eintausend Thaler baar aufzubringen waren, wurden Bürgermeister Kauffmann, Syndicus Böhmer, Kämmerer Glienick und die Senatoren Schander und Karl Semmler als Geiseln für die Ausbringung des Restes mitgenommen. Dem Bürgermeister Kauffmann wurde auf seine Vorstellungen indessen schon in Schweinitz die Erlaubniß zur Rückkehr ertheilt, während die Andern erst in Alt-Desse, nachdem sie noch zweihundert Gulden erlegt hatten, ihre Freiheit wieder erlangten.

Am 5. August plünderten Kosaken nach plötzlichem Ueberfall das Schloß Brittag. Am 19. August holten

sich, halb drohend, halb bittend, fünfzig Kosaken aus Grünberg ein Geschenk von einhundert Thalern.

Am 29. August passirten der preussische Oberchirurgus Gdring mit zwölf Feldscheerern, Oberchirurgus Winkler mit der Feldapothek, sowie Lazareth-Commissar Michaelis mit Lazareth-Geräthschaften durch Grünberg auf dem Wege zur schlesischen Armee. Es waren einhundertundvier Pferde Vorspann zu stellen.

Am 19. September erpreßte ein angebliches russisches Commando von zwanzig (nach anderen Berichten fünfzig) Kosaken unter Befehl eines von Peter abermals ein-tausend Thaler. Für die Art der russischen Kriegsführung ist es bezeichnend, daß sich bald nachher herausstellte, daß dieser von Peter ein Betrüger war, der eine Handvoll desperater Gesellen zusammengerafft hatte und brandschlagend sich in der Nähe der russischen Armee bewegte. Auf seinen Kopf waren einhundert Rubel ausgesetzt.

Schon am Tage nachher waren wieder sechs (nach andern Berichten neunzehn) Kosaken zur Stelle, um Geld zu erpressen. Anfangs einhundert Thaler verlangend, begnügten sie sich später mit fünfundzwanzig Thalern.

Am 21. September erschien ein Kosaken-Commando von sechszig Mann, um Bürgermeister Kauffmann und Senator Seydel in's russische Hauptquartier nach Renkersdorf bei Beuthen zum General von Czernischew abzuholen. Es wurde hier wegen des bevorstehenden Durchmarsches der russischen Armee in der Richtung nach Berlin ein Regulativ betreffend Brot- und Fourage-Lieferung durch die Stadt abgeschlossen, wonach in kürzester Frist fünftausend Scheffel Mehl und zehntausend Brote zu sechs Pfund heranzuschaffen waren. Am 23. kehrten die beiden Grünberger Herren unter dem Geleit einer von dem Kosakenführer Otschokow befehligten Saubegarde nach Grünberg zurück. Unterwegs hatten sie sehr trübe Eindrücke. Deutsch-Kessel und andere Ortschaften waren von russischen Irregulären ausgeplündert und sämtlichen Viehes beraubt. Auch von Lansitz, Heinersdorf, Lawaldau und Drentkau trafen Hobbösposten über verübte Gewaltthaten

ein. Bereits am 26. erschien ein Commando von 50 Mann unter Rittmeister von Markamowiz, um das nahe bevorstehende Eintreffen des Obersten von Muplow mit 50 Officieren in Begleitung von 500 Mann donischen Kosaken zu melden. Diese trafen auch bald darauf ein. Die Kosaken lagerten außerhalb der Stadt an der Schweiniger Straße, wohin ihnen Proviant und Futter für die Pferde gebracht wurde.

In der Frühe des 27. September traf ein neues, aus 350 Berittenen — Dragonern und Kosaken — bestehendes Commando ein, welches den Befehl überbrachte, das bestellte Mehl und Brot für den 29., wo das Gros der russischen Armee in Grünberg Rasttag machen werde, in Bereitschaft zu halten. Als Lohn für gehabte Mühe verlangte diese Truppe 5000 Thaler, gab sich aber mit 1500 Thalern zufrieden und ritt fröhlich von dannen. Schon am Nachmittage folgten die Fouriere unter dem Befehl des General-Quartiermeisters von Stoffel — Officiere, Dragoner, Husaren und Kosaken —, welche sich in der Stadt und den Vorstädten einquartierten. Am 29. September früh begann der Einmarsch der russischen Armee und hielt fast den ganzen Tag an. Die Stadt und ihre Umgebung glichen einem Heerlager. Am Galgenberge war ein Lager aufgesteckt, das von mehreren Regimentern bezogen wurde. Ein zweites für die schwere Artillerie befand sich auf der Lattwiese, ein drittes hinter dem Hohenberge, ein viertes für die Cavallerie erstreckte sich von der Lohmühle bis zum Erlbusch, ein fünftes lag hinter dem Fließe. In der Stadt und den Vorstädten waren außerdem so viel Truppen als möglich untergebracht. General-Feldmarschall von Fermor nahm im Commandeur-Hause (an Stelle des heutigen Postgebäudes), Graf Soltikow im Landhause Quartier. Leider stellte sich dieser enormen Einquartierung gegenüber bald die Unmöglichkeit heraus, Ordnung in den Ablieferungen zu behaupten. Sämmtliche Scheunen wurden, wenn nicht sofort eröffnet, mit Gewalt erschlossen, Hafer, Heu und Stroh herausgerissen und willkürlich vertheilt. In einigen Scheunen machten sich die Kosaken an das Ausdreschen des Hafers, andere

rafften das unausgedroschene Hafersstroh zusammen und warfen es so den Pferden vor. Plünderungen fanden in den Mühlen und entlegenen Vorwerken statt. In den Wäldern wurde unter den Wäldböden nach Verborgenen gesucht und mit Wäldhämmern und Planken unter schwerer Beschädigung derselben Muthwillen getrieben. Groß war der von den Soldaten angerichtete Schaden in den Weinbergen. Was sich von Obst in den Weinbergshäusern und auf den Bäumen noch vorfand, wurde mit der Gründlichkeit vertilgt, mit der Wäldkaser das letzte Blatt einer Eiche auffressen. Selbst die Trauben wurden in noch sehr unreifem Zustande schmackhaft, aber doch nur in geringeren Mengen für den Genuß geeignet befunden. Dagegen verbrannte man alle sich vorfindenden trockenen Reben, Wäldle und Plankenzäune in den Lagerfeuern, die man mitten in den Reben ansteckte, und fuhr mit Wagen rücksichtslos durch die Weingärten.

Daß Gränberg glücklich war, so gewaltthätige Gäste bereits am 30. September wieder los zu werden, ist verständlich. Sie zogen über Drechnow nach Bobersberg. Den Officieren wurde nachgerühmt, daß sie nach Möglichkeit gute Mannszucht zu halten versucht hätten. Auch die Chefs waren human. Sie ermäßigten die geforderte Contribution von 5000 Rubel auf 1300 Thaler und gaben sich zufrieden, als von den verlangten 10 000 Broten nur 7000 und statt 5000 Scheffel Mehl nur 232 und 18 Achtel Bier geliefert wurden. Auch bewilligte der General-Quartiermeister von Stoffel, da er die Sorge der Gränberger um ihre ganz besonders reiche Weinernte gewahrte, ein Commando von 200 Mann, das auf kurze Zeit zurückblieb, um die Weinberge vor den Irregulären zu schützen.

Daß die Möglichkeit eines erneuten Ueberfalls durch irreguläre Truppen bestand, und zwar trotz des Rückzuges der Russen über die Oder, der nach dem letzten Ueberfall von Berlin und Charlottenburg am 8. und 9. October mit großer Beschleunigung stattfand, weil der König zum Entsatz heranrückte, sollten die Gränberger am 27. October zu ihrem Schaden erfahren.

Morgens 7 Uhr dieses Tages erschien zum Schrecken der Bürger, die sich einer solchen Ueberraschung nicht im mindesten verfaßen, weil sie die Russen weit entfernt hielten, eine Abtheilung von 150 Mann, anscheinend Kosaken, in der Stadt und verlangte durch den Mund ihres Führers, des Premier-Lieutenants von Passflus, alles Vieh ohne Unterschied ausgeliefert, widrigenfalls Plünderung und Brandstiftung angedroht wurden. Dieser Truppe gegenüber half kein Unterhandeln und Bitten. Sie bestand auf ihrem Verlangen und ließ, da nicht schnell genug alles Vieh, wie verlangt, vor dem Hause des Bürgermeisters zusammengetrieben wurde, durch die Kosaken Häuser und Ställe durchsuchen, welche Gelegenheit natürlich zu kleinen Plünderungen wahrgenommen wurde. Als alles Vieh zusammen war, wurde es sogleich zur Obergasse hinaus aus der Stadt getrieben. Hinter dem Oberschlage angelangt, zeigten sich jedoch die Marodeure — als solche, nämlich als eine organisirte, aus Polen, nicht aus Kosaken, bestehende Räuberbande wurden sie später erkannt — gern bereit, das Vieh den Bürgern zurückzuverkaufen. Wer bei Gelde war, konnte sein Vieh für einen mäßigen Betrag zurückerbhalten. Immerhin wurden 14 Pferde, 39 Ochsen, 34 Kühe, 9 Stück Jungvieh und 189 Schafe auf der Straße über Groß-Lessen nach Grossen weggetrieben. Der verwegene Führer wußte großen Schrecken vor sich her zu verbreiten. Er ließ Alle, die sich außerhalb der Stadt auf dem Felde blicken lassen würden, mit Aufspießen bedrohen. Was er von Landleuten, die am Montag nach Grünberg zu Markte zogen, unterwegs antraf, wurde beraubt und in den Dörfern Lessen, Läßgen, Treppeln barbarisch gebault, Fenster eingeschlagen, Schloßer und Haspen von den Thüren gerissen, Fensterrahmen zerbrochen. Auch 200 Thaler in baarem Gelde hatte die Bande in Grünberg von der Commune herauszuschlagen gewußt. Der Anführer von Passflus wurde im Mai des nächsten Jahres wegen verrätherischer Umtriebe von den Russen in Königsberg gefangen gesetzt und aufgeknapft.

Nach solchen Erfahrungen waren die Grünberger natürlich sehr glücklich, als bald nachher ein Bataillon vom Regiment Jung=Schadow und ein Bataillon vom Regiment von Thiel ihre Winterquartiere in der Stadt nahmen. Außerdem lagen in Heinersdorf Husaren vom Regiment Werner. Am 13. November passirte wieder ein Theil der Feldapothek mit Aerzten und vielen Feldscherern, 60 Vorspannpferde requirirend, hier durch auf dem Wege nach Sachsen, wo am 3. November der große König bei Torgau seine letzte große Schlacht in diesem Kriege geschlagen und seinen letzten entscheidenden Sieg davongetragen hatte.

Das Jahr 1761 war für Grünberg ein im Vergleich zu den beiden vorangehenden Jahren ruhiges. Am 25. Mai traf General von Thadden mit viertausend Mann und mehreren hundert Husaren ein und hielt einen Rasttag, bevor er über Crossen seinen Marsch nach Pommern fortsetzte. Am 17. September früh gingen 500 Mann Infanterie und etwa 100 Husaren auf dem Marsch von Sachsen über Berlin nach Glogau hier durch. Der Chronist berichtet, daß ihnen die zeitig gereiften Trauben in die Augen gestochen haben und längs der Lessener und Lawaldauer Straße in den Gärten viel Schaden gemacht worden sei, also daß man es aus Besorgniß weiterer Truppendurchzüge für gut fand, die Weinlese bald ihren Anfang nehmen zu lassen. Die Grünberger werden den Landeskindern diese Mäscherei eher verziehen haben als Banduren und Ruffen.

Schon zwei Tage später traf von Sagan her zur Abwechslung wieder ein österreichisches Commando von 50 Mann unter Anführung eines Rittmeisters und eines Oberlieutenants in Grünberg ein. Vom Bürgermeister empfangen, verlangten sie im Auftrage des Feldmarschalls Daun von der Stadt eine Contribution von 1000 Thalern baar, 500 Scheffel Korn, 1000 Scheffel Hafer, 1000 Centner Heu und die jährlichen Steuern der Dörfer des Kreises. Im Weigerungsfalle wurde mit militärischer Execution — auf den Mann acht gute Groschen — und wenn auch dies nichts fruchte, mit Plünderung und Brand gedroht.

Da alles Verlangte nicht sofort geschafft werden konnte, mußten Bürgermeister, Syndicus und die beiden Tuchmacher-Ältesten Rippe und Beltner mit nach Sagan. Von da kehrten der Bürgermeister und Beltner am 21. September bereits zurück, während der Syndicus und Rippe als Geiseln zurückgehalten wurden, bis durch den Senator Schander die 1000 Thaler Contribution und 230 Thaler jährliche Steuern der Kammerei-Dörfer im Dorfe Steinbach in sächsischen Achtgroschenstücken (als den zur Zeit einzig wichtig ausgeprägten Münzen) erlegt waren. Wie ein kaiserlicher Officier damals mit Bürgern in Feindesland umsprang, dafür ist dieser Fall ein Beispiel: Bei Entlassung der beiden Geiseln eröffnete ihnen der kaiserliche Obrist-Lieutenant Baron von Reßfeld, sie blieben persönlich dafür haftbar, daß auch die Dörfer des Kreises ihre Abgaben zahlten. Im Weigerungsfalle würden Stadt und Dörfer geplündert und in Brand gesteckt, der Syndicus Brehmer am Galgen gehenkt, der Senator Rippe aber zu Tode geprügelt werden.

Glücklicher Weise blieb dies die letzte während dieses Krieges von Grünberg verlangte Contribution, und das Wort, die Nürnbergger hängen keinen, sie hätten ihn denn, bewährte sich auch hier. Die Oesterreicher verzagten nach Lage der Verhältnisse das Wiederkommen. Am 30. October übernachteten wieder acht preussische Bataillone unter Befehl des Generals Schenkendorf auf ihrem Marsch von Glogau nach Crossen in Grünberg, und gegen Ende des Jahres wurde Grünberg vor neuer feindlicher Invasion so sicher erachtet, daß dem Tuchmachergewerk 1500 Stück Montirungstuche, das Stück zu 20 Thalern 5 Silbergroschen, zahlbar in sächsischen Eindrittelstücken, in Auftrag gegeben wurden, den Kupferschmieden ebenso 86 Stück Feldkessel und den Sattlern eine beträchtliche Anzahl Tornister, Alles in Glogau abzuliefern.

Am 5. Januar 1762 trat ein Ereigniß ein, welches dem Kriege ein baldiges Ende zu setzen versprach: der Tod der Kaiserin Elisabeth von Rußland und die Thron-

Besteigung Peters III., eines erklärten Freundes und Bewunderers des großen Preußenkönigs.

Während des ganzen Jahres 1761 waren die Gränberger in Sorge vor einer neuen russischen Invasion gewesen; denn schon im März war ein russisches Heer von 70 000 Mann unter General Buturlin von der Weichsel gegen die Neumark herangerückt. Indessen der neue Commandirende schien es nicht eilig zu haben, die Oder zu überschreiten und zu den in Mittelschlesien stehenden Oesterreichern zu stoßen. Er behielt sein Hauptquartier in Zällichau bis in den Juli hinein und stattete von da aus mit seinen Officieren dem Gränberger Oderwald nur friedliche Besuche ab, um der Jagd oder dem Krebsfang obzuliegen. Der Gränberger und Eschkerziger Wein soll auch den Russen gut geschmeckt und ihnen das längere Verweilen in der Nähe des Weinlandes wünschenswerth gemacht haben. Erst am 12. August 1761 ging Buturlin bei Leubus über die Oder, fand das Land aber von Lebensmitteln entblößt und kehrte deshalb bald (16. September) wieder auf das rechte Oderufer zurück. Der zeitig einfallende Winter nöthigte schon im November zur Beziehung der Winterquartiere, so daß die Russen während des ganzen Jahres in Schlesien nicht zur Action kamen. Bevor der Feldzug des Jahres 1762 erneuert werden konnte, trat das oben erwähnte wichtige Ereigniß ein und änderte die Verhältnisse mit einem Schlage. Bereits am 16. März wurde zu Stargard in Preußen ein Waffenstillstand mit Rußland und am 5. Mai in Petersburg der Friede geschlossen. Fast gleichzeitig (7. April und 22. Mai) kamen auch Waffenstillstand und Friede mit Schweden zu Stande. Was aber wichtiger war, Peter III. machte sich auch verbindlich, dem König ein Hilfscorps von 15 000 Mann in den nächsten Monaten nach Schlesien zu senden, und hatte die Aufmerksamkeit, die kriegsgefangenen Preußen dem Könige wohlbewaffnet und neu eingekleidet zuführen zu lassen. Am 30. Juni hielt der König auf dem Schlachtfeld von Leuthen über die soeben eingetroffenen russischen Hilfstruppen unter Czernisheff Heerschau. Leider brachten schon die nächsten Tage in Petersburg einen Umschlag.

Am 9. Juli wurde Peter III. entthront und seine Gemahlin Katharina II. (geborene Prinzessin von Anhalt-Berbst) zur Kaiserin ausgerufen. Am 17. Juli schon folgte die Ermordung des entthronten Kaisers. Katharina hatte gleich nach ihrer Thronbesteigung Czernischeck den Befehl gegeben, sich vom Könige zu trennen und die russische Armee nach Polen zurückzuführen. Doch wußte der König den russischen Feldherrn zu bestimmen, daß er noch drei Tage in seiner Stellung blieb und so als Zuschauer den Angriff mit ansah, den die Preußen, bevor die Oesterreicher noch eine Abnung von dem Umschwung hatten, am 21. Juli auf die Stellungen der letzteren machte. Das Ergebnis war die Verdrängung der Oesterreicher aus ganz Schlesien, die Wiedereinnahme von Schweidnitz und ein preussischer Vorstoß nach Mähren und Böhmen. Zugleich — October 1762 — war Prinz Heinrich bei Freiberg in Sachsen gegen Oesterreicher und die Reichsarmee siegreich gewesen, während General von Kleist in die Reichslande einfiel, um die süddeutschen Fürsten zur Abberufung ihrer Truppen zu zwingen. Da Katharina II. nicht, wie die gegen Preußen Verbündeten anfänglich gehofft, zu dem von Peter verlassenen Bündniß wieder zurückkehrte, sondern die Neutralität Rußlands erklärte, so drängte Alles zum Frieden. Schon am 24. November wurde zwischen Oesterreich und Preußen in Tharandt Waffenstillstand geschlossen, dem am 15. Februar 1763 der Friede zu Hubertsburg, am 10. März der Friede zu Paris folgte. Beide Friedensschlüsse bestätigten den König von Preußen in allen seinen Besitzungen.

Wir haben die Allgemein-Geschichte des letzten Kriegsjahres der hier behandelten Special-Geschichte vorausgeschickt, weil Gränberg das Glück hatte, in dieser letzten Epoche von den Leiden des Krieges verschont zu bleiben und seine Antheilnahme an den Ereignissen sich deshalb auf Beobachtung der mit Spannung verfolgten Schluß-Entwicklung des großen weltgeschichtlichen Dramas beschränkte. Seit Anfang 1762 war überall, so auch in Gränberg, die Stimmung eine überaus hoffnungsvolle, wenn man in der Provinz auch von

der seltsamen, vorzeitigen Ausgelassenheit entfernt blieb, der man sich in der Residenz hingab. Am 29. Mai 1762, dem ersten Pfingstfeiertage, wurde der Petersburger Friede und die Befreiung der Provinzen Preußen und Pommern von der russischen Herrschaft durch ein kirchliches Dankfest in den Grünberger Kirchen gefeiert. Acht Tage später wurde ebenso der Friede mit Schweden von den Kanzeln verkündet.

Um unser Kriegstagebuch zu vervollständigen, geben wir nachstehend noch aus der Reich'schen Chronik die 1762er Daten von militärischen, Grünberg berührenden Vorkommnissen:

Im Februar passirten 1800 Rekruten verschiedener brandenburgischer Regimenter, um sich zu ihren in Schlesien im Felde stehenden Truppentheilen zu begeben.

Am 19. April traf das Lazareth des von Schmettauschen Corps mit 47 vierspännigen Wagen zu kurzem Aufenthalte ein.

Am 6. Mai marschirte der Prinz von Württemberg mit einer Armee nach Schlesien und hielt in Grünberg einen Rasttag. Er war bisher durch den Krieg gegen Schweden in Mecklenburg festgehalten gewesen.

In der nächstfolgenden Zeit langten fast täglich preußische Gefangene aus Rußland an und gingen nach Schlesien zu ihren Regimentern.

Am 9. und 10. Juni traf der Prinz von Bevern mit seinem aus 8000 Mann bestehenden Corps aus Pommern ein, wo er in Folge des Friedensschlusses mit Rußland entbehrlich war, und hielt einen Rasttag.

Am 24. Juli kam ein Transport österreicher Gefangener, von denen 99 Mann in einem Brauhause einquartiert und von 24 Bürgern und 3 Soldaten bewacht wurden.

Am 16. November passirten zum letzten Male 1035 Rekruten, um in ihre in Schlesien stehenden Regimenter eingereiht zu werden.

Am 10. Januar 1763 brachten die von der Leipziger Neujahrmesse heimkehrenden Grünberger Kaufleute die Nachricht mit, daß der Friede zwischen Preußen und Sachsen-Polen geschlossen sei, der Friede mit Oesterreich bald folgen werde.

So war nach langem, verderblichem Streit der goldene Friede wiederhergestellt! Auf seine Schicksale während der sieben Jahre zurückblickend, durfte Grünberg mit Dank gegen die Vorsehung anerkennen, daß es, verglichen mit anderen Städten und Landestheilen, wie zum Beispiel dem benachbarten Crossen, nicht allzu schlimm zu leiden gehabt hatte. Zu einem nicht geringen Theile war das der hohen Besonnenheit und Klugheit seines Bürgermeisters Kauffmann zu danken, von dessen Persönlichkeit wir noch im nächsten Capitel zu sprechen Anlaß finden werden.

Im Ganzen hatte die Stadt 23 feindliche Invasionen und mit Inbegriff der gelieferten Naturalien und der Plünderungen einen Schaden von 33 463 Thalern gehabt. Beim Friedensschluß betrug die städtische Schuld 14 720 Thaler. Der Nahrungszustand war ein guter; denn Tuchfabrikation und Handel befanden sich trotz und theilweise auch wegen des Krieges in blühendem Zustande. Auf Veranlassung des Bürgermeisters hatten die Grünberger Kaufleute mehrfach neue Geschäftsbeziehungen angeknüpft, wie unter anderem mit Königsberg, wohin zuerst Kaufmann Bäßler einen glücklichen Versuch gemacht. Unter solchen Umständen eröffnete der wiederhergestellte Friede für Grünberg eine glückliche Zukunft, Aussichten, welche die nachfolgenden vierzig Jahre auch in hohem Grade erfüllt haben!

10. Der alte Fritz in Grünberg und anderer vornehme Besuch.

Der große König ist nicht, wie man zu meinen versucht ist, beim Einmarsch der preussischen Armee in Schlessien im December 1740 zum ersten Mal nach Grünberg gekommen, wenn er auch sein erstes Nachtquartier auf schlesischem Boden ganz in der Nähe von Grünberg, in Schweinitz, genommen hat. Nicht früher als am 28. Januar 1741, dem Sonnabend vor Septuagesimae, sollte die seinem Stammlande nächstgelegene schlesische Stadt die Freude haben, den neuen Herrscher zu begrüßen. Daß es wirklich mit freudig bewegten

Herzen seitens der Bevölkerung geschah, dazu hatte sehr wesentlich beigetragen, daß inzwischen der lutherische Gottesdienst freigegeben und durch die Fürsorge des Königs in der Person von Martin Friedrich Frisch den in ihrer großen Mehrzahl protestantischen Grünbergern bereits ein Geistlicher bestellt worden war, der am nächstfolgenden Tage seine Antrittspredigt auf offenem Markt halten sollte. Diesen Mann verlangte der König zu sehen, als er am gedachten Tage auf dem Wege nach Berlin in Grünberg umspannen ließ und den aufwartenden Stadtbehörden und Gemeindeältesten an die Karosse heranzutreten gestattete. So wurden Viele Ohrenzeugen, wie der König mehrmals und mit Nachdruck dem neuen Geistlichen sagte: „Ich will Religionsfreiheit; jeder soll Gott dienen auf seine Façon*)." — Als der König am 22. Februar wiederum durch Grünberg kam, um zur Armee zurückzukehren, wurde er gegen den Willen des Rathes von zwei Bürgercompagnien empfangen. Auch dies Mal bezeugte er sich sehr huldreich und sagte zum Pastor Frisch: „Ich habe gehört, daß er ein gelehrter und verständiger Mann ist; sei er nun auch so vernünftig, tolerant zu sein. Ich werde ihn zu maintainiren wissen gegen jede fremde Intoleranz“.

Leider sind uns nur von wenigen der nun folgenden überaus zahlreichen Anwesenheiten des Königs in Grünberg Einzelheiten der Vorgänge aufbewahrt. Meist waren diese Besuche sehr flüchtig und beschränkten sich auf die kurze Zeit des Auf- und Umspannens, wobei der König gewöhnlich den Wagen gar nicht verließ, aber doch fast regelmäßig eine Unterhaltung mit den anwesenden Vertretern der Behörden pflog. Welcher Art diese Unterhaltung war, werden wir an einigen Beispielen zeigen, worüber sich Mittheilungen in den Papieren des Bürger-

*) Zum ersten Mal hat das berühmte gewordene Wort der König in den ersten Tagen seiner Regierung ausgesprochen, und zwar bei geeignetem Anlaß gegen den Minister der geistlichen Angelegenheiten, von Brandt, am 22. Juni 1740. Seine Worte lauteten: „Die Religionen müssen alle tolerirt werden und muß der Generalfürst nur das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch thue; denn hier muß ein jeder nach seiner Façon selig werden“.

meisters Rauffmann vorgefunden haben. Wenn der König übernachtete, geschah es ausschließlich im Landhause, wo er die Zimmer nach dem Garten hinaus bezog, anfänglich eine Treppe hoch, später parterre. Dem Schreiber dieses hat sein Großvater noch eines dieser Parterre-Fenster gezeigt, an dem der letztere, mit andern Kindern durch den Zaun des Nachbargartens hindurchlugend, den großen König beim Fldteblasen beobachtet hatte.

In den nachfolgenden, zu unserm Bedauern etwas dürren Notizen folgen wir dem Chronisten Reiche, dessen Angaben besonders vertrauenswerth sind, weil er als im Landhause beschäftigter Beamter das Glück hatte, dem König einzelne Dienste zu leisten. Wir werden bei später einzuflechtenden Notizen über die persönlichen Verhältnisse des Chronisten hierauf noch zurückkommen.

Am 10. November 1741 gegen 6 Uhr Abends ging S. Majestät hier durch nach Berlin, von zwei Compagnien der Bürgerschaft unter Trompeten- und Paukenschall empfangen.

Am 11. Juli 1742 — nach in Breslau glücklich abgeschlossenen Friedenspräliminarien, denen am 28. Juli der Berliner Friede folgte — passirte der König frühmorgens sieben Uhr durch die Stadt. Da er bereits am 12. Juli in Berlin anlangte, so scheint es, daß die große Eile dieser Reise ihm nicht gestattete, die Gränberger Behörden zur Beglückwünschung zu empfangen.

Am 28. August 1750 kam der König auf dem Wege nach Schlesien durch Gränberg und übernachtete im Landhause. Nach Potsdam zurückkehrend, passirte er wieder am 20. September.

Am 27. August 1751 übernachtete der König auf dem Wege zu den Mandvern in Schlesien im Landhause.

Dasselbe geschah am 13. Mai 1753 und 4. September 1754. Am 20. September des letzteren Jahres machte der König auch die Rückreise über Gränberg.

Im darauffolgenden Jahre 1755 passirte er gleichfalls am 4. September von Berlin kommend und zurückkehrend am 19. September ohne Aufenthalt zu nehmen. Aus diesen Daten tritt bereits eine große Regelmäßigkeit des Königs in seinen Bewegungen hervor. Wir

werden sehen, wie diese genaue Zeiteinteilung, das Merkmal vielbeschäftigter und zugleich vielleistender Menschen, in späteren Jahren so sorgfältig eingehalten wurde, daß die Grünberger fast auf den Tag darauf zählen durften, den Landesherrn bei sich zu sehen.

Während des siebenjährigen Krieges war der große König, wie im vorigen Capitel ausführlich berichtet, nur einmal — am 17. August 1758 — in Grünberg. Nach geschlossenem Frieden hatte die Stadt das Glück, den sieggekrönten Monarchen am 29. März 1763 feierlich zu empfangen. Auch hierüber haben wir im Capitel „Volksfeste in Grünberg“ eingehende Mittheilungen gemacht, so weit über Ehrenbezeugungen und Aeußerlichkeiten des Empfanges zu berichten war. Aber gerade von den an diesem Tage zwischen dem König und den Behörden gepflogenen Unterhaltungen existiren Aufzeichnungen des hochverdienten Bürgermeisters Kauffmann, die allzu interessant und für das landesväterliche Herz des Monarchen zu charakteristisch sind, um nicht in dauerndem Gedächtniß erhalten zu werden: — Ist er Bürgermeister? — Ja. — Heißt er nicht Kauffmann? — Ja, ich bin noch der alte, welcher schon oft Ev. K. Majestät höchster Gnade theilhaftig geworden — Wie steht es um die Fabrike, hat sie auch abgenommen? — Ein Abfall ist zwar unleugbar, aber der auswärtige Debit war schwächer. Jedoch ist der Unterschied vor dem Kriege gegen jetzt nur etwa auf zweitausend Stück zu rechnen, während jetzt noch gegen zwölftausend Stück gefertigt werden. — Das hat wohl nicht anders sein können, es wird sich aber jetzt alles wieder geben. Wie wird es aber dies Jahr mit dem Wein werden? — (Senator Schander:) Er läßt sich heuer gut an. Vorm Jahr erfror der Weinstock, und es ging Alles verloren. Der Weinbau ist eine Hauptquelle unserer Nahrung, der Verlust war sehr groß. — Ich habe die gute Stadt beklagt! — — — Nach einer Unterbrechung durch den Polizei-Bürgermeister von Langer, der mit einer Bittschrift nahe und etwas ungnädig damit an die Landes-Regierung verwiesen wurde, ergriff der Bürgermeister wiederum das Wort und sprach im

Namen der Stadt die Bitte um Fortdauer der königlichen Gnade aus, worauf der König erwiderte: Das wird geschehen. — Sind auch viele Schafe verloren gegangen? — Ja, doch sind solche in den Dörfern mehrentheils ersetzt. — Der Herzog von Württemberg wird nach mir eintreffen; wenn er kommt, grüße er ihn von mir. — Auf die Bitte des Bürgermeisters, dem König, den man beritten eingeholt, nun auch noch eine Strecke das Geleite zu geben, lächelte der König, hob die rechte Hand und sagte: Wozu wäre das? Es ist gut. — Die Unterhaltung fand auf dem Postplatz nahe der Ehrenpforte während der Umspannung statt.

Am 21. März 1764 passirte der König in der Richtung nach Schlesien, von wo er bereits am 4. April zurückkehrte. Damals ging der Weg von Wartenberg nach Grünberg noch über Deutsch-Kessel. Bei der Umspannung am Deutsch-Kesseler Gasthof warfen sich zwei Schwestern Hennig aus Grünberg am königlichen Wagen auf die Knie, um eine Bittschrift, einen vierjährigen, durch alle Instanzen betriebenen Proceß betreffend, zu überreichen. Der König war in guter Laune, fragte die Bittstellerinnen, ob sie schon verheirathet seien, und befahl auf deren verneinende Antwort dem anwesenden Landrath von Stentsch, ihnen Männer zu verschaffen. Weniger gnädig sollten an diesem Tage bald nachher die Grünberger ihren König finden. Bürgermeister Kauffmann berichtet darüber: Der Herr General-Major von Platen mit dem Officiercorps der Garnison nebst dem Magistrat hatten sich wie gewöhnlich auf der linken Seite der königlichen Karosse rangirt. Als dieselbe still hielt, wurde herangetreten, das dießseitige ausgezogene Fenster aber nicht geöffnet, hingegen bemerkt, daß sowohl Se. Majestät als der gegenüberstehende Prinz von Braunschweig die Augen nach der geöffneten Seite richteten, weshalb der Herr General und das Officiercorps nebst den Rathsgliedern sich auf die rechte Wagenseite verfügten. Kaum aber waren sie hier erschienen, als der Prinz das Fenster aufzog und jenes an der linken Seite niederließ. Se. Majestät frug aus der geöffneten Seite nach der Uhr und fuhr nach ge-

schebener Umspannung, ohne Abschied zu nehmen, ab, Officiercorps und Rath in der höchsten Bestürzung zurücklassend. Es stellte sich im Weiteren heraus, daß die Ungnade nicht, wie man befürchtet, den städtischen Behörden wegen des Hennig'schen Processus, sondern dem General von Platen gegolten hatte.

Hierüber brachte das laufende Jahr noch dem Consul dirigens Rauffmann volle Gewißheit. Bereits am 20. August kam der König wiederum nach Schlessen und übernachtete im Landhause. Als er am 14. September gegen neun Uhr früh in Begleitung des Erbprinzen von Braunschweig zurückkehrte und der anwesende Bürgermeister wegen der Leute, welche die stark erhitzten Wagenachsen mit Wasser begossen, nicht gleich herantreten konnte, rief ihn der König, sich aus dem Wagen herausbeugend, heran und befragte ihn nach dem Weinbau, nach Güte, Gebrauch und Debit des Weines. Der Bürgermeister hielt die Gelegenheit günstig, bereit gehaltene Trauben und anderes Obst anzubieten, welche gekostet wurden und Beifall fanden. Als nun der Bürgermeister von der guten Trinkbarkeit des Weines sprach und daß solcher unter anderm in den Rüdfern beliebt sei, lachte der König, drohte mit aufgehobener rechter Hand und rief: Gott sei dem gnädig, der ihn trinken soll! Doch war der König dann wohl zufrieden, als er vernahm, daß der Wein auch nach Polen verführt werde, sich wohl bezahlt mache und dagegen Wolle und Geld in's Land bringe. Schließlich empfing der Bürgermeister noch die Erlaubniß, eine Schachtel voll Trauben und Früchte mitzugeben. Auch die bald nach dem König passirenden königlichen Prinzen fanden Gefallen an Trauben und Obst und packten sich davon die Hüte voll. Es scheint nach den Aufzeichnungen des Bürgermeisters, daß erst das gnädige Bezeigen des Königs bei dieser Gelegenheit ihn ganz von der Sorge befreite, die zankstichtigen Hennig'schen Schwestern möchten dem Magistrat höchsten Ortes etwas eingebrockt haben.

Genau an dem gleichen Tage im nachfolgenden Jahre 1765 kam der König auf der Rückreise von Schlessen nach Berlin wiederum durch Grünberg.

Ein für die Grünberger Friedrichsschule wichtiger Tag war der 14. August 1766, wo Bürgermeister Rauffmann sich das Herz faßte, den nach Schlessen durchreisenden König um Gewährung einer Collecte zum evangellischen Schulbau zu bitten. Der König willfahrte der Bitte. Bereits am 7. September lehrte er über Grünberg nach Berlin zurück.

Die Daten der Hin- und Rückreise des Königs beziehungsweise seines Passirens durch Grünberg waren in 1767 der 11. August und 6. September, in 1768 der 26. August und 12. September. Am 26. August wollte es der Zufall, daß gerade beim Passiren des königlichen Wagens durch Lavalldau der dortige Kretscham in Feuer aufging.

Am 13. August 1769 sahen die Grünberger ihren Landesherrn mit besonderem Interesse wieder, begab er sich doch zu der zwölf Tage später stattfindenden Begegnung mit Kaiser Josef II. in Reisse, von der man sich Großes für die Befestigung des europäischen Friedens versprach. Der König schien in der besten Laune. In seinem Wagen saß außer ihm General-Lieutenant von Lentulus. Die erste Frage an den aufwartenden Bürgermeister war: Wir werden heuer wohl ein gesegnetes Weinjahr haben? Als der Gefragte bedauernd verneinen mußte, wollte der König die Ursachen kennen, worauf der Bürgermeister eine längere Auseinandersetzung gab, wie der häufige Regen im Juni, kalte Tage und kalte Nächte in der Blüthezeit alle Hoffnungen vereitelt hätten. Der König hörte aufmerksam zu, beklagte den abermaligen Mißwachs und sprach dann, sein Haupt dem Bürgermeister nähernd, leise: „Der Markgraf von Anspach kommt hinter mir, gebe er ihm Grünberger Wein zu trinken, und wenn er nicht will, so sage er ihm: Ich habe es befohlen!“ Darauf nahm der König einige Aprikosen entgegen und erkundigte sich nach dem Zustand der Fabrik. Als ihm gesagt wurde, daß vierhundert Stück Tuch mehr als voriges Jahr gefertigt und eintausendachtshundert Stück mehr außer Landes gegangen seien, äußerte er sein besonderes Wohlgefallen: „Das ist mir sehr lieb, wie steht's aber mit dem

Profit?“ — — Es wird wenig verdient, weil die Wolle theuer und die Luche wohlfeil sind, die Abnehmer sind schlechte Zahler. — — Der König verlangte nun zu wissen, wer diese schlecht zahlenden Abnehmer seien. Als der Bürgermeister unter andern die Polen genannt, sagte der König: „Die Polen haben ja Geld genug. Ist die Frankfurter Messe gut gewesen?“ — Wir haben daselbst auch einigen Absatz gemacht, es waren aber vornehmlich nur gefärbte und weiße Luche gesucht worden, wogegen hiesige Fabrik in melirten besteht. — Inzwischen war die Umspannung vollendet und der König fuhr, von den Segenswünschen des Publikums begleitet, von dannen. Nach einer halben Stunde folgte der Markgraf von Anspach (des Königs Neffe). Es wurde demselben auf Befehl des Königs Wein präsentirt, von dem er einen mäßigen Schluck kostete und dabei lächelnd äußerte, er pflege sonst gar keinen Wein zu trinken, wolle aber für dies Mal unsere Gesundheit trinken. Der Wein ist ganz gut! setzte der Markgraf hinzu, schien sich aber über das große Glas zu wundern, worauf der Bürgermeister meldete, daß der hiesige Wein nur aus solchen und keinen andern Gläsern getrunken würde. Der Markgraf reichte hierauf das Glas seinem Adjutanten, der kein Kostverächter war und es auf das Wohl des Grünberger Weinbaues ausleerte.

Am 5. September 1769 kam der König von Reisse auf dem Wege nach Berlin zurück. Es war früh morgens acht Uhr. Nach Erledigung des Bittgesuches eines Invaliden winkte der König den Bürgermeister heran, und seine erste Frage war: Hat der Markgraf von Eurem Wein getrunken? — Ja! — Nun, was sagte er? — Der Wein sei ganz gut und er trinke unsere Gesundheit. Lächelnd sprach darauf der König: Ja, ja, wer ihn nur nicht trinken muß. Wird er denn dies Jahr noch reif werden? — Der Bürgermeister antwortete, man hoffe es, es werde aber eine sehr geringe Lese sein. Grünberg sehne sich nach sieben schlechten Jahren nach einer gesegneten Weinernte, welche dem Schulbau zu statten kommen würde, wozu über 3000 Thaler zinsbar erborgt worden

seien. Der wackere Mann wollte hiermit zu einer ihm sehr am Herzen liegenden Bitte an den Monarchen, nämlich den Schulhausbau aus königlicher Huld zu unterstützen, den Uebergang machen. Leider fuhr in demselben Augenblick der Wagen ab, so daß der Rest ungesagt bleiben mußte. Da der Bürgermeister dicht am Wagenschlage gestanden, rief ihm der König warnend zu: Nehme er sich in Acht! Ueber die verpaßte Gelegenheit spricht sich Bürgermeister Kauffmann in seinen Aufzeichnungen sehr ärgerlich aus; der erwähnte Invalide sei an Allem schuld gewesen, weil er einen Theil der kurz bemessenen Zeit für sich in Anspruch genommen, so daß man in dem Vorhaben, um ein königliches Gnadengeschenk zum Schulbau zu bitten, gestört worden sei. (Wir schalten hier ein, daß des Bürgermeisters Wunsch nach einigen guten Weinjahren, wenn auch nicht sofort, aber in nicht ferner Zeit in Erfüllung ging; 1772 war reichlich und gut, 1773 viel und ausgezeichnet, 1775 kein großes Quantum, aber ganz ausgezeichnet.)

In den Jahren 1770, 1771, 1772, 1773, 1774, 1775 und 1776 kam der König an jedem 16. August nach Schlesien, verfuhrte aber auf der Hinreise Grünberg nicht, sondern nahm einen anderen Reiserweg. Dagegen übernachtete er auf der Rückreise in 1771, 1772, 1773, 1774, 1775 und 1776 jedes Mal am 3. September im Landhause zu Grünberg. Das Jahr 1777 brachte eine Abwechselung in diese Regelmäßigkeit. Zwar kam der König auch am 2. September aus Schlesien zurück, schlug aber den Weg über Liegnitz, Brimkenau, Sagan, Raumburg ein und übernachtete im sächsischen Christianstadt, wo er durch sächsische auserlesene Mannschaften empfangen und Tags darauf durch sächsische Cavallerie bis an die brandenburgische Grenze begleitet wurde. Der im nächsten Jahre (1778) ausbrechende bayerische Erbfolgekrieg brachte Grünberg viel vornehmen und interessanten Besuch; nur der König blieb an den gewohnten Tagen fern. Dafür übernachtete er vom 6. bis 7. April 1778 im unteren Stockwerk des Landhauses, fuhr aber früh 3 Uhr schon weiter nach Breslau. Erst am 26. Mai 1779 sollten die Grünberger ihren inzwischen sehr gealterten König auf der Fahrt von Glogau über

Grossen nach Berlin wieder von Angesicht zu Angesicht sehen; doch verzeichnet der Chronist ausdrücklich, daß er sich im höchsten Wohlsein befunden habe. Vier Tage später wurde der geschlossene Friede veröfentlichet.

Von 1780 wird berichtet, daß der König an dem seit Jahren üblichen 16. August, dies Mal wieder Gränberg berührend, nach Schlessien kam. Am 2. September kehrte er zurück, übernachtete in der unteren Etage des Landhauses und fuhr früh 3 Uhr weiter nach Potsdam.

Genau an denselben beiden Tagen passirte auch in 1781 der König durch Gränberg, jedoch ohne auf der Rückreise hier zu übernachten. In 1782 trat von dieser Regel insofern eine Ausnahme ein, als die Rückreise schon am 1. September Abends 6 Uhr erfolgte. Es wurde in Grossen Nachtquartier genommen. Das Gleiche geschah ein Jahr später an demselben Tage (auf der Hinreise war Gränberg in 1783 nicht berührt worden). Obgleich es schon $\frac{3}{4}$ 8 Uhr Abends und die Witterung finster und drohend war, als die königliche Karosse eintraf, wurde die Reise noch bis Grossen fortgesetzt. Wiederum pünktlich am 16. August traf im folgenden Jahre (1784) der König auf seiner alljährlichen Inspections- und Landecker Badereise in Gränberg ein. Dies Mal kehrte er indessen bereits am 31. August Abends 6 Uhr zurück, um an diesem Tage noch bis Grossen zu fahren. Zum letzten Mal auf seiner Reise nach Schlessien ging der König gerade ein Jahr vor seinem Todestage, am 17. August 1785 früh 7 Uhr durch Gränberg. Von wie lebhaftem Interesse und theilnahmvoller Erinnerung an Dinge von öfentlichem Nutzen er war, das bezeugt sein Befehl, dies Mal nicht auf dem Topfmarkt, sondern an dem neuen, Commende genannten Fabrikantenhause am alten Dreifaltigkeitskirchhof (dem heute Emil Paulig'schen Hause) umzuspannen, um diesen soeben auf königliche Kosten entstandenen Neubau zu besichtigen. Am 29. August Nachmittags gegen 4 Uhr kehrte der König aus Schlessien zurück und fuhr diesen Abend noch bis Grossen. Es war das letzte Mal, daß der große Monarch in den Mauern Gränbergs verweilte, das ihm

so viel verdankt. Um 16. und 17. August des folgenden Jahres (1786) warteten die Gränberger vergeblich auf sein ehrwürdiges Antlitz, das sich ihnen so manche Jahre immer in diesen Tagen gezeigt hatte. Statt seiner traf am 18. August ganz früh Major von Wobser als Courier an die schlesische Armee mit der Trauerpost ein, daß der König am 17. früh 3 Uhr für immer die Augen geschlossen habe!

Für den Fall, daß dem Leser diese Aufzählung der 44 Besuche, deren Gränberg sich von seinem großen König zu erfreuen hatte, als zu weitläufig und kaum allgemein interessirend erschienen sein sollte, glaubt der Verfasser einige Worte der Rechtfertigung hinzufügen zu dürfen. Gränberg ist ja nur eine von den zahlreichen Städten, die Friedrich der Große bei seinen vielen Reisen berührte und an deren Ergehen er reges Interesse nahm. Wir haben gesehen, wie eingehend seine Erkundigungen lauteten und wie sorgfältig unterrichtet er sich zeigte. Wir werden künftig noch Gelegenheit haben, zu erweisen, was der König für Gränbergs Hauptnahrungsquellen that. Wenn nun aus der Local-Geschichte dieser einen Stadt schon hervorgeht, wie ihr König für sie sorgte, so wirft dies ein bezeichnendes Licht auf die Friedensgröße dieses Monarchen, die gar nicht hoch genug gerühmt werden kann. Auch die aus der anscheinend trockenen Wiedergabe der Daten hervorleuchtende Pünktlichkeit des Königs läßt ihn als einen Menschen der Pflichterfüllung im größten Stile erkennen, als ein Vorbild für alle Zeiten. Während ist es zumal, an der Hand dieser Detailnachrichten zu sehen, wie der König fast alljährlich an der Zeit seiner Erholung Ersparnisse machte, als habe er mit zunehmendem Alter gefühlt und gedacht, wie derjenige seiner Nachfolger, welcher hundert Jahre nach ihm auf dem Thron der Hohenzollern saß: Ich habe nicht Zeit, müde zu sein.

Zum Schluß dieses Abschnittes sei es gestattet, noch einer Gränberger Erinnerung an den alten Fritz zu gedenken, welche der Verfasser aus dem Munde seines Großvaters gehört, der selbst dabei gewesen war: Bei einem der letzten Besuche des Königs war ihm die männliche Schuljugend bis Weileiche entgegengelaufen,

bewaffnet mit Knallpeitschen und Lärminstrumenten aller Art. Als sie des königlichen Wagens ansichtig wurden, erhoben die Jungen einen Heidenlärm, so daß der König mit der Hand freundlich abwinken mußte. Da sie nun sich rechts und links als freiwillige Escorte um den Wagen scharten, rief der König ihnen zu: Seid ihr alle Tuchmacher-Jungen? — Ja wohl, Ew. Majestät! — Na, das freut mich, da zeest t ächtig. Daß der König das Wort Zeesen, einen richtigen Provinzialismus für das Krempeln der Wolle, kannte, daß er so weit mit der Tuchmacherei Bescheid wußte, um die Tuchmacher-Jungen zu derjenigen Arbeit zu schicken, bei der sie thätssächlich in der Werkstatt helfen mußten, wenn es Noth that, das mochte den Grünbergern gefallen und verdient auch als eine Erinnerung an den alten Fritz, den Schäzer der bürgerlichen Arbeit, im treuen Gedächtniß bewahrt zu werden.

Wir haben laut Ausweis der Ueberschrift dieses Capitels auch von „anderem“ vornehmen Besuch in Grünberg außer von den allzeit denkwürdigen zahlreichen Anwesenheiten des großen Königs zu berichten versprochen. Derartiger Besuch ist jetzt viel seltener, als in früheren Tagen; denn seit Bestehen der Eisenbahn fährt er bestenfalls an der Stadt vorbei, und selbst Fälle dieser Art sind nicht häufig. Wie anders war das noch in den vierziger Jahren, vor Eröffnung der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn, als in verkehrreichen Zeiten des Jahres zuweilen der Postplatz voll Postwagen und Reichsaisen stand, die Rubrik „Angekommene Fremde“ in den Localblättern eine hervorragende Stelle einnahm und sehr häufig Personen von Rang und Titel verzeichnete, welche in den „Drei Bergen“ oder dem „Schwarzen Adler“ gespeist oder übernachtet hatten! Die Fremdenrubrik verschwand einschließlic des vornehmen Besuches fast gleichzeitig mit dem Aufhören des großen Durchgangsverkehrs. Von solchem Besuch in Grünberg reden, heißt somit, die stolzen Zeiten in die Erinnerung zurückerufen, da Grünberg noch an der großen Heerstraße und mitten im großen Weltverkehr lag. Wer unter den Lesern etwa daran Anstoß nehmen sollte, daß zu viel Werth auf die flüchtigen Anwesen-

heiten vornehmer Leute in Grünberg gelegt werde, indem man sie zum Gegenstand ausführlichen Berichtes mache, der sehe also die Sache von der Seite an, daß solche Erinnerungen bleibenden Werth als Ausblicke in eine Vergangenheit besitzen, welche in Anbetracht der Theilnahme Grünbergs an dem Personen- und Güterverkehr jener Zeit interessanter und verhältnißmäßig bedeutender war, als die Gegenwart, vermuthlich aber unwiederbringlich dahin ist und gerade darum im Gedächtniß bewahrt zu werden verdient.

Es ist wenig bekannt, daß im Januar 1528 in Grünberg ein hohenzollernscher Fürsten-Congreß stattfand. Markgraf Casimir von Brandenburg-Bayreuth, ältester der zehn Söhne des Markgrafen Friedrich IV., war auf einem Feldzuge gegen Johann von Zapolya zu Ofen in Ungarn am 2. September 1527 gestorben und hinterließ einen 5½jährigen Sohn, Albrecht, später Alcibiades zubenannt. Um die Vormundschaft über den letzteren und die Verwaltung der ihm zugefallenen Länder zu ordnen, kamen die Oheime desselben, Markgraf Georg der Fromme von Brandenburg-Anspach, der auch Jägerndorf besaß, Albrecht, Herzog von Preußen, der bei Gelegenheit des Universitäts-Jubiläums vielgenannte Stifter der Königsberger Universität, Friedrich II., Herzog von Liegnitz-Brieg, der mit der dritten unter sieben Schwestern des Vorgenannten, Sophie, vermählt war, und Wenzel, Herzog zu Teschen und Groß-Glogau, welcher eine jüngere Schwester zur Frau hatte, in Grünberg zusammen. Sie wohnten und tagten aller Wahrscheinlichkeit nach in den Gebäuden der Probstei, welche seit 15. August 1525, wie wir im dritten Capitel gezeigt, dem früheren Saganer Abt, Paul Lemberg, überlassen worden war. Die versammelten, ohne Ausnahme der neuen Lehre eifrig zugethanen Fürsten hatten den ebenso gelehrten als weltgewandten Mann ausersuchen, ihnen bei Ordnung der vorliegenden Familienangelegenheiten zu helfen. Unscheinend hing die gleich darauf erfolgende Berufung Lembergs als Schloßprediger nach Liegnitz mit diesem Besuch in seinem Hause zusammen.

Von einem Nachtquartier der flüchtigen Königin

von Böhmen am 1. December 1620 und von den schweren Kränkungen, welche die streng lutherischen Grünberger der Calvinistin bereiteten, haben wir schon im dritten Capitel berichtet. Ihr vorangegangen waren im September bereits ihre Edbne, die man in Prag nicht sicher hielt und über Crossen nach Cästrin sandte. Die spädtlich „Winterkönigin“ zubenannte hohe Frau war eine Tochter Jacobß I. von England und eine Enkelin von Maria Stuart. Sie ist Stammutter eines großen Geschlechts geworden und als solche ebenso wohl Urahne von Kaiser Friedrich, als von dessen Gemahlin.

Am 7. October 1660 übernachtete die fürstliche Braut des Herzogs Georg von Brieg in Grünberg und wurde am nächsten Tage von der Bürgerschaft bis Freystadt geleitet. Sie erkrankte bald nachher unter unerklärlichen Symptomen und ist dieselbe, derenwegen — wie in Capitel 6 berichtet — die unter Anklage der Hexerei stehenden Grünberger Frauen peinlich inquirirt wurden, weil man die Erkrankung mit dem angenommenen Teufels-Unwesen in Grünberg in ursächlichen Zusammenhang brachte.

Aus den Jahren 1710 (20. December) und 1712 (26. April) wird der Durchreise des Königs August I. von Polen gedacht. Das erste Mal kam er, wie der Chronist ausdrücklich bemerkt, „mit der Post“, also wohl mit Extrapost, das zweite Mal „auf der Flucht aus Polen“.

Am 17. März 1732 passirte der Herzog Franz von Lothringen, der sich wenige Jahre nachher mit Maria Theresia vermählte. Er wurde von zwei Bürgercompagnien und unter Trompeten- und Pautenschall vom Rathsthum empfangen. Am 27. Juli desselben Jahres kam auf der Reise an das kaiserliche Hoflager in Prag König Friedrich Wilhelm I. von Preußen nach Grünberg und übernachtete im Landhause.

Vom 8. bis 21. April 1734 hat Grünberg den sächsischen Hof beherbergt. Am 11. Januar dieses Jahres war August II. in Krakau als König von Polen gekrönt worden; seiner Anerkennung im ganzen Gebiet des polnischen Reiches gingen aber kriegerische Wei-

terungen voraus, bis zu deren Erledigung der sächsisch-polnische Hof heimatlos gewesen zu sein scheint. Der Chronist giebt den Gästen das Zeugniß, daß sie alles Verzehrte mit ihrem Gelde bezahlt hätten.

Am 19. Juli 1750 kam auf dem Wege nach Berlin der Gesandte des Tataren-Chans der damals noch unabhängigen Krim (sie wurde erst 1783 von Rußland erobert), Mustapha Uga, durch Grünberg und nächtigte im Landhause. Nach gehabter feierlicher Audienz beim König am 10. August zurückkehrend, nahm er wiederum sein Nachtquartier in Grünberg.

Am 9. Juni 1756 passirte König August II. von Polen mit Extrapost in der Richtung nach Unruhstadt, von wo er bereits am Tage darauf in derselben Art retourmirte. Neben dem König sah Graf Brühl, Besizer von Pfordten. Es wurde auffällig bemerkt, daß der König beim Vorüberfahren keinen Menschen ansah.

Der Monat Januar 1758 sah zwei Prinzessinnen des königlichen Hauses in Grünberg, am 12. die Prinzessin von Preußen (Gemahlin des am 12. Juni desselben Jahres gestorbenen Prinzen August Wilhelm), am 21. die Prinzessin Amalie, jüngste Schwester des Königs, welche am 5. Februar aus Schlessien zurückkam. Die hohen Damen nahmen jedes Mal ihr Nachtquartier im Landhause.

Am 17. März 1762 kam der jugendliche Prinz von Preußen, der spätere König Friedrich Wilhelm II., zum ersten Mal nach Grünberg und übernachtete im Landhause. Dasselbe that die am 6. December nach Schlessien zu ihrem Gemahl reisende Herzogin von Württemberg, welche auch auf der Rückkehr am 29. März 1763 in Grünberg zur Nacht blieb.

Das Jahr 1778 war, des bayerischen Erbfolgekrieges wegen, besonders belebt und verkehrreich. Es marschirten viele Truppen durch. Am 20. Juli passirte der von Wien zurückberufene preußische Gesandte Baron von Riedesel. Tags darauf und am 22. Juli subren in umgekehrter Richtung in Extraposten die preußischen Minister Graf von Finkenstein und Graf Herzberg nach Glatz, was die Hoffnung auf Erhaltung des Friedens neu belebte. Am 14. October, nach inzwischen erfolgtem

Kriegsausbruch, ging, vom Lieutenant von Kreckwitz escortirt, der böhmische Statthalter Graf von Chorinsky als Staatsgefangener hier durch nach der Festung Gástrin. Ihm folgte am 18. mit demselben Reiseziel der österreicheische Baron von Morawitzky. Am 8. und 19. November passirten in der Richtung nach Breslau die vier Minister Graf Finkenstein, Graf Herzberg, Baron von der Schulenburg und von Görne. Ihnen folgten am 11. December der französische Gesandte Marquis de Vons und der sardinische Graf Fontana. Nach geschlossenem Frieden hatte am 21. und 24. Mai 1779 das nach seinen Garnisonen zurückkehrende Gardecorps Rast in Grünberg und Umgegend. Das Regiment Gardes du Corps lag in Grünberg und Heinersdorf. Am 24. Mai traf der Prinz von Preußen von Schweinitz her in Grünberg ein und fuhr in Begleitung des Herrn von Kalkreuth-Siegerdorf zur Besichtigung des 1759er Schlachtfeldes von Kay über Tschirzig dahin. Im November dieses Jahres stattete Minister von Hohn Grünberg einen Besuch ab und logirte in den „Drei Bergen“.

Am 3. September 1785 kam der Herzog von York in Begleitung des Bischofs von Osnabrück durch Grünberg und stieg in dem neuen Posthaus am Topfmarkt ab, das seit 1781 bestand.

Aus König kam Friedrich Wilhelm II. zum ersten Mal am 5. October 1786 früh 7¼ Uhr auf der Reise nach Breslau zur Huldigung durch Grünberg, eingeholt von 60 berittenen Bürgern, welche dem königlichen Wagen bis eine Viertelmeile vor der Stadt entgegen geritten waren und ihn bis über den Lawalldauer Berg begleiteten. Dem König folgte wenige Tage später der Minister von Hohn. Bereits am 17. October Abends nach 5 Uhr kehrte der König aus Schlessien zurück.

Am 14. August 1787 kam der König auf dem Wege nach Schlessien Nachmittags gegen 5 Uhr an und übernachtete im Logis des Obersten von Frankenberg in der Herrengasse. Früh 5 Uhr am nächsten Tage wurde die Reise fortgesetzt. Am 31. August Abends kehrte der König zurück, jedoch ohne Aufenthalt zu nehmen.

Auch im nächstfolgenden Jahre, und zwar an demselben Tage passirte der König auf der Reise nach Schlesien Grünberg. Vormittags war der Kronprinz durchgefahren, der noch bis Glogau kommen wollte, kurze Zeit vorher auch Prinz Ferdinand, der Oheim des Königs. Auch dies Mal nächtigte der König in der Herrengasse.

Am demselben Tage wie im Jahre vorher kehrte der König auch aus Schlesien zurück, fuhr Abends gegen 7 Uhr aber nur durch. Am Tage darauf folgte der Kronprinz, der in Freystadt übernachtet hatte und an diesem Tage noch Frankfurt an der Oder erreichen wollte. Dasselbe, fast in der gleichen Ordnung, wiederholte sich am 15. und 31. August 1789, nur mit dem Unterschied, daß der Kronprinz auf der Rückreise, und zwar im Landhause, nächtigte.

Vom 7. Februar 1791 Vormittag wird das Eintreffen des türkischen Gesandten Usmi Said Effendi und Gefolge in 18 Postwagen berichtet. Derselbe stieg beim Forst-Inspector Hahn ab, welcher das bis vor etwa zehn Jahren noch vorhandene Tischler Zänker'sche Haus in der Niederstraße bewohnte. Dem Gesandten zu Ehren veranstaltete Generalmajor von Frankenberg eine Festlichkeit auf dem neuerbauten Rathhause, zu der sich viele Fremde aus der nahen und entfernteren Umgegend eingefunden hatten.

Am 14. August 1791 Nachmittags 3 Uhr kamen der Kronprinz von Preußen und dessen Bruder Prinz Louis in Grünberg an, speisten in den „Drei Bergen“ und fuhren alsbald nach Glogau weiter. Der König folgte gegen 6 Uhr, übernachtete dies Mal aber im Hause des Bürgermeisters von Klimaszewsky (dem jetzigen Hellwig'schen; im Mai dieses Jahres war Generalmajor von Frankenberg gestorben). Am 24. August kam der Herzog von York, von den schlesischen Manövern zurückkehrend, durch Grünberg. König und Kronprinz nahmen dies Mal ihren Rückweg über Pillnitz, wo die über Krieg und Frieden entscheidenden Berathungen stattfanden. Nur Prinz Louis passirte am 3. September und frühstückte im Landhause.

Im Jahre 1792 war Minister von Soym zwei

Mal, am 13. Januar und 29. Februar, in Grünberg und stieg im Landhause ab.

Am 6. November 1793 traf der König, aus Südpreußen über Breslau kommend, in Grünberg ein, nächtigte beim Bürgermeister von Klimaszewsky und setzte früh 5 Uhr seine Reise nach Berlin fort.

Den kriegsgefangenen französischen General Lafayette sahen die Grünberger am 10. Januar 1794 auf der Reise nach Blag.

Am 20. und 21. September passirten getrennt die beiden königlichen Brüder, der Kronprinz und Prinz Louis, auf der Reise von Südpreußen nach Berlin. Beide übernachteten beim Kaufmann Seydel am Topfmarkt.

Den 25. September 1794 Nachmittags 1 Uhr kam der König aus dem Lager bei Warschau über Petrikau, speiste im Landhause in der unteren Stube und setzte nach einer Stunde seine Reise nach Berlin fort.

Nachdem König Friedrich Wilhelm II. am 16. November 1797 gestorben, hatten die Grünberger die Freude, den neuen Landesherrn und seine junge Gemahlin zuerst am 27. Juni 1798 zu begrüßen. Königin Louise kam einige Stunden vor ihrem Gemahl und reiste bald bis Crossen weiter. Der König traf um 6 Uhr ein und übernachtete bei Bürgermeister von Klimaszewsky.

Am 23. Juli 1800 erschien in Grünberg zu kurzem Aufenthalt der amerikanische Ministerresident am Berliner Hofe, Quincy Adams, welcher später Präsident der nordamerikanischen Freistaaten wurde. Er war auf einer Reise nach Schlessien begriffen, über welche er später angehende Berichte in Tagebuchform veröffentlicht hat. Das Grünberg angehende Capitel ist höchst interessant und wird am Schlusse dieses Buches einen Blag finden.

Am 15. August 1800 passirte König Friedrich Wilhelm III. wiederum, nahm das Nachquartier aber in Beuthen. Am 1. September kehrte er in Begleitung seiner Gemahlin und seines Bruders Heinrich aus Schlessien zurück. König und Königin logirten bei von Klimaszewsky, der Prinz im Landhause. Die Weiterreise fand früh 7 Uhr statt.

Am 17. August 1804 Abends 7 Uhr traf der König auf dem Wege nach Schlessien auf's Neue in Grünberg ein und übernachtete im von Climaszewsky'schen Hause. Ihm folgte Prinz Wilhelm, sein Bruder, der im Landhause abstieg. Vier Tage später traf auch Königin Louise ein und nahm im neuerbauten Hause des Oberst von Studnik auf der breiten Gasse (wahrscheinlich das dem Mannigel'schen Hause am Gränzeugmarkt gegenüberliegende) ein ursprünglich dem Könige zugedachtes Frühstück ein. Eigenthümlicher Weise hatte Frau Oberst von Studnik aus Befangenheit es nicht über sich vermocht, der Königin in ihrem Hause die Honneurs zu machen, sondern wenige Tage vor dem Eintreffen des hohen Gastes Grünberg verlassen. Die Königin muß dies erfahren und nicht sehr freundlich gefunden haben; denn als sie am 30. August Nachmittags 5 Uhr, wenige Stunden vor dem König, zurückkehrte, erklärte sie dem vor der Stadt zur Begrüßung sich meldenden Bürgermeister von Briesen, sie wolle nicht wieder im von Studnik'schen Hause absteigen, sondern vielmehr in dem für den König bestimmten Quartier. Nun hatte dies Mal gar nicht die Absicht bestanden, die Königin in dem von Studnik'schen Hause zu empfangen, sondern im Landhause, wo zur Bewirthung während des voraussichtlich kurzen Aufenthalts in Grünberg alle Anstalten getroffen waren. Der Wunsch der Königin aber galt selbstverständlich als Befehl. Bürgermeister von Briesen überbrachte voransprengend diese Dispositions-Änderung nach dem von Climaszewsky'schen Hause, wo sie gelinde Bestärkung hervorrief, weil die Bewirthung der Königin nicht vorgesehen war. Doch gelang es noch vor dem Eintreffen der Königin, die nothwendigsten Vorbereitungen zu treffen, wobei die Nichte von Climaszewsky's, Fräulein Julie Rauffmann (später Frau Senator Otto), ebensoviel Takt als Umsicht und Thatkraft entwickelte. Sie durfte der Königin delikaten in Grünberg gebackenen Streuselkuchen überreichen, ja sogar zum Mitnehmen einpacken und empfing in der liebendwürdigsten Weise den Dank des hohen Gastes. Es war das letzte Mal, daß Königin Louise in Grünberg weilte. Als sie nach kurzer Rast

weitergereist war, um an diesem Tage noch Crossen zu erreichen, traf der König ein und übernachtete nach alter Gewohnheit im von Klimaszewsky'schen Hause.

Es verging jetzt eine lange Zeit, in der namhafte Besuche in Grünberg nicht zu verzeichnen sind. Erst wieder am 2. September 1810 früh 9 Uhr kam der König von Berlin her durch Grünberg. Die neue Kunststraße Berlin-Breslau war damals bis zur Grenze der Mark Brandenburg bereits fertig. An diesem Punkte, bei Logau, war eine Ehrenpforte mit der Ueberschrift erbaut: „Froh begrüßt Schlesien den Ugeliebten“. Schon neun Tage später kehrte der König am Abend aus Schlesien zurück und übernachtete dies Mal beim Kaufmann Förster am Oberthor (von Klimaszewsky war wenige Jahre vorher gestorben).

Auf dem Wege über Breslau nach Teplitz zum Kurgebrauch traf am 5. August 1812 der König in Grünberg ein und übernachtete bei Förster.

Am 24. August blieben der Staatskanzler Fürst Hardenberg und seine Gemahlin zur Nacht in Grünberg.

Mit dem Anfange des Jahres 1813 begann auch für Grünberg eine bewegte Zeit. Am 25. und 26. Januar passirte der königliche Hofstaat bei seiner Uebersiedelung nach Breslau durch Grünberg. Die königlichen Kinder blieben hier über Nacht.

Am 31. Januar kam General von Tauengien durch Grünberg.

Am 21. März Abends 7 Uhr traf der König unter einer Begleitung von 50 Kosaken aus Breslau ein und übernachtete an der gewohnten Stelle. Bereits am 30. März kehrte er in Begleitung von General von Knesebek und Oberst von Wrangel von Berlin wieder zurück und setzte am Morgen des 31. März um 6 Uhr seine Reise nach Breslau fort.

Zu dem im besten Sinne „vornehmen“ Besuch dürfen wir auch die Schaaren Freiwilliger rechnen, welche in den ersten Monaten 1813 durch Grünberg kamen, um sich unter dem Wahlspruch „Mit Gott für König und Vaterland“ unter die Fahnen zu begeben.

Im April 1813 erschien der invalide Major von Lichnowsky in Grünberg, um den Landsturm in's Leben zu

rufen, der sich mit Flinten, Säbeln und langen Piken bewaffnete und aus 62 berittenen und 873 unberittenen Bürgern bestand.

In der Nacht vom 29. zum 30. October 1813 weilte der König auf dem Wege nach Breslau in Grünberg. Von da kehrte er bereits am 4. November in Begleitung des Prinzen Wilhelm, des späteren Kaisers, in der Richtung nach Berlin zurück und blieb wiederum zur Nacht. Bei der Abfahrt hörte die in respectvoller Entfernung um den Wagen versammelte Grünberger Jugend den König zu seinem Sohn sagen: „Kriech immer rein, Wilhelm!“

Am 4. und 5. Januar 1814 kehrte Prinzessin Charlotte mit den jüngeren königlichen Kindern aus Breslau zurück nach Berlin und übernachtete in Grünberg bei Förster.

Am 24. Juli war ebendort General York von Wartenburg zur Nacht.

Am 31. August 1814 Abends hatten die Grünberger die Freude, auf seiner Fahrt nach Breslau zum ersten Mal den Fürsten Blücher in ihren Mauern zu sehen. Er wurde durch Kanonendonner und das Läuten aller Glocken empfangen und von der Bürgergarde, Musik voran, eingeholt. Auf dem Topfmarkt bewillkommnete ihn eine junge Dame mit einem Gedicht, wobei sich der Scherz ereignete, daß der alte Haudegen, die kleine und zierliche Gestalt vor ihm für jünger schätzend, als sie war, die Dame emporhob und herzlich küßte, welches Quiproquo die treffliche, den ältesten Grünbergern wohlbekannte Dame sich übrigens Zeit ihres Lebens mit gutem Takt als eine Ehre gerechnet hat. Bei Dunkelwerden wurde die ganze Stadt illuminirt. Den Fenstern des Logis beim Kaufmann Förster gegenüber war eine ganze Wald-Decoration von Bäumen aller Art angebracht. Am Morgen des 1. September setzte Blücher seine Reise fort. Am 7. October traf er in Begleitung seines Sohnes wieder ein, speiste aber nur zu Mittag.

Am 18. September gegen 8 Uhr kam auch der König auf seiner Reise zum Wiener Congreß. Da er übernachtete, ehrte ihn die Stadt durch eine glanzvolle

Illumination. Dies Mal war die Wald-Decoration zur Verdeckung der unschönen Front des Salzmagazins (an Stelle des heutigen Gerichtsgebäudes) noch gelungener ausgefallen und auch in die Illumination hineinbezogen.

Mit großem Glanz, im langen Wagenzuge allein 14 sechsspännige und 7 vierspännige Wagen mit sich fahrend, er selbst in achtpänniger Karosse, kam am 23. Februar 1815 König Friedrich August von Sachsen auf der Reise von Berlin nach Bräun durch Grünberg und übernachtete beim Kaufmann Förster.

Am 29. Mai kehrte der preußische König vom Wiener Congreß zurück und blieb in Grünberg zur Nacht. Am 14. Juni folgten ihm Fürst Hardenberg und der Herzog von Württemberg, nebst Gefolge zur Nacht bleibend.

Der 23. October und 8. November dieses Jahres sahen auch den Kaiser Alexander von Rußland in Grünberg. Bei seiner ersten Anwesenheit auf der Reise nach Berlin wurde dem hohen Wirth des preußischen Königs ein glänzender Empfang zu Theil. Rathsthum sowie alle Bürgerhäuser waren bei der am Abend erfolgenden Ankunft erleuchtet. Es wurden alle Glocken geläutet und Böller gelöst. Die Bürgergardisten bildeten Spalier. Eine Anzahl weißgekleideter junger Mädchen streute dem nur auf kurze Zeit zur Einnahme einer Mahlzeit im Förster'schen Hause abtretenden Kaiser Blumen. Im Gefolge des Kaisers befanden sich Fürst Wolkowsky und York von Wartenburg. Sowohl am Sandschlage als am Oberschlage waren Ehrenpforten erbaut, die erstere mit der Inschrift: Alexandro pio forti constanti. Beide Ehrenpforten blieben bis zum 8. November stehen, wo der Kaiser auf dem Wege von Berlin nach Warschau um 9 Uhr Abends passirte, um diesen Abend noch Freystadt zu erreichen. (In Freystadt begegnete dem Kaiser das Unglück, mit seinem Wagen umgeworfen zu werden.)

Am 18. März 1816 war Fürst Blücher, mit neuen Lorbeeren geschmückt, zum zweiten Mal in Grünberg und wurde wiederum jubelnd empfangen. Er übernachtete und setzte am nächsten Morgen seine Fahrt

nach Freystadt fort. Zum dritten Mal übernachtete der Gefeierte am 1. October 1816 in Grünberg, zum vierten und letzten Mal den 6. Mai 1818.

Den 28. September 1818 passirte Kronprinz Friedrich Wilhelm in der Richtung nach Breslau.

Nicht früher als am 4. November 1820 kam der König wieder. Es geschah auf der Reise zum Troppauer Congreß. Er übernachtete wieder im Hause des inzwischen verstorbenen Commerzienraths Förster. Bereits am 24. November lehrte der König in der Richtung nach Berlin zurück.

Von hier ab versagen die regelmäßigen Chronologischen Nachrichten über vornehmen Besuch. Obgleich es seit 1. Juli 1825 eine Localpresse in Grünberg gab, enthält dieselbe in den ersten zwanzig Jahren ihrer Existenz von Grünberger Vorkommnissen fast gar nichts. Ihrer Aufgabe, die bis dahin freiwillig von einzelnen Bürgern geführte Local-Chronik zu ersetzen, scheint sich die Grünberger Presse erst später bewußt worden zu sein. Man schien anzunehmen, daß es überflüssig sei, über Localereignisse zu berichten, die jeder Grünberger doch miterlebt hatte. So klappt thatsächlich eine schwer auszufüllende Lücke in Mittheilungen über Tagesereignisse aus der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts. Was wir nachstehend bringen, hat deshalb keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit. Es ist theilweise „Grünbergs Geschichte von einem Grünberger Tuchfabrikanten“ oder der mündlichen Ueberlieferung, theilweise den Aufzeichnungen des Tuchmachers Gustav Fiedler (am Gottesacker) entnommen, welche bis 1877 geführt sind. Bei allem Fleiß der Zusammenstellung letzterer Nachrichten entbehren dieselben doch der Gründlichkeit, mit welcher die Reichesche Chronik anscheinend fast täglich nachgetragen ist, während Fiedler seltener gebucht hat, vielleicht nur in größeren Zeitabschnitten, zuweilen auch erst am Jahreschluß.

Im Herbst 1828 übernachtete König Friedrich Wilhelm III. mit seiner zweiten Gemahlin, der Fürstin Liegnitz, zwei Mal in Grünberg. Zugleich reisten fast sämtliche Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses durch die Stadt.

Am 5. Juni 1829 übernachteten Kaiser Nicolaus von Rußland und seine Gemahlin in Grünberg, bei welcher Gelegenheit sich die letztere daran erinnerte, daß sie in dem gleichen Quartier zwei Mal bereits als junge Prinzessin gewohnt habe.

Am 21. und 22. October 1832 wohnte der aus Frankreich vertriebene König Karl X. auf seiner Reise von Frankfurt a. D. nach Prag, wo er später längeren Aufenthalt nahm, unter dem Incognito eines Grafen von Pontieux im Gasthof „zu den drei Bergen“. In seiner Begleitung befanden sich die Herzöge von Ungoulême, von Blacas und von Bolognac, sein Beichtvater Abbé Bouard und sein Leibarzt Dr. Bougon. Am 23. October folgte auch der jugendliche Enkel des Königs, der Graf von Chambord, begleitet von Baron de Dumas, Marquis de Foresta und seinen Lehrern Abbé de Maligni und de Barante. Der Besitzer der „drei Berge“, Citner, hat die Erinnerung an diesen seltenen Besuch durch eine silberne Platte festgehalten, die an einem Pfeiler der Treppe angebracht ist. Dem König voran war ein großer, von 4 Pferden gezogener Küchenwagen erschienen, die königliche Küche nebst deren Chef bergend. König Karl erschien im zweifßigen, von 6 Pferden gezogenen und von 2 reitenden Postillonnen gefahrenen Reisewagen, der mit gelbem Sammet ausgeschlagen war und vorn keinen Kutschbock, sondern nur eine einzige große Spiegelscheibe hatte.

Während der letzten zehn Jahre seines Lebens kam König Friedrich Wilhelm III. auf seiner gewohnten Badereise nach Warmbrunn öfters durch Grünberg, übernachtete aber seltener als sonst, weil die verbesserten Communicationen schnelleres Reisen gestatteten. Un erwartet wurde im September 1835 Nachtquartier für den aus Warmbrunn heimkehrenden König angesagt. Ein unglücklicher Zufall wollte indessen, daß sein alter Quartierwirth wenige Tage vorher seine neue Wohnung vor dem Lavaldauer Schlage bezogen hatte. Da der königliche Kämmerer Thimm für diesen Fall ohne Instruction war, so entsandte Förster eine Citafette nach Warmbrunn und bat den König um die Gnade seines Besuchs in der neuen, schöneren Wohnung; doch

lehnte der in seinen Gewohnheiten sehr conservative König die Einladung ab. Förster räumte nun in aller Eile wieder in das alte Quartier um und benachrichtigte hiervon höchsten Ortes, aber erfolglos, weil der König inzwischen Befehl erteilt hatte, Quartier in den „drei Bergen“ zu bestellen. Der König scheint später nicht mehr nach Grünberg gekommen zu sein; wenigstens besagen die darum befragten Aufzeichnungen der „drei Berge“ nichts hierüber.

Am 30. August 1841 kam auf seiner Reise nach Schlessien König Friedrich Wilhelm IV. nebst Gemahlin nach Grünberg und stieg im Grempler'schen Hause am Postplatz ab. Sein Empfang durch die Grünberger war ein ganz besonders festlicher. Alle Gewerke zogen mit ihren Fahnen und Emblemen auf; Abends fand allgemeine Illumination statt. Am nächsten Tage stattete der König der Herzogin von Dino in Gänthersdorf einen Besuch ab, kehrte von da aber nach Grünberg zurück und genehmigte ein Frühstück im Grempler'schen Hause. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich der Scherz, daß ein eifriger Lobredner des heimischen Gewächses dem König, welcher den ihm credenztgen und soeben gekosteten Grünberger Wein lobte, in glücklicher Selbstvergessenheit die Versicherung gab: „Majestät, und der ist noch nicht einmal vom besten!“ Nach aufgehobener Tafel machte der König noch eine kurze Rundfahrt durch die Stadt (Buttergasse, um den Ring herum und durch die Oberthorstraße zurück). Für die Armen der Stadt hinterließ der König bei seiner Abreise 100 Friedrichsd'or.

Friedrich Wilhelm IV. ist später nur einmal noch nach Grünberg gekommen. Es war am Vormittage des 26. September 1854. In Schlessien hatten während des übermäßig nassen Sommers große Ueberschwemmungen stattgefunden. Um den Schaden zu besichtigen und für die zu treffenden Maßnahmen ein eigenes Urtheil zu gewinnen, besuchte der König die betroffenen Districte. In Grünberg nahm er keinen Aufenthalt, sondern fuhr nach kurzer Begrüßung durch die Behörden in der Richtung nach Wartenberg im offenen Wagen weiter. Eine damals viel besprochene Folge dieser Königsreise

war die Anordnung eines besonderen Buftages für die Provinz Schlefien.

Kaiser Wilhelm ift, wie wir gefehen haben, als Prinz manchmal in Grünberg gewesen, zuletzt am 4. Juni 1842. Als König und Kaiser ift er nur ein einziges Mal — am 9. September 1875 Mittags einige Minuten nach 12 Uhr — mit der Bahn in langsamem Tempo vorübergefahren.

Kaiser Friedrich und der jetzt regierende Kaiser haben niemals Grünberg befucht, ebensowenig Fürft Bismarck und Graf Moltke, wogegen Graf Caprivi Grünberg am 18. September 1892 mit feinem Befuch beehrt hat. Unsere gute Stadt liegt jetzt, weil fie die Eisenbahnverbindung erft spät erhalten und der Verkehr inzwischen andere Wege eingeschlagen hatte, etwas abseits vom großen Weltverkehr und muß fich in ihr Schickfal ergeben. Daß fie dieser Umstand nicht hindert, materiell räftig fortzuschreiten, beweist die Entwicklung der letzten Jahre. Kaiser und Könige vorübergehend zu beherbergen, ift ihr nicht mehr befchieden; vor Kurzem aber hat der erste deutsche Kaiser im Bilde wenigstens auf dem nach ihm benannten Plage in Grünberg eine dauernde Heimstätte gefunden!

11. Was einige alten Häuser Grünbergs zu erzählen wissen.

Es ift anscheinend erft seit etwa 100 Jahren in Grünberg Gebrauch geworden, an den Häusern das Jahr ihrer Erbauung über Thür oder Thorweg oder an anderen gut fichtbaren Stellen, zuweilen auch in der Wetterfahne, anzubringen. Soviel Verfaffer ermittelt hat, geht mit einer später zu nennenden Ausnahme keine dieser Jahreszahlen bis vor 1750 zurück. Aus diesem Grunde ift es sehr schwierig, festzustellen, welches etwa das älteste Haus der Stadt ift. Bei den verheerenden Bränden, von denen Grünberg fast in allen seinen Theilen im 16. und namentlich im 17. Jahrhundert heimgefucht worden ift, mögen Häuser, die älter

als 250 Jahre sind, überhaupt nicht mehr vorhanden sein. Zu den ältesten zählten wahrscheinlich einige Häuser in der äußeren Grünstraße und der Niederstraße, welche im Lauf der letzten 50 Jahre, die letzteren erst vor wenigen Jahren, verschwunden sind. Von ihnen galt, was glaubhaft berichtet wird, daß nach dem dreißigjährigen Kriege ihre große Armut den Grünbergern verbot, niedergebrannte Häuser wieder aufzurichten, und daß viele Weinbergshäuser aus diesem Grunde in die Straßen der Stadt übersiedelt wurden. Diese letzten Zeugen einer traurigen Zeit sind nun wohl alle verschwunden. Was noch an Fachwerkhäusern besteht, ist jüngerer Datums; die hochgiebligen, gewöhnlich massiven und einstöckigen Häuser, deren Typus so häufig wiederkehrt, gehören zumeist der Zeit von 1785 bis 1818 an, die — wie wir öfters hervorzubringen Anlaß hatten — für Grünberg, mit kurzer Unterbrechung durch den Krieg von 1806, eine günstige war, in der viel gebaut wurde. In dieser Zeit sind auch die Anfänge der Neustadt entstanden, welche durch den Ausbau der beiden Bahnhofstraßen und ihrer Nachbarschaft gegenwärtig von den Grünbergern bevorzugter Baugrund ist.

Das oben erwähnte Grünberger Haus, welches eine ältere Jahreszahl als 1750 trägt, ist das Hofrichter'sche Haus, Ecke Ring und Oberthorstraße. Es zeigt an seinem Giebel zwei bunte Wappenschilder, über dem einen den Namen H. B. Arnoldt, über dem andern D. B. A. G. B. Jahn und unter den Wappenschildern die Jahreszahl 1682.

Eines der ältesten vorhandenen Häuser ist ohne Zweifel das schon öfters genannte Landhaus, das jetzt Julius Beltner'sche Haus in der Breiten Straße. Die Chronik berichtet darüber, daß am 18. August 1663 zwischen den Grünberger Kreisständen und dem Grünberger Magistrat Vereinbarung über den Platz zur Erbauung eines Landhauses getroffen und diese Vereinbarung höheren Ortes am 10. Februar 1667 bestätigt worden sei. Es wurde der Platz gewählt „zwischen dem schwarzen Adler und Hirte's Vorwerk, worauf bis dahin das hausfällige Arnold'sche Haus gestanden“. Der

„Schwarze Adler“ war im Jahre 1662 von Tobias Bernesky, früherem kaiserlichen Wachtmeister, auf einer „Brandstätte“ erbaut worden. Hierüber existirt noch ein Document vom 13. Februar 1663, welches die Unterschrift des Kaisers Leopold trägt und dem pp. Bernesky in Anerkennung 18jähriger treuer Kriegsdienste die Erlaubniß ertheilt, daß er „in solcher seiner neu-erbauten Behausung Bier- Brandt- und Landwein ohne Männigliches Hinderung ausshenken, auch die über Land reisende Gäste darinnen ungehindert bewürthend beherbergen könne und möge“. Von den späteren Schicksalen dieses Gasthofes wissen wir, daß derselbe 1787 vom Koch Hering an pp. Brand für 1180 Thaler verkauft wurde. Schon ein Jahr später erwarb Fehner den Gasthof für 1200 Thaler und baute einen Saal an, der am 15. November 1792 mit Freiconcert und Ball eingeweiht wurde. Der älteste, angeblich schon im Reformationszeitalter vorhandene Gasthof war der „zur Hoffnung“, welcher an der Stelle des heutigen Grempler'schen Hauses stand und von den ältesten lebenden Grünbergern auch noch gesehen worden ist.

Der beschlossene Bau des Landhauses scheint sich sehr verzögert zu haben; denn noch vom 2. December 1689 wird gemeldet, daß zwischen den Grünberger Kreisständen und dem Magistrat wegen Erbauung des Landhauses ein aus 9 Punkten bestehender Vergleich geschlossen worden sei, der am 16. Januar 1690 durch den Landeshauptmann Grafen von Nostitz Bestätigung fand. Es geht hieraus nicht hervor, ob der Bau schon ausgeführt war oder demnächst ausgeführt werden sollte. Das Letztere ist das Wahrscheinliche; man wird deshalb als Jahr der Erbauung des Landhauses 1690 ansehen dürfen. Als Landhaus bestand dasselbe bis 1785, wo es unter Zugrundelegung einer Taxe von 3290 Thalern und 330 Thalern für das Hintergebäude in königlichen Besitz überging. Wie es mit seiner veränderten Bestimmung vereinbar war, daß am 10. April 1793 die Tiege-Weise'sche Hochzeit in den Räumen des Landhauses stattfand, ist nicht ersichtlich. Daß es zu dieser Zeit noch immer als das vornehmste Haus der Stadt galt, geht u. U. daraus hervor, daß an seiner Seite

1794 der erste große Röhrtrog aufgestellt wurde, den man 1800 bereits durch einen größeren ersetzte, und daß die erste Laterne der Grünberger Straßenbeleuchtung 1803 zwischen dem Landhause und dem gegenüberliegenden des Tuchhändlers Mannigel über die Straße gehängt wurde. Vor dem Hause standen damals zwei mächtige Linden, deren eine bereits 1794 entfernt werden mußte, weil sie morsch geworden. Im Jahre 1816 fand ein vollständiger Umbau des Hauses statt, weil es zur Aufnahme des Stadt- und Landgerichts hergerichtet wurde, das 1817 unter dem Präsidio des Justizdirectors Walter seinen Einzug hielt. Dem Gericht genügten diese Räume bis nach Einführung der Schwurgerichte, für deren Sitzungen vorübergehend in dem 1840 gebauten Inquisitoriat Räume eingerichtet werden mußten. Erst mit der vollständigen Uebersiedelung des Gerichts in das neue Gerichtsgebäude (dessen Grundstein am 1. Juni 1855 gelegt worden war) im Jahre 1857 wurde das alte fiskalische Haus zu anderer Verwendung frei und, da sich solche nicht fand, im Jahre darauf an den gegenwärtigen Besitzer verkauft.

Ueber das Schicksal des Rathhauses haben wir im dritten Capitel bei Gelegenheit der Brände vielfach zu berichten Anlaß gehabt. Das wiederholte Rathhaus jetzt an dieser Stelle steht, ist indessen nicht mit Zuverlässigkeit zu ermitteln. Wenn wir die Nachrichten der Chronik als vertrauenswürdig annehmen, ist das Rathhaus 1456, 1582, 1627 und 1651 total abgebrannt. Da es jedes Mal wiedererrichtet und zuletzt 1788 und 1789 ohne vorangehenden Brand von Grund aus neu erbaut wurde, so wäre der jetzige Bau der sechste an der Stelle. Ueber diesen letzten Bau wird gemeldet, daß 1788 damit durch Abbruch des Giebels des alten Hauses der Anfang gemacht wurde. 1789 folgte die an der Gasse des Rathhauses dem Kornmarkt gegenüber liegende alte Hauptwache, und im Laufe dieses und des folgenden Sommers erstanden sowohl das neue Rathhaus, als die neue Hauptwache. Es deutet auf eine kleine Spannung zwischen Garnison und Bürgerschaft, daß unterm 14. August 1790 der Chronist berichtet:

„die neue Hauptwache wird in Abwesenheit der Bürgerschaft mit Pauken und Trompeten bezogen“. Daß die erste größere Festlichkeit in den Räumen des neuen Rathhauses dem türkischen Gesandten zu Ehren stattfand, haben wir schon im vorigen Capitel erzählt; doch ist nicht etwa aus diesem Anlaß der Halbmond in das über dem Mitteleingang angebrachte Stadt-Wappen gelangt. Er war schon seit lange darin, wahrscheinlich zur ehrenvollen Erinnerung an Siege über den Halbmond. Die dem Gesandten der hohen Pforte erwiesene Aufmerksamkeit ist bezeichnend für den Umschwung der Dinge innerhalb hundert Jahren. Der gefürchtete Erbfeind im Osten hatte inzwischen den von ihm für Westeuropa ausgehenden Schrecken eingebüßt. Hundert Jahre früher würde man seinem Gesandten in einer Provinzialstadt keine Feste veranstaltet haben.

Wo die Post in Gränberg zuerst ihr Heim aufgeschlagen, hat nicht ermittelt werden können. Daß ein Postamt bereits im 17. Jahrhundert in Gränberg vorhanden war, geht aus dem Bericht über die Hexenproceße hervor, in denen „Posthalter“ Arnold eine Rolle spielt. (Wir kommen in einem Anhange auf die Nachrichten zurück, welche über den Gränberg betreffenden Postenlauf Breslau-Berlin vorhanden sind. Diese Post ist Mitte September 1662 eingerichtet worden.) Am 1. August 1781 übersiedelte die Post in das 1777 neu erbaute Senftleben'sche, später Mannigel'sche, jetzt Ilmer'sche Haus in der Herrengasse, worin auch bis zu seinem Tode General von Frankenberg wohnte. Wann sie von hier verlegt worden ist, hat sich nicht feststellen lassen. Wahrscheinlich geschah es bei einem der Besitzwechsel des Senftleben'schen Hauses, das 1800 an den Tuchhändler Christian Gottlob Röstel, 1806 an den Tuchhändler Samuel Hennig überging. 1816 war nach einem vorliegenden Plane von Gränberg die Post schon an ihrer heutigen Stelle. Hier wurde 1822/23 der fiskalische Neubau errichtet, welcher bis 1869/70 die Post beherbergte. Es war dies ein zweistöckiges Haus mit hohem Dach, der Giebel nach der Oberstraße gerichtet. 1869 wurde das alte Haus bis auf den Grund niedgerissen, weil der Schwamm

hineingerathen war. Während des Neubaus, zu dessen Vergrößerung das Nachbargrundstück des Färbers Decker vom Postfiscus hinzugekauft war, sand die Post Unterkommen im damals Seydel'schen, jetzt Lange'schen Hause, Ecke Postplatz und Breite Straße. Das von der Westseite des Postplatzes verschwundene Decker'sche Haus war ein hohes, schmales Haus mit nach dem Plage gerichtetem, sehr spitzem Giebel, das in mehr als einem Betracht einen originellen Anblick bot. Es lag, wie auch das alte Posthaus, in der Fluchtlinie des Dehmel'schen Hauses, welches gegen die neue Fluchtlinie bekanntlich stark vorspringt, und war als das Haus eines Färbers schon dadurch kenntlich, daß es meist in grellen Farben, gewöhnlich rosa, getüncht war und fast immer rothe und grüne Wollengarne, wie die ländliche Bevölkerung sie gern kaufte, vor der Thür baumelten. Auch waren rechts und links der alterthümlichen Thür, die aus einem obern und untern Lid bestand, in Mauernischen Sitze angebracht, auf denen nach Feierabend und an Sonntagen das würdige Decker'sche Ehepaar sich zeigte — der Volkswitz meinte, das Paar habe sich im Laufe der Jahre in die Ecken hineingesessen — er als Färber durch den bläulichgrauen Ton seines Haupthaares kenntlich, den das graue Haar alter Blaufärber fast immer annimmt. Vor den Thüren zu sitzen war damals noch allgemeine Sitte in Grünberg. Vor vielen Häusern standen Bänke, und Niemand fand es anstößig, wenn zu größerer Behaglichkeit der bequeme Hausbrod angelegt und die lange Weife angesteckt wurde. Vergangene, gemüthliche Zeiten!

Die heute noch „Neue Häuser“, lange Zeit Gnaden-Häuser genannten, je 7 in einer Reihe stehenden Häuser in der äußeren Grünstraße und an der Breiten Straße verdanken ihre Entstehung der Fürsorge des großen Königs für die Grünberger Tuchmanufactur. Die erste Reihe wurde 1781 erbaut und 1782 bezogen, die andere 1782 und 1783. Es ist auf eine Anregung des Königs zurückzuführen, daß das Material für diese Häuser zu einem großen Theil der alten Stadtmauer entnommen wurde, die man zeitig im Jahre 1781 abzubrechen anfing. Auch

die Einrichtung, daß jede Fabrikantenstube ihr eigenes Hypothekensolio empfing, um sowohl die erste Erwerbung als künftigen Eigenthumsübergang zu erleichtern, ist dem König zu verdanken. Ein drittes zur Ausnahmeh von 4 Fabrikanten bestimmtes Haus ließ der König auf Staatskosten am alten Dreifaltigkeitskirchhof erbauen. Dieses lange Zeit unter dem Namen „Commende“ bekannte Haus wurde im Capitel „Der alte Fricz in Grünberg“ erwähnt.

Von den Schulhäusern ist die Friedrichschule, welche 1768 und 1769 gebaut wurde, das älteste, nächstdem die 1795 erbaute Frisch'sche Knaben-Armenschule, welche seit einigen Jahren ihrer früheren Bestimmung entzogen ist. Alle anderen Schulhäuser gehören diesem Jahrhundert, ja mit Ausnahme des katholischen Schulhauses, das 1818 errichtet wurde, erst den letzten 50 Jahren an. Ein älteres Schulhaus in der Mittelgasse ist inzwischen verkauft worden. Die Mädchenschule am Neumarkt steht an der Stelle des früheren Todtengräberhauses, das gleich bei Aufgabe des Kirchhofes zur Mädchenschule eingerichtet wurde. Das jetzige Haus ist erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts entstanden. Lange Zeit waren städtische Schulen in Mietzräumen, wie in der dem Tuchmachergewerk gehörigen früheren Spinnschule in der Niederstraße untergebracht. Die Mädchen-Armenschule befand sich, bis sie in die Volksschule aufging, in dem Stiftungsgrundstück an der Langen Gasse. Hier lebte der würdige Lehrer Büschel, dessen Andenken in Ehren bleiben wird.

Das heutige Schützenhaus ist das dritte, welches die Gilde seit ihrer 1578 erfolgten Gründung besessen hat. Das älteste stand hart am Niedertbor an der Stelle der Menzel'schen Färberei. Der Schießgraben, Pärchen oder Zwinger genannt, erstreckte sich längs der Lunge bis über die Zöllichauer Straße hinweg, an der Stadtmauer entlang. Wann diesem ältesten Schießhause, das bis Anfang dieses Jahrhunderts als sogenanntes „kleines“ Schießhaus im Besitz der Gilde war, das „große“ vor dem Vawaldauer Schläge beigefügt worden ist, das über die jetzige Breslauer Chaussee hinweg etwa an

der Stelle des Gasthofs „zur goldenen Traube“ bis 1817 stand, ist nicht genau zu ermitteln. Das Schießen auf große Distanzen so dicht am Mittelpunkt der Stadt war bei der Ausdehnung der Vorstädte wohl unverträglich mit der Sicherheit geworden. Das älteste Schießhaus ist zwei Mal (1582 und 1651) von Feuer heimgesucht worden, scheint aber nicht zerstört worden zu sein, wenn man einem Bericht der Schützengilde an den König vom 16. September 1797 in diesem (für den Bericht unwesentlichen) Punkte Vertrauen schenken darf. Es heißt da: „Wir besitzen seit 1578 einen Theil des an der Stadtmauer gelegenen sogenannten Zwingers und daran ein an das Stadt-Niedertbor angebautes Häuschen, in welchem der Schießhauswirth wohnt und den Bierschank exercirt. Jeden Monat im Sommer wird auf diesem Plage um einen silbernen Löffel, der für uns auf dem Kammerei-Stat ausgelegt ist, aus einem ebenfalls an das Niedertbor angebauten offenen Schuppen aus gezogenen Röhren geschossen. Außer diesem besitzen wir vor der Stadt an der Breslauer Poststraße noch ein sogenanntes weites Schießhaus, in welchem die Hauptschießen verrichtet werden, als das Schießen zu Pfingsten um den König, zu Johanni um den Becher u. s. f.“ In dieser Eingabe wird der König um die Erlaubniß gebeten, beide Schießhäuser verkaufen zu dürfen, um ein neues, den Verkehr an der Poststraße von der bestehenden Unsicherheit befreiendes, massives Schießhaus an der Frehstädter Straße, hinter den neuen, auf königliche Kosten erbauten Fabrikantenhäusern errichten zu können. Diese Bitte wurde mit Rücksicht auf den gewählten Platz für das neue Schießhaus rund abgeschlagen, aber anheimgestellt, einen andern Platz in Vorschlag zu bringen. Als solchen beschloß die Gilde Ende 1797, die an der Drentkauer Straße gelegenen Acker des Rottstock'schen Vorwerks vorzuschlagen. Es bedurfte aber noch langer Zeit, bis jede Schwierigkeit beseitigt, jener Platz genehmigt und der Erldß aus den beiden alten Schießhäusern der Gilde zugesprochen war. Der Parthen an der Stadtmauer wurde parzellirt, beide Schießhäuser günstig verkauft. Aus der Unfälligkeit des öffentlichen Verkaufs gehen aber die Be-

schaffenheit beider Häuser folgende Einzelheiten hervor:
 „Das große Schießhaus besteht aus einem hölzernen, mit Schindeln gedeckten und mit Ziegeln ausgeflochtenen Gebäude, was inwendig weiter nicht ausgebaut, als daß der Fußboden gediebt ist, wozu so breit als das Haus eine Säulenhalle nach der Scheibe zu gehört
 Das kleine Schießhaus besteht aus einem massiven Gebäude mit Schindeldach, worin 2 Stuben und ein kleiner Keller befindlich sind, desgleichen aus einem mit Schindeln gedeckten Schuppen, unter welchem zeitber die Schützen bei den ordinären Schießen sich aufgehalten; auch gehört dazu der ganze Grasgarten vom Niedertbor bis an die Rawalder Gasse.“

Am 21. Januar 1804 wurde mit den Besitzern des Rottstock'schen Vorwerks — Tuchhändler Abraham Traugott Schulz, Fleischhauer Jer. Sig. Chrus, Destillateur David Abraham Heinrich und Bäckeroberältester August Schönknecht — die Abtretung des nöthigen Terrains an der Drentkauer Straße gegen ablösbare Erbpacht vereinbart und der Besitzer Bäsler, von dem ein Stück Land erfordert wurde, durch einen andern Acker abgefunden. Am 6. Februar beschloß die Gilde den Neubau, wozu die Stadt bedeutende Beihilfe durch Baumaterialien gewährte, und betraute das Vorstandsmitglied Kaufmann Förster mit der Oberaufsicht über den Bau. Am 18. Juni wurden die vorgelegten Baupläne einstimmig genehmigt. Das erste Schießen im neuen Schießhaus fand am 22. April 1805 statt. Erster Pächter war der Ressourcenwirth Ulrich aus Züllichau gegen eine Jahrespacht von 80 Thalern, die sich nach Erwirkung einer Billard-Concession um 20 Thaler besserte. Von 1810 bis 1814, wo er den Gasthof „zum schwarzen Adler“ kaufte, war Kolzhorn Pächter. Seit 1809 mußten die Adnigischeiben dem Schießhaus überlassen werden. Allem Anschein nach war damals ein frisches Leben in der Schützengilde, wozu die für das Hauptgewerbe gute Zeit das Ibrige beigetragen haben mag. Als 20 Jahre später die gute Zeit in ihr Gegentheil umgeschlagen war, litt darunter auch die Schützengilde und stand vor der Nothwendigkeit, ihr Grundstück zu verkaufen und sich aufzulösen. Es

gelang aber 1833, diese schlimmste Eventualität abzuwenden und die Gilde unter Ordnung ihres Schuldenwesens neuzubegründen. Seitdem hat die Gilde einen großen Aufschwung genommen und befand sich im besten Flor, als sie 1878 ihr dreihundertjähriges Jubiläum unter der allgemeinsten und freudigsten Theilnahme beging. Möge sie weiter wachsen und gedeihen!

Eine noch ungelöste geschichtliche Frage knüpft sich an das seit „unvordenklicher“ Zeit bestehende Recht des jeweiligen Schützenkönigs, in bestimmten Teichen des Oberwaldes zu fischen. Sind diese Teiche übereinstimmend mit „Baldermann's See“, den zu besischen sich beim Uebergang des Oberwaldes in den Besitz der Stadt 1429 Herzog Heinrich von Glogau als sein Recht vorbehielt? Dies Recht bestand als Regal noch, als 1596, wie im Capitel 3 gezeigt, die Regalien durch Kaiser Rudolf an die Stadt Gränberg abgetreten wurden. Es ging somit auch an die Stadt über. Hat damals in einer Unwandlung von Großmuth und Humor der Rath von Gränberg dies materiell nicht bedeutende Recht an den jeweiligen Schützenkönig abgetreten, um das „Regal“ in dieser Form zu verewigen? Es dünkt dem Verfasser nach Lage der Sache sehr wahrscheinlich. Den Beweis können nur die Akten der Commune oder der Gilde erbringen. Es ist nicht ganz müßig, danach zu forschen!

Von dem früheren Besitz des Tuchmachergewerks in Gränberg, der zur Zeit der Blüthe der Tuchmacherei recht bedeutend war, ist innerhalb des alten Theiles der Stadt gegenwärtig nichts mehr Eigenthum des Gewerks. Jahrhunderte lang war es das Grundstück an der Niederstraße, das auch heute noch im Volksmunde die Spinnshule heißt. Hier stand, ehe im vorigen Jahrhundert das gegenwärtige Haus errichtet und als Spinnshule benutzt wurde, das Färbehauß der Tuchmacher. Die nahe Lunze gestattete die Spülung. Die Erwerbsdocumente dieses Grundstücks fehlen leider, während sich andere Erwerbsdocumente, wie das der Brettwalke (16. August 1601) und der Schneidewalke (30. August 1621) noch vorfinden. Das Spinnshul-Grundstück hat seit dem Aufhören der Handspinnerei,

die darin gelehrt wurde, viele Wandlungen durchgemacht. Hier war seit 1847 mehrere Jahre die Robde'sche Knabenschule, welche 6 Jahre später in der neubegründeten Realschule aufging. Dann befanden sich hier längere Zeit städtische Elementarschulen, seit 1868 die Muster-Webe- und Fabrikanten-Schule, die später leider einging, zuletzt der Englische Club. Zu den Grundstücken des Tuchmachergewerks gehörte früher auch die Schaubude, welche die nordwestliche Ecke des Häuserblocks in der Mitte des Ringes einnahm, ihre Front also gegen Westen lehrte. Es war ein hoher, massiver Bau, der, zuletzt als Speicher benutzt, 1854 von der Stadt für 800 Thaler angekauft und dann abgerissen wurde. Ueber der Thür der Schaubude war dasselbe steinerne Wappen des Tuchmachergewerks angebracht, das jetzt über dem Eingang der Gewerksfabrik prangt und bis zur Errichtung der letzteren in der Spinnschule Aufstellung gefunden hatte.

Neben der Schaubude, nach dem Rathhause zu, stand ein schmaleres, 5 Stock hohes Haus, zuletzt der verwittweten Tuchscheerer Wilhelmine Nitschke geb. Groß gehörig und 1857 für 650 Thaler von der Stadt erworben. Daran schloß sich das Accise-Gebäude (Mehlwaage) und dann folgte, sich südlich an das Rathhaus anlehnend, ein offener Durchgang, theilweise überwölbt, nach der Ostseite des Ringes zu, der „Brotbank“ hieß. Von der Ostseite eintretend, fand man 2 Bäckerbuden und unter dem Gewölbe eine lange Tafel — Ladentisch —, auf der die Waaren ausgelegt waren. Etwa in der Mitte dieses Durchganges zweigte sich nach Norden rechtwinklig eine andere schmale Gasse oder vielmehr ein schmaler durch Thor geschlossener Hof ab, in welchem die Fleischerbuden — Scharren genannt — standen. Unter dem Gewölbe der Brotbank befand sich auch der Pranger. Die eingemauerten Halßeisen sind erst mit Abtragung der Gebäude verschwunden. Ob in dem lichten Theil dieses Durchganges auch die Staup säule stand, über deren Errichtung früher Mittheilung gemacht wurde, hat nicht ermittelt werden können. — Das Thor war westlich flankirt durch ein sich an die Schaubude schließendes Spritzenhaus (früher

Militärarresthaus), östlich durch das Rumppe'sche Haus, welches somit die Nordostecke des Häuserblocks bildete. Daran schloß sich nach Süden ein altes Bräuhaus, das um dieselbe Zeit wie Schaubude, Nitschke's Haus, Accisegebäude und Rumppe'sches Haus, nämlich 1857 abgebrochen wurde. Das heutige Polizei- und Rassengebäude wurde in der Folge auf einem Theil des so freigelegten Platzes errichtet, der andere Theil wurde zur Erweiterung des Ringes benutzt, der vorher an seiner Nordseite so schmal war, daß kaum 2 Wagen einander ausweichen konnten.

Eine an Wandlungen reiche Vergangenheit hat das Grundstück, auf dem heute die Schlesiſche Tuchfabrik von Reinhold Wolff und das Förster'sche Wohnhaus stehen. Der erstgenannte Theil, zu dem auch der Platz, worauf das Förster'sche Wohnhaus steht, einschließlich des Vorplatzes an der Straße, gehörte, trug den Namen „Scheunenhof“ und wurde aus dem Erbe des Elias Adam Schönknecht im Jahre 1747 durch den Holzhandlungsfactor Joh. Gottl. Dehmel und die Anna Rosina Schönknechtin geborene Weigbtin, Wittwe des Erblassers, je zur Hälfte, um den Preis von 387½ Thaler angekauft. Auf dem Grundstück werden als damals vorhanden angeführt: Wohnhaus, Vorderhäusel, Scheune und Stallung. Das Wohnhaus stand an Stelle des Förster'schen Wohnhauses. Es scheint später — wann, ist nicht auffindbar, wahrscheinlich zwischen 1763 und 1776 — durch Anlage eines geräumigen Kellers erweitert worden zu sein. Dieser Keller ist noch heute unter dem Förster'schen Hause vorhanden und erweist sein größeres Alter dadurch, daß er eine andere Fluchtlinie hat, als das Wohnhaus, nämlich schräg zur Straße verläuft. In diesem Hause, das nach mündlicher Ueberlieferung einstöckig und ziemlich niedrig war, soll zuletzt eine Tabagie gewesen sein. Erst 1763 wurde von beiden Besitzern gemeinschaftlich der anstoßende Acker vom Tuchmacher Zacharias Bogt für 30 Thaler zugekauft und damit begonnen, ihn zu einem Baumgarten einzurichten. 1776 verkaufte die Schönknecht ihren Antheil an diesem Garten für 15 Thaler an Dehmel, der somit Alleinbesitzer wurde, und bestätigte bei dieser

Gelegenheit für den Garten das Recht der Durchfuhr durch das Nachbargrundstück, das bei diesem Anlaß zuerst Kellergrundstück genannt wird. Als 1778 die Schötknecht gestorben war, verkauften ihre Erben auch den Antheil an Scheunenhof und Kellergrundstück an Dehmel, und zwar um den Preis von 1600 Thalern. 1782 trat Dehmel, jetzt königlicher Holzfactor und Stadthauptmann genannt, seinen „hinter dem Lavalder Schläge gelegenen Obst- und Lustgarten“ an den königlichen Justiz-Commissar Schneider für 260 Thaler und 20 zugehörige Ackerbeete für 80 Thaler ab. Nachdem Justiz-Commissar Schneider im November 1783 auch Besitzer des angrenzenden Scheunenhofes und Kellergrundstückes geworden war, das er in der Subhastation von den Bäßler'schen Minorennen, den Dehmel'schen Enkeln, für 825 Thaler erstand, und zur Abrundung seines Besitzes mehrfach Acker und Weingärten hinzugekauft hatte, erbaute er hier 1784 und 1785 (nach anderer Aufzeichnung 1786 und 1787) das noch jetzt bestehende Wohnhaus und das Gartenhaus. Als Schneider bald darauf 1788 Mittel-Ochelhermsdorf für 48 000 Thaler gekauft hatte, betrieb er die Veräußerung seines Wohnhauses in der Stadt und fand in der Person der Frau von Gerßdorff geb. von Knobelsdorff im April 1792 eine Käuferin um den Preis von 8000 Thalern für das Gesamtgrundstück, worin der Lustgarten mit 900 Thalern eingeschlossen war. Schon im Mai 1798 ging das Grundstück für 9000 Thaler in den Besitz der Generalin von Regler geb. Baroness von Riehthofen über. Die Besitzerin starb bereits Anfangs 1802 in Herzogswalde bei Jauer, worauf das Gesamtgrundstück seitens der Erben, vertreten durch Major von Studnitz, im November dem „Bürger und Chymicus“ Adolph Gardt, dessen Frau Gesellschafterin bei der Vorbesitzerin gewesen war, für 8000 Thaler aufgelassen wurde. Während des Gardt'schen Besitzes haben viel namhafte Leute in dem Hause gewohnt, u. A. der spätere Regierungsrath von Wiese. Auch ist der Garten eine Zeit lang von einer Ressourcen-Gesellschaft benützt worden. Im Hofe des Grundstückes wurde im Juni 1813 während des Waffenstillstandes eine französische Feldbäckerei von 6 Oefen für

30 000 Mann angelegt. Im April 1815 wechselte das Grundstück auf's Neue den Besitzer. Dies Mal einschließlich zweier von Gardt hinzugekaufter Weingärten (einer auf der Bürgerruß und der andere der Garten zwischen dem Förster'schen und Poble'schen Grundstück an der Großen Bergstraße) zum Preise von 16 000 Thalern. Während des Gardt'schen Besitzes war auch die große Scheune des Scheunenhofes als Theater eingerichtet worden, das erste Theater Grünbergs, worin außer Casperle-Vorstellungen selbst Opern aufgeführt wurden. Ein im vorigen Jahre erst verstorbener alter Grünberger Bürger erinnerte sich, hier als Kind der Auf- führung des „Donauweibchens“ beigewohnt zu haben.

Der neue Besitzer Karl Gottlieb Schädel machte dieser Herrlichkeit ein Ende, indem er eine Spinnerei auf dem Grundstück anlegte und die erste Dampf-, oder wie man damals sagte, Feuermaschine in Grünberg aufstellte. Das erste Theater durch die erste Dampfanlage abgelöst, das war für Grünberg ein seltsamer Anfang der neuen Epoche, des Zeitalters der Maschine, das in der ganzen Welt große Umwandlungen bringen sollte und von dieser Stelle ausgehend auch für Grünberg brachte! Dies Bild wird vervollständigt durch den im gleichen Jahre stattfindenden Abbruch des Hochgerichts, dem Zeugen einer barbarischen Vergangenheit. Auch wurde zur selben Zeit die erste und gegenwärtig einzige holländische Windmühle in Grünberg (die zweite, viel später erbaute, an der Polnisch-Kesseler Straße gelegen, brannte 1855 ab) und eine Lohnspinnerei am Fließ, letztere durch den Engländer O'Brien, errichtet. Schädel hatte Unglück in seinem Unternehmen, weil inzwischen sehr schlechte Zeiten eingetreten waren, und gerieth 1820 in Concurß. Da er Charles James & John Cockerill in Seraing bei Vättich, vertreten durch den Specialbevollmächtigten Christian Friedrich Hamann aus Zielenzig, für die ihm gelieferte Dampfmaschine und verschiedene Spinnerei-Maschinen 10 000 Thaler Caution hinter 4000 Thaler auf sein Grundstück hatte eintragen lassen, wurden die Cockerills bei der am 6. Mai 1822 stattfindenden Subhastation Besitzer. Sie entschlossen sich zur Weiterführung, nachdem sie die Firmen Förster und Mannigel zur Be-

theiligung gewonnen. Für die Hebung der Grünberger Fabrikation war dies ein großer Gewinn; denn die Spinnerei von Cockerill, Förster & Co. leistete als Lohnspinnerei das zeitgemäß Beste. In der Person von Karl Eichmann befaß die Fabrik seit 1822 einen vorzüglichen Dirigenten, der später nach Ausscheiden von Förster und Mannigel als Socius eintrat. Cockerill's haben nie auf längere Zeit Aufenthalt in Grünberg genommen. Leider wurde es von der Mehrzahl der Grünberger Interessenten mit nichten anerkannt, daß diese Maschinenspinnerei ihnen Vortheil bringe. Vor Allem sahen die Arbeiter scheel auf die Maschinen als auf die angeblichen Räuber ihrer Arbeitsgelegenheit. So konnte es kommen, daß, als im Mai 1833 des Nachts die Cockerill'sche Spinnerei abbrannte, sich kaum eine Hand zur Edschilfe erhob. Cockerill's waren hierdurch ernstlich verstimmt und beschloßen, nicht wieder aufzubauen. Die Ruinen nebst dem Wohnhausgrundstück kaufte 1834 Friedr. Förster und errichtete 1835 die Fabrik, welche, später bedeutend vergrößert, heute die Schlesi'sche Tuchfabrik bildet.

Die weiteren Schicksale des Grundstücks sind bekannt. Ergänzend sei nur noch hinzugesagt, daß der an einer Anhöhe gelegene Garten von Dehmel und Schneider terrassensförmig angelegt war, wie es an einzelnen Stellen noch sichtbar ist. Seine gegenwärtige Terraingestalt, die sanfteren Uebergänge, empfing er durch Eichmann. Der Schmuck selten hoher und schöner Bäume ist also jetzt 130 Jahre, die ragenden Linden des Thorpfostens sind etwa 110 Jahre alt, wenn angenommen wird, daß sie erst bei Erbauung des Wohnhauses gepflanzt wurden. Die im Wachsthum zurückgebliebene dieser Linden hatte 1841 bei Einfahrt eines Dampfkessels Beschädigung erfahren und mußte Jahre lang geschient werden, um einen entstandenen Riß zu heilen. Sie hat den Schaden überwunden, kränkelt aber doch, besonders in trockenen Sommern. Solche alten Bäume, die Geschlechter überdauern und sich anscheinend wenig oder gar nicht ändern, bis auf den Frühlahrtschmuck, den sie alle Jahre neu anlegen, haben ein Recht auf die Ehrfurcht der Menschen.

Eines der ältesten Privathäuser Grünbergs ist das jetzt Hellwig'sche in der Maulbeerstraße. Es wurde schon 1750 durch den oft genannten Bürgermeister Kauffmann erbaut, der von 1746 bis zu seinem 1775 erfolgten Tode an der Spitze der städtischen Verwaltung stand. Die Kastanien vor diesem Hause sind noch ehrwürdigeren Alters als die oben erwähnten Linden; denn sie werden in einer uns erhaltenen, launig geschriebenen Einladung des Bürgermeisters Kauffmann zum „Kabritsch“-Spiel (das seiner Zeit ebenso beliebt gewesen zu sein scheint, wie heute der Skat) aus dem Juli 1753 ausdrücklich als Wahrzeichen seines Hauses erwähnt. Die Erwerbung des Grundstücks durch Kauffmann hat eine interessante Vorgeschichte. Es lagen zu jener Zeit in Grünberg viele Grundstücke, auf denen einst Bürgerhäuser gestanden hatten, wüst. Dies veranlaßte 1749 ein königliches Edict, daß, wenn der Besitzer eines solchen Grundstücks nicht bauen wolle oder könne, er das fragliche Grundstück ohne Geldentschädigung einem Andern abzutreten habe, der dort ein Haus zu bauen verspreche. Nun lag zwischen Lunze und katholischer Pfarrkirche ein Grundstück, das aus zwei seit dem großen Brande von 1651 wüst liegenden Baustellen bestand und der Familie Rippe gehörte. Da die Besitzer nicht bauen wollten, erklärte sich Bürgermeister Kauffmann zum Bau bereit. Der katholische Pfarrer Kirstein befürchtete jedoch mit Recht von einem Bau so nahe an der Kirche Gefahr für die letztere bei Bränden und schlug dem Bürgermeister einen Tausch vor, indem er als Tauschobject den (1618 schon erwähnten) Pfarrgarten vor dem Neuthor anbot. So ging der Garten in der Maulbeerstraße in den Besitz Kauffmann's über, während aus den beiden eingetauschten Baustellen zwischen Lunze und Kirche der neue Pfarrgarten entstand. Kauffmann hatte hierbei den Vortheil, für ein kleineres unangebautes Grundstück einen größeren Garten einzutauschen; aber auch die Kirche durfte zufrieden sein, da sie ein Grundstück dicht an der Probstei und mit ausreichendem Besitztitel empfing, während ihr Besitztitel an dem Pfarrgarten vor dem Neuthor auf unsicheren Füßen stand.

Zu den ältesten Häusern der inneren Stadt gehört auch der ehemalige Gasthof zu den „Drei Bergen“; denn er wird bereits 1727 aus dem traurigen Anlaß genannt, daß der Koch des Gasthofs, Jeremiaß Grasse, in Folge eines Wortwechsels erstochen worden war. In den neunziger Jahren war Besitzer ein Mann, welcher den für einen Gasthofsbesitzer wenig geeigneten Namen Hausknecht trug. Er starb plöblich 1798 mit Hinterlassung einer jungen Wittwe. Es sei hier auch gleich einiger anderer älteren Gasthöfe Grünbergs gedacht. Der „Grüne Baum“ entstand gleich der „Goldenen Traube“ 1817, letztere, als das alte Schießhaus der Geradelegung der neuen Breslauer Kunststraße wegen abgetragen werden mußte. Im selben Jahre wurde auch der Gasthof zur „Stadt London“ einschließlich des großen früher Künzelschen, jetzt Finkelschen Saales erbaut. In diesem Saale wurde 1821 zum ersten Mal Theater gespielt. Die „Drei Mohren“ am Ringe, von denen man als dem einzigen Gasthof innerhalb der Ringmauer ein hohes Alter voraussetzen sollte, bestehen als Gasthof erst seit 1855. Vorher war hier nur eine Schankstätte mit 8 oder 10 „Herbergen“ darin. Für Häuserwerthe in Grünberg ist es von Interesse, daß dies Grundstück beim Verkauf im Jahre 1799 (an Hentschel) 1684 Thaler holte, beim Verkauf 1849 (an Ulbrich) 1810 Thaler, beim Verkauf 1879 (an Jourdan) 7100 Thaler, beim Verkauf 1893 (an Schulz) 13 400 Thaler.

Im Eingang ist schon der großen Bauzeit in Grünberg gedacht worden, in der viele Häuser entstanden. Ueber den Höhepunkt derselben berichtet der Chronist Reiche im Jahre 1796: „Die Nahrungsumstände, besonders des Tuchmachergewerbes, sind in besonderem Flor, weshalb auch in allen Gassen und Straßen zur Verwunderung gebaut wird“. Von den vielen dieser Bauperiode angehörigen Häusern erwähnen wir nach der Reiche'schen Chronik folgende:

1788 werden auf dem Topfmarkt zwei alte Häuser, das Steinsch'sche und Galle'sche niedergerissen und auf Kosten des Kaufmanns Seydel junior ein massives Gebäude aufgeführt und bis August unter Dach gebracht.

1793 wird das von dem Färber Suder beim „Grünen Baum“ aufgebaute Haus fertig und wohnbar, ebenso dasjenige des Tuchscheerers Pohl auf dem Silberberg.

1794 wird das vom Tuchkaufmann Förster am Oberthor das Jahr vorher gebaute Haus fertig und am 14. Juni bezogen.

1795 wird das Haus dem Landhause gegenüber in der Breiten Straße vom Tuchkaufmann Mannigel zu bauen angefangen. (Von diesem Hausbau nehmen wir die späteren Nachrichten hier gleich vorweg: 1800. Mannigel darf seinen Hofraum um 6 Ellen erweitern. 1816 wird der um 4 Ellen herausgerückte Platz zum Bau des Mannigel'schen Hauses abgesteckt, für welche 4 Ellen Mannigel 800 Thaler in Courant offerirt und bezahlt hat. Der Bau wird sodann angefangen und das allererst vor 20 Jahren ganz neu gebaute Haus nebst dem alten Gebäude niedergerissen, Keller ausgegraben und neu aufgeführt.)

1797 wird das zweite Förster'sche Haus beim Oberthor zu bauen angefangen (es ist entweder das Fülleborn'sche Gesellschaftshaus oder der Gasthof zum „Reichsadler“ gemeint, welche beide von dem Genannten erbaut sind). Auch hat Stadtdirector Anders (der 1791 dem Justiz-Commissar Schneider im Amt als Justitiar gefolgt war) seinen neuen Garten auf der Lattwiese (der heutige Eichler'sche) zu planiren angefangen.

1798 wird der Grundstein zu dem Anders'schen Hause auf der Lattwiese gelegt. Die Braucommune baut zwei neue Kühlhäuser.

1799. Der Hausbau des Majors von Studnitz auf der Breiten Straße nimmt seinen Anfang. (Es ist dies das Haus am Grünzeugmarkt, welches an Stelle des 1872/73 gebauten, jetzt Dr. Eckstein gehörigen Hauses stand. Es beherbergte Mitte des Jahrhunderts längere Zeit das Landrathsammt und gehörte unter Anderem eine Zeit lang dem um Grünbergs Weinbau hochverdienten Kammfeger Fritsche senior, später dem unternehmungslustigen Robert Schüller. Mehrere Jahre hatte hier in den 50er Jahren das Modewaaren-Geschäft von Schüller & Götte sein Verkauflocal.)

1803. Das Tieg'sche oder Weise'sche Haus dem Landhaus gegenüber wird niedergerissen und von Grund aus neugebaut.

1804. Die im Juni dieses Jahres von dem Bartsch erkaufte Baderei wird niedergerissen, drei Stock hoch neugebaut, kommt auch unter Dach. (Das Haus ist bekanntlich dadurch eine auffallende Erscheinung, daß es seine Hofseite dem Postplatze zulehrt. Es war in den fünfziger Jahren einmal für 5000 Thaler käuflich. Der damalige Bausenator Kärger empfahl dringend den Ankauf durch die Stadt, fand aber keine Unterstützung bei seinen Collegen. Vor wenigen Jahren wurden Anstrengungen gemacht, das Haus zu erwerben, um den Platz zu vergrößern und das Kaiser Wilhelm-Denkmal an diese Stelle zu setzen. Der Plan scheiterte an der Unmöglichkeit, das geforderte hohe Kaufgeld von 60 000 Mark durch Sammlungen aufzubringen, wie nicht minder an der Theilnahmlosigkeit der Nachbarn.)

Aus dieser Zeit röhren auch noch viele andere stattlichen Häuser her, ohne daß die Jahreszahl von allen angegeben werden kann: das Thonke'sche (jetzt Kulczynski'sche) in der Niederstraße (1816 erbaut) mit der „Thonke's Thorweg“ genannten Durchfahrt, welches lange Zeit im Besitz des um Grünberg hochverdienten Justizraths Neumann war. Dann das Hennig'sche (jetzt Kupferschmied Busch'sche) Haus in der Breitenstraße, die Häuser am Silberberg, das Rdste'l'sche (jetzt Bruck'sche) Haus, das Gffner'sche (jetzt Conrad'sche) Haus, das Winderlich'sche in der Grünstraße (1818), das (sogenannte Dreißdcker) Grunwald'sche in der Berlinerstraße (1816) und andere. Auch die Hintergebäude auf dem jetzigen Moschke'schen Grundstück wurden um diese Zeit vom Tuchlaufmann Schumann zu Fabrikzwecken errichtet. Sie waren noch Anfangs der vierziger Jahre von der Firma Braun & Pollack in solcher Weise benutzt. Später besand sich hier lange Zeit die Synagoge.

Es trifft sich merkwürdig, daß gerade 100 Jahre nach dieser lebhaften Bauzeit in Grünberg auch wieder viel Baulust herrscht. Wird es dem künftigen Berichterstatter, der an der Wende des 20. Jahrhunderts etwa

einen Rückblick auf die Entwicklung Gränbergs versucht, leicht sein, sich aus den Localblättern in Ermangelung chronistischer schriftlicher Aufzeichnungen genügend zu orientiren? Es ist zu bezweifeln! Darum wäre es dankenswerth, wenn die Tagesblätter am Jahreschluss einen Ueberblick der Gränberger Ereignisse, einschließlich der baulichen Veränderungen, welche das Jahr gebracht hat, veröffentlichen wollten. Alle solche kleinen Züge gehören zum Bilde der Entwicklung eines Gemeinwesens und sind keineswegs bedeutungslos; denn die Entwicklung der Gesamtheit ist auch die der Einzelnen und umgekehrt. Bethätigung reger Baukunst ist aber zu jeder Zeit ein Symptom des Wohlergehens und des Fortschrittes der bürgerlichen Gesellschaft; sie ist eine der kräftigsten und nachhaltigsten Lebensäußerungen der Menschen, und die bürgerlichen Bauten einer Epoche sind ein getreues Spiegelbild der Lebensverhältnisse und Sinnesart ihrer Erbauer. Und wenn es auf Erden nichts Interessanteres giebt, als den Menschen: welche besondere Theilnahme verdient der Landmann, der unserm Lebenskreise nahe steht oder gestanden hat, dessen Wesen und Streben uns daher am verständlichsten ist! So wird Localgeschichte, wenn sie auch zur Gewinnung eines vollständigen Bildes sich zuweilen in scheinbar Unwichtiges versenkt, das beste Mittel, um vom Verständniß der Heimaths zu dem der Menschheitsentwicklung vorzudringen.

12. Französische Einquartierung.

Einquartierung der in der Ueberschrift genannten Art hat Gränberg nur in den napoleonischen Kriegen zu Anfang des Jahrhunderts gesehen; aber von andern fremden Kriegsvölkern hat im Lauf der Zeit manches Fähnlein in Gränberg im Quartier gelegen. Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, als Einleitung zu dem Hauptinhalt dieses Capitels der verschiedenen namhafteren Einquartierungen früherer Zeit zu gedenken. Der Chronist Reiche berichtet hierüber mit großer Aus-

fährlichkeit. Wir folgen im Nachstehenden seinen Spuren, die nicht allzu weit vom Wege abführen werden, weil wir von vornherein, als früher schon erwähnt, diejenigen Verführungen Grünbergs mit freundlichem oder feindlichem Kriegsvolk ganz ausschließen können, die während des dreißigjährigen, des siebenjährigen und des bayerischen Erbfolgekrieges stattfanden. Auch die Neutralitäts-Armee von 1711 mit ihrer buntscheckigen Zusammensetzung bedarf aus demselben Grunde keiner weiteren Erwähnung.

Im Monat Juli 1659 hatte Grünberg 8 Tage lang Einquartierung einer kaiserlichen Armee unter General Suhl, die nach Pommern marschirte, um Stettin, das in schwedischem Besitz war, zu belagern. Sie kehrte unverrichteter Sache und nach erlittenen schweren Verlusten Anfang November zurück.

Bedeutende Durchmärsche brandenburgischen Kriegsvolkes fanden 1686 im April statt. Es waren die auf dem Marsch nach Ungarn begriffenen Hilfsstruppen wider die Türken. Sie kehrten nach glücklich bestandnem Feldzuge im December des Jahres zurück. Durchmarsch und Einquartierung dauerten 3 Tage. Die Truppen standen unter dem Befehl der Generale Schöncke, Barfuß und von der Marwitz.

Im Mai 1691 wiederholten sich diese Durchmärsche in der Richtung nach Ungarn. Die brandenburgischen Generale von der Marwitz und Brandt lagen in Grünberg im Quartier. Im Juli des folgenden Jahres passirte auf dem Marsch wider die Türken dänisches Kriegsvolk, gerade als man in Grünberg die Siegesnachricht von Groß-Wardein empfangen hatte und sich ein Dankfest zu feiern anschickte. Im Sommer dieses Jahres kehrten brandenburgische Truppen unter General Brandt aus Ungarn zurück und hielten in Grünberg Rasttag; doch schon am Pfingstsonnabend 1693 erschienen wieder neue brandenburgische Hilfsvölker auf dem Marsch nach Ungarn. Die Lutheraner in Stadt und Land hatten hiervon den Vortheil, am Pfingstsonntage auf dem Rathhause eine Predigt des brandenburgischen Feldpredigers zu hören.

Während des nordischen Krieges trafen 1706 acht Tage vor Fastnacht 30 000 Sachsen auf dem Marsche nach

Polen ein, darunter auch Russen, mit denen die Sachsen zu jener Zeit wider Schweden verbündet waren. Mancher Bürger in den Vorstädten erhielt bis 30 Mann Einquartierung; doch beköstigten sich die Truppen allein. Wenige Tage darauf, am 13. Februar, einem Sonnabend, fand die entscheidende Schlacht bei Fraustadt statt, in welcher die Schweden Sieger blieben. Am nächstfolgenden Tage schossen die Schweden auf dem Schlachtfelde aus 30 den Sachsen abgenommenen Geschützen Victoria, welcher Kanonendonner in der Grünberger Niederung von Kirchgängern gehört wurde. Am gleichen Tage passirten viele Sachsen und Russen auf der Flucht durch Grünberg, wie der Chronist hinzusetzt, „erbärmlich zugerichtet“.

Am 3. August 1707 kamen 700 schwedische Reiter, „so mehrentheils Franzosen waren“, nach Grünberg, zu denen am 29. August noch mehr stießen, so daß auf jeden Bürger 3 bis 4 Soldaten als Einquartierung fielen. Anfangs beköstigten sich die Leute selbst und erhielten auch Futter für die Pferde geliefert; später mußte Proviant vom Lande herbeigeschafft werden, was den Bürgern sehr theuer zu stehen kam. Die lutherischen Bürger hatten aber von der Anwesenheit der Schweden den Vortheil, öfters Prediger ihres Glaubens zu hören. Diese Einquartierung blieb bis zum 19. September.

In Folge der Wirren, welche nach dem am 1. Februar 1733 erfolgten Tode des Königs August I. im benachbarten Polen ausbrachen, trafen im Herbst sächsische Truppen zu längerem Aufenthalt in Grünberg ein, legten hinter der Krautgasse ein Magazin an und steckten auf den nördlich von der Obergasse nach der Lunze sich erstreckenden Feldern und Wiesen ein Lager ab, in welches bis zum 20. October 3000 Mann Infanterie, Cavallerie und Artillerie einrückten. Zu diesen Truppen stießen am 1. November noch ein Infanterie-Regiment, am 5. und 6. November je 2 Cavallerie-Regimenter, und am 9. November noch weitere 2 Regimenter Cavallerie, das Leib-Infanterie-Regiment und ein halbes Regiment Garde-Grenadiere. Erst am 8. November rückten die ersten dieser Truppen aus dem unter der

Massen-Einquartierung seufzenden Grünberg ab und überschritten die nahe polnische Grenze. Es folgten dann noch häufige sächsische Truppendurchmärsche, namentlich von Artillerie, Brückentrain, Feldschmieden, Feldbäckereien; doch hielten diese zu verschiedenen Truppentheilen commandirten Abtheilungen nur immer ein Nachtlager in Grünberg und rückten am nächsten Morgen weiter. Manche dieser Durchmärsche waren für die Grünberger nichts weniger als angenehm. So passirten im Herbst noch 20 Pulver- und 24 Luntenwagen und am Ostersdienstag, den 27. April, 1734 8 Feuermörser und 1200 Bomben. Von Fastnacht bis Pfingsten 1734 lagen auch Russen in geringer Zahl in Grünberg in Quartier; sie zehrten und quartierten für ihr Geld.

Die bald folgende preussische Besitzergreifung machte dem Zustande dauernd ein Ende, daß die kriegsführenden Parteien der Nachbarländer schlesisches Gebiet betreten und hier einquartiert werden durften, obgleich Schlessen als österreicherischer Besitz neutraler Boden war. Daß Grünberg hinsort seltener fremde Einquartierung sah, dazu trug auch nicht unwesentlich bei, daß es aufhörte, Grenzstadt zu sein. Denn man vergegenwärtige sich Grünbergs damalige Lage: Um Döber lief die sächsische, zwischen Grünberg einerseits, Croffen und Rothenburg, das damals noch zu Brandenburg gehörte, andererseits die preussische, an der Odra entlang die polnische Grenze. Die sächsischen Kurfürsten, welche gleichzeitig Könige von Polen waren, hatten somit keine kürzere Verbindung zwischen den Grenzen ihrer beiden Länder, als über Grünberg. Daß sie den Kaiser bereit fanden, ihnen diesen Weg durch seine Staaten auf einer kurzen Strecke zu gestatten, kann nicht befremden, weil das Verhältniß zwischen Oesterreich und Sachsen zu jener Zeit das freundlichste war. Das änderte sich aber, sobald Preußen Herr von Schlessen geworden war, Grünberg nicht mehr zwischen drei Grenzen eingeklemmt lag und zur preussischen Binnenstadt wurde.

Die erste preussische Einquartierung empfing Grünberg am 16. December 1740, wo das Infanterie-Regiment Schwerin, 2000 Mann stark, einrückte, mit ihm ein Theil Artillerie-Train. Anfang Januar 1741 folgte

Prinz Heinrich an der Spitze eines Bataillons Garde, das in Grünberg Mittag machte. Vom 23. bis 28. Februar lag das von Trach'sche Regiment in Grünberg in Quartier. In diesen Tagen wurden die österreichischen Doppeladler überall von den Gebäuden entfernt und durch den preußischen einfachen Adler ersetzt. Vom 3. bis 6. März war ein Bataillon Garde und mit ihm Prinz August Wilhelm, Prinz von Preußen, in Grünberg einquartiert. Am 9. März waren 1100 in Glogau gemachte österreichische Gefangene zu verpflegen. Am 16. März übernachtete das Füsilier-Regiment Münchow, am 27. hielt das königliche Leib-Regiment in Grünberg Ruhetag. Vom 29. März bis 6. April, über die Osterfeiertage, lag das Füsilier-Regiment Camas im Quartier. Am 11. August blieb das Dohna'sche Regiment in Grünberg zur Nacht. Erst vom 3. Juli 1742 ab erneuten sich die Truppendurchmärsche, dies Mal in umgekehrter Richtung, aus Schlesien heraus. An diesem Tage hielt Prinz Moritz von Anhalt mit seinem Regiment hier Rashtag, am 7. Juli kamen 2 Compagnien Eisenacher in's Nachtquartier, am 14. Juli das Schwarze Husaren-Regiment.

Bei Beginn des zweiten schlesischen Krieges — Juni 1744 — zog die seit 16. Juli 1742 in Grünberg liegende Garnison, 2 Schwadronen des Nassau'schen Dragoner-Regiments, zunächst in Cantonnements-Quartiere nach Wartenberg und von da nach Böhmen. Am 18. August hielt ein Husaren-Regiment in Grünberg Nachtlager. Vom 14. Februar bis 28. März 1745 war eine Schwadron vom Regiment Nassau in Quartier. Am 15. August blieb ein aus Schlesien zurückkehrendes Husaren-Regiment zur Nacht. Hierauf beschränkte sich die Grünberg berührende Heimwärtsbewegung der Truppen nach geschlossenem Dresdener Frieden, was sich daraus erklärt, daß der Feldzug zuletzt in Böhmen und Sachsen geführt worden war. Während des Sommers 1745 war Grünberg mehrere Tage durch die Nachricht in Schrecken gesetzt worden, daß an der polnischen Grenze ein Heer von 80 000 Mann Polen zusammengezogen werde. Ganz grundlos war das Gerücht nicht; denn es kamen viele Ueberläufer in's Preußische. Von dieser Gesell-

schaft hatte Grünberg am 18. Juli etliche 40 in's Quartier zu nehmen. Der Chronist bekreuzigt sich bei der Beschreibung dieser Schwefelbände und charakterisirt ihre Nationalität mit den Worten: „Polacken, Kosaken, Türken und Tartaren, sogenannte Heidenweger“. Die Bekanntschaft mit diesen Elementen hatte im benachbarten Züllichau einen panischen Schrecken verursacht, so daß im August viele Züllichauer mit ihren Habseligkeiten nach Grünberg flüchteten. Das gab zur Abwechslung eine Civil-Einquartierung in Grünberg. Glücklicher Weise erwies sich die Furcht vor einem Einfall des polnischen Heeres als unbegründet.

Die erste französische Einquartierung sah Grünberg am 2. November 1806, 19 Tage nach der für die preussischen Waffen unglücklichen Schlacht von Jena und Auerstädt. Um 11 Uhr Vormittags rückten 50 Mann vom 1. Chasseur-Regiment unter dem Commando von 3 Officieren ein, hielten mehrere Stunden Rast auf dem Topfmarkt und ließen sich hier Speise und Trank reichen. Ihr Benehmen war ein höfliches, wenn auch entschiedenes. Sie verlangten sämtliche öffentlichen Kassen ausgeliefert; doch waren solche am Tage vorher schon in Sicherheit gebracht worden. Um nicht un- verrichteter Sache abzureiten, forderten sie von der Bürgerschaft 1400 Thaler in Courant. Nachdem diese herbeigeschafft, verließen sie Grünberg in der Richtung nach Wartenberg.

Schon am 6. November Nachmittags 2 Uhr folgten unter dem Befehl des Marschalls Lesèbvre 3 Regimenter bayerische Chasseurs. Der Marschall stieg beim Kaufmann Förster am Oberthor ab, die Regimenter campirten vor der Obergasse und wurden von der Stadt mit Brot, Wein und Branntwein und Futter für die Pferde versorgt. Die Truppen hielten sehr gute Mannszucht. Marschall Lesèbvre erwies sich als ein humaner Mann. Nach 2 Stunden Rast rückten die Regimenter weiter, um an diesem Tage noch Deutsch-Wartenberg und die umliegenden Dörfer zu erreichen.

Am 7. November Mittags empfing Grünberg seine erste feindliche Garnison auf längere Zeit durch 50 bayerische Chasseurs mit 2 Officieren von den vor-

genannten Regimentern, die vom Marschall als Etappen-Commando zurückgeschickt wurden. Sie kamen in Bürgerquartiere.

Am Tage darauf Vormittags rückte General Duroh an der Spitze etlicher Regimenter Infanterie und Cavallerie ein. Ein Theil marschirte bald weiter, der General blieb zur Nacht, verließ Gränberg indessen mit dem größten Theil seiner Truppen am folgenden Morgen. Noch an demselben Tage (9.) Nachmittags nach 3 Uhr war Prinz Hieronymus Bonaparte, der spätere König von Westfalen, an der Spitze bayrischer und württembergischer Truppen in Gränberg eingetroffen. Der Höchstcommandirende blieb 3 Tage bei Kaufmann Förster im Quartier. Wie lästig solche Einquartierung war, geht aus einer Aufzeichnung des letztgenannten Quartierwirths hervor, daß er während dieser 3 Tage 42 Personen zu speisen hatte. Für den Prinzen und seine Adjutanten war nicht zu sorgen; denn der Prinz führte außer seiner Kanzlei auch seine Küche bei sich. Aber viele Officiere gingen während der 3 Tage beim Prinzen ein und aus und nahmen Küche und Keller des Quartierwirths als selbstverständlich in Anspruch. Prinz Hieronymus soll sich damals in sehr schlechter Körperverfassung befunden und — einer Ueberlieferung zufolge — in einer öffentlichen Badeanstalt stärkende Bäder in Rothwein genommen haben. Die böse Welt behauptete später, der Rothwein sei wieder auf Flaschen gezogen worden.

Schon am 11. November Mittags marschirte ein Theil der Truppen unter General Hédoville, in der Nacht die ganze Cavallerie wieder ab. Als am 12. November Prinz Hieronymus nebst einem Theil seines Gefolges Gränberg verlassen hatte, blieben nur etwa 900 Mann zurück, die sich bei der Abreise des übrigen prinzlichen Gefolges, welches sich erst am 15. November in's prinzliche Hauptquartier Ziebern begab, auch noch verringerten. Nur für ganz kurze Zeit indessen; denn in den Tagen vom 16. bis 22. November marschirten täglich Truppen durch, welche theils zu Mittag, theils zur Nacht blieben. In dieser Zeit passirte auch das Kriegs-Commissariat und das Feldlazareth der bayrischen

Armee. Nach kurzer Unterbrechung der Durchmärsche kam am 26. November auf dem Marsch nach Neustädtel ein bayerisches Bataillon unter Oberstlieutenant von Larose und blieb zur Nacht. Ihm folgten am 29. und 30. November Munitionscolonnen von 180 Pferden unter Bedeckung von 90 Mann.

In Grünberg lebt die Ueberlieferung, daß die deutschen Landsleute, aus denen die feindliche Einquartierung während des November 1806 im Wesentlichen bestand, sich herrisch und ungestüm benommen, die Forderungen in den Quartieren hoch gesteigert und die Einwohner gequält haben. Diese durch spätere Aufzeichnungen bestätigten Nachrichten sind in ihrem Kern wohl zweifellos richtig; doch wird man etwas Uebertreibung, die sich solchen Erzählungen von Mund zu Mund so schnell beigefügt, abziehen müssen. Gleichzeitige Aufzeichnungen — das ist festzustellen —, sowohl die Reiche'sche Chronik als andere uns vorliegende, enthalten nichts davon. Man könnte meinen, daß diese gleichzeitigen Aufzeichnungen sich für alle Fälle eine gewisse Vorsicht auferlegt haben; doch lassen sie an anderen Stellen an Unbefangenheit nichts vermissen. Eine zahlenmäßige Bestätigung finden die Nachrichten über schwere den Einwohnern auferlegte Lasten durch die enormen von den Feinden ausgeschriebenen Contributionen. Dieselben betrug im November und December nach viermaliger Ausschreibung auf Stadt und Kreis Grünberg 108 551 Thaler. Am Schluß von 1806 hatte die Commune bereits eine Kriegsschuld von 20 000 Thalern aufzuweisen. Nebenher gingen beständige Expressionen durchmarschirender Truppenkörper an Geld und anderen Armeebedürfnissen.

Am 2. December 1806 capitulirte Glogau. Die kriegsgefangene, aus 2000 Mann bestehende preussische Besatzung übernachtete auf ihrem Marsch nach Magdeburg am 4. December in Grünberg. Die Einwohnerschaft that das Aeußerste zur Erleichterung der Landsleute, brachte ihnen Bekleidungs- und Verpflegungsgegenstände, und verhalf Vielen von ihnen zur Flucht, wobei es förderlich war, daß die Soldaten Unterkunft in öffentlichen Gebäuden, den katholischen und evange-

lischen Schulhäusern, der Schaubude und der Reilbahn gefunden hatten.

Am gleichen Tage — 4. December — erschien der französische Gendarmerie-Officier Cleron in Grünberg als Etappen-Commandant. Er blieb 9 Wochen, bis zum 5. Februar, in Grünberg, an welchem Tage ihn die Nachricht vom Herannahen eines preussischen Corps von Züllichau her zur Abreise nach Glogau bestimmte. Dies preussische Streifcorps kam auch in Wirklichkeit am 7. und 9. Februar unter Lieutenant von Hirschfeld nach Grünberg und wurde von den Einwohnern mit großem Jubel aufgenommen. Leider wurde es schon mehrere Tage darauf bei Raumburg durch französische Infanterie und Cavallerie auseinandergesprengt und bereits am 10. Februar Grünberg wieder von 1600 Bayern und Württembergern unter General Recain auf mehrere Tage besetzt. General Recain wollte den Grünbergern wegen ihrer Freudebezeugungen beim Eintreffen der Preußen eine Strafgarнизon von 300 Husaren zurücklassen; er sprach sogar von Erlaubniß des Plünderns. Doch ließ er sich erbitten, diese Drohung zurückzuziehen. Dafür erholte er sich mit seinen Officieren von den Raumburger Strapazen durch reichliche Tafelfreuden. Es hatte ihm in Grünberg so wohl gefallen, daß er von seinen Garnisonen in der Nähe noch zwei Mal, am 12. und 21. Juli, mit 3 Adjutanten und zahlreichem Gefolge nach Grünberg zurückkehrte und hier übernachtete. Cleron kehrte nicht zurück. Er hatte sich den Grünbergern während seiner langen Anwesenheit als ein leidlich gerecht denkender und handelnder Mann erwiesen, welcher die Einquartierungslast für die Stadt nach Möglichkeit milderte, indem er fast alle Einquartierung von ihr fernhielt. Sein Quartierwirth schildert ihn als persönlich ziemlich anspruchsvoll. Da er längere Zeit die einzige Einquartierung in Grünberg war, wollte er als hoher Officier betrachtet und entsprechend behandelt beziehungsweise bewirthet werden. Im Januar 1807 hatte Cleron der Stadt eine neue Kriegscontribution von 25 000 Thalern und 700 Stück Tuch aufzuerlegen.

Am 27. Mai 1807 gingen 150 polnische Ulanen mit rothen und weißen Fähnlein unter Anführung des

Mittelmelster's Schulz durch Grünberg, welche auf dem Steueramt Erpressung versuchten. Bei diesem Anlaß mißhandelte der betrunkene Führer den 72jährigen Steuereinnnehmer Reiche — unsern Chronisten — mit blutigen Ohrfeigen.

Nachdem am 12. Juli 1807 der Friede zu Tilsit geschlossen war, empfing Grünberg als Etappe zwischen den von den Franzosen besetzt bleibenden Oderfestungen Glogau, Küstzin und Stettin am 28. August eine französische Besatzung von 200 Dragonern, welche beinahe ein Jahr hier verblieb. Der Höchstcommandirende dieser Truppe, General Digeon, war ein brutaler Officier, vom Gepräge der aus den Revolutionsheeren emporgelommenen Soldaten, die sich das Wort von dem Marschallstab im Tornister nicht umsonst hatten sagen lassen. Er trat sehr bald mit starken Ansprüchen hervor, tractirte z. B. sehr häufig die Officiere seines Truppentheils auf Kosten des Quartiergebers Förster mit den besten Weinen und verlangte während des ersten Monats (September) täglich freie Tafel für sämmtliche jeweilig in Grünberg anwesenden Officiere. Bis zum October 1807 hatte er allein für 260 Thaler Burgunder und Portwein consumirt. Auf Vorstellung des Magistrats bei der Glogauer Kriegs- und Domänenkammer wurden dem General vom 20. September ab sehr reichliche Tafelgelder von Glogau aus angewiesen mit der Bitte, sich wegen der Verpflegung mit seinem Quartiergeber in's Einvernehmen zu setzen. Digeon nahm die Tafelgelder, weigerte sich aber, daraus sein kostspieliges Leben zu bestreiten, so daß wohl oder übel die Stadt weiter zahlen mußte. Erst am 16. Februar hatte der Herr Divisionsgeneral die Einsicht, die weitere Annahme der Tafelgelder abzulehnen, welche nun von der Glogauer Regierung der Stadt überwiesen wurden. Seine brutale Gesinnung bewies er unter Anderem am 15. August 1808. Wegen des bevorstehenden Abmarsches waren an diesem Tage die in Grünberg und der Nachbarschaft garnisonirenden beiden französischen Dragoner-Regimenter, das 20. und 26., in Grünberg zusammengezogen worden, um hier den kaiserlichen Geburtstag zu feiern. Digeon verlangte nun und erzwang die

thätige Theilnahme der Stadt durch die allgemeinste Erleuchtung. 3 Tage später zog, vergnügte Gesichter der Grünberger zurücklassend, die französische Besatzung ab. Freilich war Grünberg damit der Last, fremde Truppen zu verpflegen, noch keineswegs ganz ledig. Schon am 4. September kam das 12. französische Linien-Regiment unter Oberst Müller in's Quartier und am 6. September das 25. Linien-Regiment unter General Dunemès. Während der erste dieser hohen Officiere als ein freundlicher und höflicher Mann geschildert wird, ging dem andern der üble Leumund voran, daß er einst den Apotheker in Grossen wegen angeblich ungenügender Verpflegung habe durchprügeln und ihm zur Strafe 12 Grenadiere in's Quartier legen lassen. Auch in Grünberg trat dieser Herr sehr großspurig auf. Er erschien mit Frau und aus 3 Kindern bestehender Familie, mit 2 männlichen und 2 weiblichen Diensthofen und einem Secretär. Für den persönlichen Dienst hatte er 7 Officiere um sich. Alle diese Personen mußten an einer Stelle einquartiert werden. Als Tischgetränk wurde nur der beste Burgunder zugelassen. Glücklicher Weise ging auch diese Einquartierung ohne Fährlichkeit für Grünberg vorüber. Sie war zugleich für 4 Jahre die letzte größere französische Einquartierung. Am 13. December rückten die ersten preussischen Husaren ein und wurden freudig aufgenommen; am 31. Januar 1809 empfing Grünberg, wie an anderer Stelle berichtet, reguläre preussische Garnison. — Die Contributionen, Requisitionen und Lieferungen, Tafelgelder und Douceurs hatten der Stadt ein Opfer von 66 893 Thalern auferlegt, wozu die Einquartierungskosten für Garnisonen und Durchmärsche mit 173 286 Thalern traten. Die Schuldenlast der Stadt war auf 44 363 Thaler angewachsen; der größte Theil jener Summe war also von den Bürgern getragen oder wenigstens für den Staat vorgeschossen worden.

Die Kriegserklärung Frankreichs an Rußland im Frühjahr 1812 führte neue starke Durchmärsche preussischer und fremder Truppen herbei. Am 28. März passirte das 2. Bataillon des 6. preussischen Infanterie-Regiments auf dem Marsch nach Freystadt und über-

nachtete in Grünberg. Am Tage darauf traf der Generalstab der sächsischen Artillerie, 1 General, 22 Officiere, 150 Gemeine ein. Gleichzeitig marschirten die schlesischen braunen Husaren, ein halbes Regiment sächsische Dragoner und preußische Artillerie durch. Am 30. März hielten 5 Compagnien sächsische Infanterie in Grünberg Rasttag. Am 31. März gegen 2 Uhr langte der französische Ingenieur-General Regnier nebst Stab, geleitet von 50 sächsischen Ulanen, an. Er blieb über Nacht, um sich am folgenden Tage nach Neusalz beufuß Inspicirung einer dort geschlagenen Schiffsbrücke zu begeben. Am 1. April folgten noch viele Officiere, dann 100 Mann Train, etliche Schwadronen sächsische Dragoner und das preußische neumärkische Dragoner-Regiment. Reges kriegerisches Leben brachten auch der 2. und 3. April, wo die in Grünberg garnisonirenden zwei Schwadronen Dragoner über Jödling und Lessendorf nach Breslau aufrückten und 140 Mann Gardes du Corps, Leib-Husaren und Leib-Ulanen als Escorte dreier königlichen Equipagen eintrafen, die zur Befügung Napoleons nach Breslau gesandt wurden. 2 dieser Equipagen waren mit je 8 Hengsten, eine mit 6 Mauleseln bespannt. Am 5. April passirten 2 Compagnien preußische Garde und übernachteten in Kühnau und Sawade. Der 6. April sah den Einmarsch des in Frankfurt stehenden Jäger-Bataillons, das hier Rasttag machen sollte. Doch kam durch Estafette Gegenbefehl, und das Bataillon mußte zurückkehrend über Crossen seinen March nach Ostpreußen antreten. Am 14. April übernachteten gleichzeitig 100 Mann vom 6. preußischen Infanterie-Regiment und ein französischer Kugeltransport von 18 Wagen in Grünberg. Am Tage darauf hielt ein Commando Brandenburger Kürassiere hier Rasttag. Dergleichen kleine Durchmärsche und Einquartierungen zu 30, 60 und 100 Mann nebst etlichen Officieren der verschiedensten Truppengattungen und Contingente fanden nun täglich bis zum 26. April statt. An diesem Tage kam italienische Infanterie in's Quartier, zusammen 4000 Mann. Sie blieben bis zum 1. Mai und rückten dann nach Glogau weiter. Der Höchstcommandirende Oberst Baresi war bei Förster ein-

quartiert. Am 2. Mai kam ein Bataillon des 84. französischen Linien-Regiments vom Corps des Marschalls Herzog von Abrantes, am 5. wurde eine bis dahin auf den benachbarten Dörfern untergebrachte Compagnie Italiener für kurze Zeit nach der Stadt verlegt, am Tage darauf Nachmittags rückte das Füsilier-Bataillon des 6. preussischen Infanterie-Regiments ein. Am 9. Mai übernachtete das 1. ostpreussische Grenadier-Bataillon, am 10. württembergische Jäger zugleich mit einem französischen Divisionsstabe. Hiermit waren die Hauptdurchmärsche dieser abwechslungsreichen Wochen erschöpft. Wenige Monate sollten hinreichen, um aus den prangenden Regimentern, die nach Rußland gezogen, regellose Schaaren von Elenden und Kranken zu machen, die bei starrer Winterkälte, gebrochen an Körper und Geist, unbekümmert um die Bande der militärischen Disciplin, sich mühselig des Weges schleppten und glücklich waren, wenn sie mildthätigen Menschen begegneten, die ihnen Speise reichten und sie wärmten. Die erste Nachricht von der furchtbaren Katastrophe des französischen Heeres auf den russischen Schneefeldern kam nach Grünberg am 13. December 1812, als erzählt und durch Augenzeugen bestätigt wurde, daß Napoleon Tags zuvor auf flüchtigem Schlitten durch Glogau geeilt sei. Am Weihnachtstage standen die ersten heimkehrenden Krieger in Grünberg auf dem Topfmarkte. Von da ab bis tief in den Januar 1813 hinein nahmen die täglichen Durchmärsche von Hunderten dieser Unglücklichen kein Ende; aber selten passirte ein geschlossener Truppentheil. Vielfach kamen sie in langen Wagenzügen an, außer Stande, sich mit den erfrorenen Gliedmaßen weiter zu schleppen. Ueberall im Lande mußten zur Aufnahme der zahllosen Kranken Lazarethe errichtet werden. Auch in Grünberg geschah es. Viele starben hier am Typhus, auch viele hilfeleistende Bürger steckten sich an; doch vergessen war diesem Jammer gegenüber die Feindschaft gegen die übermächtigen Unterdrücker. In selbstloser Aufopferung für die Unglücklichen bewährten auch die Grünberger die schönste menschliche Tugend, Barmherzigkeit!

Wir haben in einem früheren Artikel schon auf die für Grünberg besonders ereignisreichen ersten vier

Monate des Jahres 1813 hingewiesen. An Abwechslungen gleichen sie dem April und Mai des Vorjahres; aber wie verschieden waren die Bilder! Am 11. März kamen die ersten Kosaken — 150 Mann —, trotz der süßeln Erinnerungen des siebenjährigen Krieges auf's Herzlichste aufgenommen; ihnen folgten 300 Kalmücken, lange Stangen, an deren unterm Ende sich je ein Mann und ein Pferd befanden, angestaunt von der Jugend ob ihrer struppigen Wildheit und gefürchtet von den Hausfrauen, denen sie die Talglichter stibigten, um sie als Delicatsse in Begleitung von Brennspiritus oder ordinärem Fusel zu vertilgen. Es ist uns eine Liste der täglichen Grünberger Einquartierungen dieser Zeit, von dem Senator Rippe geführt, erhalten. Wir greifen einige Tage heraus, um eine Idee von dem weltgeschichtlichen Gepräge dieser Vorbereitungszeit für die nachfolgende große Zeit des Kampfes zu geben:

20. März: 3 Freiwillige zu Pferde, 6 dergleichen zu Fuß, 2 vom York'schen Corps, 1 Kosaken-Officier, 6 Gemeine.
21. März: Die königlichen Flügel-Adjutanten von Wrangel, von Razmer (bei Stadthyndicus Heinrich), Major von Thiel (bei Friedrich Seydel), Se. Königl. Hoheit der Kronprinz und Oberst von Gaudi (bei Justizrath Anders), General-Lieutenant von Kneisebeck (bei Mannigel).
1 Kosaken-General, 1 dergleichen Adjutant, 1 dergleichen Oberst, 7 dergleichen Officiere und 208 gemeine Kosaken.
8 preussische Freiwillige.
1 Rittmeister von der Landsberger Nationalgarde.
22. März: 1 Oberst, 3 Rittmeister, 2 Lieutenants, 195 Kosaken, 225 Pferde werden nach Drentkau, 1 Kosaken-Unterofficier mit 6 Mann nach Lawaldau, einige Wagen mit Montirungsstücken, wobei 1 Capitän, 2 Lieutenants und 15 Mann russische Ulanen, nach Schloin gewiesen.

- 11 Mann freiwillige Jäger nach Breslau gehend.
23. März: 1 Freiwilliger von Breslau kommend, nach Bältschau gehend, 10 Kosaken, 3 Mann und 7 Pferde vom Flügel-Adjutanten Major von Ragmer, 2 Deserteure aus Gäßtrin, angeblich in heftigen Diensten gestanden, aus dem Oesterreichischen gebürtig, gehen laut Paß nach Hause, 1 Officier und 18 Mann Kosaken, 1 freiwilliger Jäger aus Westfalen.
24. März: 1 Kaiserlich Russischer Ulanen-Officier mit 2 Mann nach Crossen.
8 freiwillige Jäger.
4 freiwillige Volontaire von Schrötter, von Schrötter, von Winterfeld, von Hobendorf.
1 russischer Husaren-Officier nebst Bedienten.
1 preussischer Officier desgleichen.
6 preussische Soldaten zu ihren Regimentern gehend.
25. März: 2 Jäger zu Pferde, Freiwillige aus Westfalen, 3 Freiwillige, 1 Grenadier vom 1. Westpreussischen Grenadier-Bataillon, 1 Mann und 1 Frau nach Breslau zum Regiment gehend, der Herr Obrist von Guergas nebst Adjutant (3 Berge), 4 Invaliden.
26. März: 1 russischer Capitän, 2 Kosaken, 2 preussische Feldpostillone mit 10 Pferden, 2 kranke Spanier, 1 preussischer Husaren-Officier nebst Frau

u. s. f.

In den nachfolgenden 34 Tagen bis Ende April zählen wir als einquartiert:

18 freiwillige Jäger, 32 berittene Freiwillige, 28 Freiwillige zu Fuß, zu ihren Regimentern sich begebende Officiere 18, Unterofficiere 17, Gemeine 889, 16 Invaliden, 3 preussische Kriegs-Commissare, 2 preussische Chirurgen, endlich die Begleitmannschaft eines Pulvertransportes von

250 Centner nach Glogau; — von Russen: 4 Officiere, 1 Unterofficier, 166 Mann Kosaken und Kalmücken, 8 Officiere, 1 Unterofficier, 132 Husaren, andern russischen Truppentheilen angehörig 3 Officiere, 1 Wachtmeister, 1 Unterofficier, 21 Mann, 2 russische Kriegs-Commissare, 1 russischer Doctor.

Anfang Mai begannen die Feindseligkeiten, die Anfang Juni zum unerwarteten Abschluß eines Waffenstillstandes führten, der bis zum 11. Juli dauern sollte und später um 4 Wochen verlängert wurde. Gränberg fiel innerhalb der französischen Abgrenzungslinie. Als diese Nachricht in Gränberg eintraf, zogen sich mit dem Commandanten des Landsturms das landrätthliche Amt und das Postamt jenseits der Oder zurück. Schon am 12. Juni rückte das Corps des Marschalls Victor, Herzogs von Belluno, in Stadt und Kreis Gränberg ein. Es bestand aus:

dem Marschall, 1 Divisionsgeneral, 3 Brigadegeneralen, 1 Intendant, 1 Commissaire-Ordonateur, 6 Obersten, 2 Oberstlieutenants, 4 Majoren, 47 Capitainen, 96 Lieutenants, 8 Commissarien, 40 Employés und 3260 Wachtmeistern, Unterofficieren und Gemeinen,

welche allein auf die Stadt kamen, während alle Dörfer der Umgegend soviel Truppen aufnehmen mußten, als irgend Platz fanden. Für die Corps-Artillerie wurde ein Wagen- und Geschütz-Park unterhalb des Fließes eingerichtet. Diese Einquartierung war für Gränberg eine furchtbare Last. Außer einer großen Feldbäckerei vor dem Sawaldauer Schlage, deren an anderer Stelle schon gedacht ist, mußte von Stadt und Kreis ein Baracken-Lazareth für 160 Kranke auf dem Schießhaus-Platz errichtet werden. Das Salzmagazin fand als Mehl- und Zwiebackmagazin Verwendung. Von einer ausgeschriebenen Zwangslieferung von 13 353 Paar Schuhen, 23 698 Meter Leinwand, 7249 Hemden und 29 489 Meter Tuch wurden aus triftigen Gründen Schuhe, Leinwand und Hemden nachgelassen, das Tuch

aber mußte vollständig beschafft werden. Als es bis zum 11. Juli abgeliefert war, wurden zur Verproviantirung der Festung Glogau 300 Viertel Wein verlangt und 208 Viertel durch vom Kreise gestellte Fuhrn nach Glogau geschafft. Alle Ausfuhr irgend welcher Art war streng verboten; doch gestattete der Marschall einige Ausnahmen. Kein Eigenthümer durfte Aecker oder Wiesen ohne Erlaubniß mähen. Die Dörfer mußten alles Rindvieh liefern. Soweit letzteres nicht bald zum Schlachten und Verzehren gelangte, wurde es auf den Oberwiesen gehütet und später nach Sachsen fortgetrieben. Als es mit der Zeit an Futter für die Pferde zu fehlen anfang, wurden Schüttböden, Scheunen und Heuböden ausgeräumt, der erst halbreife Hafer niedergebauen. Eine nach dem Kriege aufgestellte Nachweisung beziffert die Leistungen der Stadt allein an den Feind während dieser achtwöchentlichen Occupation an Einquartierungs- und Verpflegungskosten, Verwüstungen, Requisitionen, gelieferten und mitgenommenen Ochsen, Pferden und Wagen auf 194 300 Thaler. So schmerzlich alle diese Opfer für die Bürger der Stadt und die Kreisinsassen waren, da sie zunächst gebracht werden mußten ohne die bestimmte Aussicht auf dereinstigen Ersatz, so hielten die Grünberger doch den Kopf hoch, ja sie veranstalteten noch ansehnliche Sammlungen für die ärmeren Mitbürger, welche unter den Verhältnissen besonders litten.

Es muß zur Steuer der Wahrheit gesagt werden, daß das Marschall Victor'sche, fast ausschließlich aus Franzosen bestehende Corps gute Mannszucht hielt, ebenso wie die während der Dauer des Waffenstillstandes mit ihm abwechselnden Truppentheile. Es ist nicht ein Fall von Vergewaltigung schändder Art verzeichnet. Dem Landsturm wurden die Wäcken abgenommen; damit hatten aber Verir-Maßregeln dieser Art auch ihr Ende erreicht.

Mit dem Ablauf der ersten Hälfte des Waffenstillstandes zog das 2. französische Armeecorps, alle angesammelten Vorräthe mitnehmend, am 17. Juli in der Richtung nach Sachsen ab, um in Guben sein Hauptquartier zu nehmen. An demselben Tage rückte das

2. Regiment Lanciers unter Befehl des Obersten Deschamps in Grünberg ein und blieb bis zum 21. Juli, abgelöst durch die Brigade Thierry unter Befehl des gleichnamigen Generals, die bis zum 6. August blieb. Von da bis zum Wiederbeginn der Feindseligkeiten hatte eine französische Division unter General Roussel d'Harbal ihr Standquartier in Grünberg. Der Chronist Reiche macht zu diesen Truppenbewegungen, die bald nach der einen, bald nach der andern Richtung erfolgten, die nicht unwahrscheinlich klingende Bemerkung, daß sie über die Stärke der französischen Truppen hätten täuschen sollen. Der auf den 25. Juli fallende Jahrmart wurde unter den gegebenen ungünstigen Verhältnissen ausgesetzt. Weil am 17. August die Feindseligkeiten wieder beginnen sollten, war der französischen Armee Befehl ertheilt, den kaiserlichen Geburtstag schon am 10. August festlich zu begehen.

Ueber diese Feier in Grünberg berichten Augenzeugen, wie folgt: Dem Schießhaus gegenüber mußte binnen 2 mal 24 Stunden eine Küche, 30 Schritt lang, 10 Schritt breit, mit 3 Herden erbaut werden, dazu ein leinenes Zelt, 60 Schritt lang, 15 Schritt breit. Auf dem Platz nach dem jetzt Dehmel'schen Weinhäusel zu wurden dann an 100 Tafeln aufgestellt, die nebst Stühlen, Schemeln und Bänken aus den Brauhöfen entliehen waren. Im Zelt waren 250 Couverts für die Generalität und die Officiere gedeckt, an den Tafeln im Freien saßen die Unterofficiere und Gemeinen, zum Theil auch die in benachbarten Dörfern untergebrachten. Den Toast auf Kaiser Napoleon begleiteten Kanonendonner und Gewehrsalven. Jeder der in der Stadt einquartierten Soldaten hatte eine doppelte Portion zu empfangen. Am Abend mußten die Quartierwirthe noch jedem Soldaten eine Flasche Wein spendiren. Die ganze Stadt mußte erleuchtet werden. Auch in einigen Nachbardörfern wurde der kaiserliche Geburtstag von der Einquartierung festlich begangen. In Kühnau entwickelte sich auf der Wiese links am Ausgange des Dorfes nach Krampe zu ein Tanz, bei dem die Dorfschönen sich von den französischen Kriegern tüchtig schwenken ließen, was ihnen später von den heim-

lehrenden Brüdern arg verdacht worden sein soll, und mit Recht!

Allem Anschein nach haben die Grünberger die in der geräuschvollen Feier des kaiserlichen Geburtstages, zu der sie beitragen mußten, liegende Demüthigung 1813 leichter ertragen, als fünf Jahre früher; hatten sie doch die stille und feste Hoffnung, daß das nun bald auf's Neue beginnende eiserne Würfelspiel gegen den fränkischen Uebermuth entscheiden werde. Sie ertrugen die Bitterkeit dieser Festlichkeiten daher mit Ruhe und Würde — nicht die leiseste Ausschreitung kam vor — und in der Ueberzeugung, daß die jetzt abziehenden Feinde nicht wiederkehren würden. Darin sollten sie sich nicht täuschen. Nichtsdestoweniger kam ihnen nach dem vielwöchentlichen kriegerischen Treiben ihre Stadt wie ausgestorben vor, als im Lauf des 15. August die Division Roussel d'Harbal abmarschirt war und in der Nacht zum 16. August früh 3 Uhr der letzte Franzose Grünberg verlassen hatte. Bereits am 20. August kehrte von jenseits der Oder das landrätbliche Amt zurück und wenige Tage später traf die alle Hoffnungen neu belebende Kunde vom Siege an der Ragbach ein.

Folgende Züge aus der Zeit der großen französischen Einquartierung während des Waffenstillstandes verdanken wir den Aufzeichnungen des Kaufmanns Förster und Familien-Ueberlieferungen: Marschall Victor war ein ziemlich bequemer, die Freuden der Tafel nicht verachtender Herr von großer Lebhaftigkeit und anscheinender Gutmüthigkeit. Er litt während seines Grünberger Aufenthalts zuweilen am Zipperlein und machte sich's daher im lederfarbenen Civilrock und grünen Saffianpantoffeln bequem, worin er auch Besuche empfing, ja ausfuhr. Seine Ausfahrten richteten sich in Begleitung seiner Adjutanten gern nach dem Obstgarten des Quartierwirthes auf der Lattwiese, wo soeben die Kirschen reif geworden waren, die er gern selbst von den Bäumen pflückte. Als sein Quartierwirth ihm klagte, daß außer den Sperlingen auch die Soldaten den besten Sorten eifrig zusprächen, ließ Marschall Victor für die Zeit der Kirschenreise einen Doppelposten im Lattwiese-Garten aufstellen, was dann zur Folge

hatte, daß die Posten sich zum Genuß der ihnen zur Bewachung anvertrauten Früchte für besugt hielten und fleißig auf die Spagen schossen. Der Marschall hatte einen ganzen Hofstaat bei sich: 2 Köche, 2 Stallmeister, 1 Kammerdiener, 3 Leibdiener, 1 Tafelbedier, 1 Stallknecht, 4 gewöhnliche Diener. Die Knaben des Quartierwirths hielten es natürlich mit den Stallbediensteten. Auch die Adjutanten des Marschalls waren freundlich gegen die Kinder und erwirkten ihnen die Erlaubniß des Marschalls, zuweilen auf den Bonnies auszureiten, deren sich für gewöhnlich der Marschall zu seinen Ausfahrten bediente. Auch der dem Marschall folgende Oberst Deschamps führte Kammerdiener und Koch bei sich, General Thierry außer dem Kammerdiener sogar 2 Köche, was in Verbindung mit anderen Erfahrungen bei früheren französischen Einquartierungen ein bezeichnendes Licht auf das Gefallen an süppigem Leben wirft, wozu französische Officiere zu allen Zeiten so sehr neigen. Einfacher trat General Roussel auf, obgleich auch er nicht ohne den unvermeidlichen Leibkoch auskommen konnte. Von Interesse ist auch, daß in einer Grünberger Familie sich ein durch besondere Liebenswürdigkeit ausgezeichnete Oberst des Victor'schen Corps im Stammbuch verewigt hat. Das Blatt ist bestens verwahrt.*)

Noch einmal glaubten die Grünberger französische Einquartierung zu erhalten, als Glogau am 17. April 1814 gefallen war. Die kriegsgefangene französische Besatzung nahm indessen einen anderen Weg. Der Zufall wollte es, daß Verfasser einen dieser in Glogau gefangenen Franzosen 1855 bei einem Besuch des Hotel des Invalides in Paris sprach, der sich mit vieler Lebhaftigkeit der schweren Tage der Belagerung

*) Dies Stammbuchblatt lautet wörtlich:

J'aurais désiré partager plus longtemps le plaisir d'être chez vous (Que Dieu vous conserve).

Grünberg ce 15 Juillet 1813.

(Votre souvenir sera toujours dans mon coeur).

Percy Chaud
46 régiment commandant.

übersetzt: Ich hätte gewünscht, länger das Vergnügen eines Aufenthalts bei Ihnen zu theilen (möge Gott Sie erhalten!) (Ihr Andenken wird stets in meinem Herzen wohnen).

erinnerte und sich von der napoleonischen Legende so ergreifen zeigte, daß er die Erneuerung des napoleonischen Kriegsrühmes durch den im Zuge begriffenen Krimkrieg erwartete. Damals war Sebastopol noch nicht gefallen; aber mehrere Invaliden standen erwartungsvoll an den Geschützen, um deren ehernen Mund zu lösen, so bald die täglich erwartete Siegesbotschaft eingetroffen sein würde. Die Nachricht vom Fall des Malakoff traf 9 Tage später ein.

Die letzte fremde Ginquartierung hatte Grünberg am 5. Februar 1814. Seltsamer Weise bestand sie in einer Compagnie Spanier, die aus eroberten (den Franzosen abgenommenen) preussischen Festungen in ihre Heimath entlassen wurden. Kriegsvölker aller Art hatte Grünberg während der 8 Kriegsjahre beherbergt; diese aber fehlten ihm noch, um die Musterkarte voll zu machen!

13. Allerhand Erinnerungen an Grünberg und Grünberger.

Der Familienname Prüfer ist seit Jahrhunderten in Grünberg heimisch. Ein Prüfer war es, der 1626 die erste Apotheke gegenüber dem Rathhause anlegte, und ein Balthasar Prüfer war Bürgermeister der Stadt, als die Lichtensteiner am 10. November 1628 unter Hauptmann Divori in Grünberg einfielen, um die gewaltsame Bekehrung der nahezu ausnahmslos evangelischen Einwohner vorzunehmen. Daß den Bekehrern dies durch alle Mittel des Zwanges und der Bedrohung zu einem großen Theil gelang, ist schon im zweiten Capitel berichtet worden. Auch der Rath, obgleich er anfangs sich standhaft hielt, wurde sammt den Gerichtschöppen, Ältesten und Handwerksmeistern zu einer Erklärung genöthigt, daß sie ihren lutherischen Irrthum selber erkannt und sich durch die Erleuchtung der heiligen Dreieinigkeit freiwillig und ungezwungen zur römisch-katholischen Kirche bekehrt hätten. Zu den auf solche Weise Bekehrten gehörte auch der genannte Bürger-

meister. Vielleicht hoffte er durch seinen Uebertritt von Grünberg weiteres Unheil abzuwenden oder beschönigte so wenigstens seinen Schritt. Was dieser Mann in der Folgezeit durch Gewissensbedenken, Selbstvorfürfe und die Mißachtung der standhaft gebliebenen Bürger gelitten, wie schwer die nun folgenden entsetzlichen Jahre 1629, 1630 und 1631 den mit sich Zerfallenen treffen mochten, da er nach dem Uberglauben seiner Zeit äußere Geschehnisse und Unfälle als ebensoviele ausdrückliche Strafen des Himmels anzusehen geneigt war, das kann man, sich in die Seele des Unglücklichen hineindenkend und die Schrecken dieser Jahre sich vergegenwärtigend, verstehen. 1629 am 10. September fand die bekannte Ueberumpelung der Stadthore durch 5 Compagnien der „Seeligmacher“ statt, worauf eine allgemeine Plünderung der Stadt folgte. Neunundzwanzig Wochen lagen fünf Compagnien dieser Unholde in Grünberg. Kaum waren sie weggezogen, als die Pest ausbrach und während des Frühjahrs und Sommers 1631 sich derartig steigerte, daß von 10 000 Einwohnern 7000 starben. In der heute Grünstraße genannten Straße starben alle Bewohner, wonach dieselbe den in Grünberg nachgerade fast in Vergessenheit gerathenen Namen „Todtengasse“ empfing. Zu allem Unglück legte eine Feuerbrunst ein Dritttheil der Vorstädte in Asche. Zugleich hausten 9 Compagnien des Schaffgotisch'schen Corps wie die Türken, raubten Alles, was sie fanden, trieben die Menschen aus den Stuben und zogen die Pferde hinein. Als sie dann aber durch die Pest vertrieben wurden, blockirten sie die Stadt 15 Wochen lang und plünderten Alle, welche vor der Pest fliehen wollten, vollständig aus. Solches waren die schmerzlichen Eindrücke, welche auf das Stadtoberhaupt Balthasar Präser einströmten, mehr als hinreichend, um selbst eine feste Mannesseele völlig aus dem Gleichgewicht zu schleudern. Das Geschick des Mannes erfüllte sich am 10. Juni 1632, als ihm die Zumuthung gestellt worden war, zur Bekräftigung seiner Glaubensstreue an der Fronleichnamsp procession in Glogau theilzunehmen. Balthasar Präser war zwar bei der Procession gegenwärtig, schnitt sich aber gleich

nachher mit einem eigens dazu gekauften Scheermesser den Hals ab. *)

Welche Verwilderung in den Sitten der dreißigjährige Krieg erzeugt hatte, das geht unter Anderem aus einer Hochzeits-Ordnung hervor, die sich der Rath der Stadt Grünberg gleich nach dem westfälischen Friedensschluß einzuführen veranlaßt sah. Es wurde unter Anderem verordnet, daß nicht über 2 Tage Hochzeit gehalten werden dürfe, daß die Junggesellen sich vor der Trauung nicht betrinken dürfen, und vor der Hochzeit das Frühstück unterbleiben müsse, um die auf dem Zuge nach der Kirche und in der Kirche selbst vorgekommenen schrecklichen Ausschreitungen hinfort zu verhindern, daß kein Hochzeitsgast über 11 Uhr sitzen bleiben dürfe. Hinzugesügt war, daß Junggesellen nicht zur frischen Wurst gehen, über 11 Uhr Nachts Junggesellen und Jungfrauen nicht zusammenbleiben dürfen u. s. f. Manche dieser Bestimmungen scheinen uns heute thöricht und übertrieben. Daß sie erlassen werden konnten, zeigt aber, daß die Ausschreitungen, gegen die sie gerichtet waren, als gemeinschädlich und sittenverderblich erkannt wurden.

Wie arg Grünberg materiell durch den entsetzlichen Krieg gelitten, ergiebt ein Vergleich seiner Einwohnerzahl vor und nach dem Kriege. Noch 1630 besaß die Stadt soviel Einwohner, als 200 Jahre später, nämlich 10 000, und nahezu 1000 Wohnhäuser. Tuchmachermeister waren 700 vorhanden. 20 Jahre nach dem Friedensschluß (1668) war die Zahl aller Bürger und Hausleute nur 647 und die ganze Einwohnerzahl auf 1583 zusammenschmolzen. Viele Häuser standen leer und verfallen da. Die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts muß eine für Grünberg sehr unglückliche Zeit gewesen sein, obgleich der Friede im Lande gewahrt

*) Dem um die Mitte dieses Jahrhunderts (1844/45) in Grünberg lebenden Postsecretär Heinrich Lust, einem begabten jungen Mann, hat die tragische Entwicklung dieses Schicksals den Gedanken eingegeben, die Geschichte Balthasar Prüfer's, Bürgermeisters von Grünberg, zu dramatisiren. Das mehraktige Stück ist von der Lobe'schen Truppe im Künze'schen Saale öfters mit Beifall aufgeführt worden. Leider ist es nicht gelungen, eines Exemplars des angeblich als Manuscript gedruckten Stückes habhaft zu werden.

blieb. Nahrunglosigkeit, Armut und Elend stritten sich mit den Auswüchsen entsetzlichen Aberglaubens, mit Zwistigkeiten und Verhehungen aller Art um den Rang, welche dieser Plagen die größere sei, welche am geeignetsten, um den geängstigten Menschen das Dasein zur Hölle zu machen. Wir haben im Capitel „Hexenprocesse“ bereits einer Nachtseite der Ortsgeschichte dieser Zeit gedacht. Besonders schlimm, ob man sie nun in evangelischer oder katholischer Beleuchtung sieht, erscheinen die unaufhörlichen Kirchenstreitigkeiten. Die nach Grünberg gesandten Pfarrer waren zumeist sehr streitbare Herren. Einer von ihnen, Georg Drenth, der 1669 sein Amt antrat, gerieth sogar mit dem katholischen Rath in erbitterten Streit, trotzdem ihm derselbe eine Abgabe, das sogenannte Kirchengröschel, zugewiesen hatte, die wöchentlich von allen Abendmahlfähigen, Katholiken und Lutheranern, erhoben wurde. Besonders erzürnt war Drenth über die Tuchmacher, als sie an ihn das Unsinnen stellten, aus den Einnahmen des Balkgröschels, einer von Alters her für jedes gewalkte Stück Tuch an die Kirche zu zahlenden Abgabe, die Dreifaltigkeitskirche neu einzudecken und den Kirchofzaun ausbessern zu lassen. Klagen wegen Lästerungen der katholischen Religion waren zu jener Zeit an der Tagesordnung. Ein Papiermacher Hans Geisler wurde aus solchem Anlaß (1677) mit 50 Thalern bestraft, und eine Wittwe Zeutbe ließ es sich 400 Thaler, je zur Hälfte an den Rath und die Kirche, kosten, damit eine aus gleichem Grunde angeordnete Untersuchung niedergeschlagen werde. Der Pfarrer aber wußte es durchzusetzen, daß der Rath die auf ihn entfallenen 200 Thaler wieder herausgeben mußte, welche dann zum Kirchenbau Verwendung fanden.

Ein fast lächerlicher Streit erhob sich unter Drenth's Nachfolger Senftleben über die Verwahrung der Schlüssel zur Dreifaltigkeitskirche, welche bis dahin im nahen Hospital aufgehoben worden waren, nun aber im Pfarrhause niedergelegt werden mußten. Derselbe Pfarrer gab zur Einführung eines Brauches Anlaß, der heute noch besteht, obgleich der Anlaß geschwunden ist, der regelmäßige Ausflug der evangelischen Bürgerschaft Grünbergs nach dem Oderwalde am Fronleichnamstage.

Am Mittwoch vor dem Fronleichnamsfeste 1685 ließ der Pfarrer nämlich (wie beiläufig schon im dritten Capitel erwähnt) öffentlich ausrufen, daß sich Niemand, wer es auch sei, während der Procession des Festes auf dem Markt und in den Straßen solle sehen lassen, wenn er der Procession nicht beiwohnen wollte. Die Evangelischen zogen es unter solchen Umständen vor, die Katholiken unter sich zu lassen, und machten bei der guten Jahreszeit Ausflüge auf ihre Krämper Wiesen und in den Wald. Aus diesem Brauch entwickelte sich später der sogenannte Krämper Jahrmarkt am Fronleichnamstage, der seit lange wieder eingeschlafen ist, nachdem er bis zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts bestanden. Verfasser hat es aus dem Munde seines Großvaters, daß vor 100 bis 110 Jahren der Krämper Jahrmarkt von den Grünbergern u. A. gern zur Erneuerung ihrer Posperrücken benutzt wurde. Ein vertrauenswerther Verkäufer dieser unerläßlichen Modeartikel hielt unter der alten Dorfsinde feil, an deren tief herabhängenden Nesten Perrücken aller Art aufgehängt waren, was auf die Kinder einen starken Eindruck zu machen nicht verfehlte.

Auf das Verhältniß des hochmögenden Grünberger Rathes zu den ihm unterthänigen Landgemeinden des Rämmereibezirks fällt ein bezeichnendes Licht durch einen Streit, der 1678 wegen der Robottage entbrannte. An den katholischen Feiertagen durfte nicht gearbeitet werden; fielen nun Robottage auf solche Feiertage, so verlangte der Rath, daß die Bauern sie an andern Tagen nachholten. Die Bauern aber weigerten sich dessen und forderten, daß ihnen zur Fortbestellung ihrer eigenen Nahrungen soviel Tage blieben, wie früher in der evangelischen Zeit. Da die starkköpfigen Bauern, was gegebenen Falles ihnen gar nicht zu verdenken war, nicht nachgaben, so kam es zuerst in Lansitz wiederholt zu Pfändungen von Vieh seitens des Rathes. 1700 und 1701 war die Gemeinde Lansitz 18 Robottage schuldig geblieben, wofür sie der Stadt 148 Thaler erlegen sollte. Ähnlich wurden die Sawader und Kühnauer bedroht, welche 1701 deshalb einen förmlichen Aufstand machten, in Folge dessen ihnen von Seiten des Rathes

militärische Execution eingelegt wurde. In diesem Fall nahm sich jedoch der Landeshauptmann der Bauern an. Auf eine von ihnen durch 2 Abgesandte in Glogau mündlich angebrachte Beschwerde verbot der Landeshauptmann die Execution und gab den betreffenden schriftlichen Befehl gleich den beiden bäuerlichen Abgesandten mit. Der Grünberger Rath befolgte zwar den Befehl, ließ die beiden Boten aber einstecken und gab sie erst nach 14 Tagen frei, als der Landeshauptmann mit 100 Dukaten Strafe drohte. Schließlich wurde der Roborstreit 1715 dennoch zu Ungunsten der Bauern entschieden; sie mußten an den katholischen Feiertagen müßig gehen, aber die hierdurch verloren gehenden Robottage für den gestrengen Rath nacharbeiten.

Unbotmäßigkeit seiner Untertanen in den Rämmereidörfern wußte der Grünberger Rath auch noch zur preußischen Zeit auf's Schärfste zu strafen. Als im Januar 1741 der Sawader Schulze Hans Scholz Schwierigkeiten erhob, 2 Compagnien preußische Einquartierung geeignet zu verpflegen und der Regimentsscommandeur dafür den Grünberger Rath mit „Exorbitantien“ — wie es in dem Magistratsprotokoll heißt — bedrohte, ließ der Rath den widerpenstigen Schulzen, zumal er dem Rath's „Deputato“ gröblich begegnet war, greifen und in starrer Winterkälte 2 Stunden lang krumm geschlossen vor die Rathhausthür legen, worauf der Malefikant für 3 Tage in's Stockhaus wandern mußte.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß gelegentlich die Bauern für solche üble Behandlung Rache nahmen. Eine in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts spielende Geschichte liefert ein Beispiel bäuerlicher Vergeltung gegen die vornehmen Städte: Es war vorzügliche Schlittenbahn und die Grünberger Honoratioren machten eine Schlittenpartie nach Güntherdorf. Einer der Schlitten hatte das Unglück, in der Dorfstraße ein Schwein zu überfahren. Als einige Stunden später nach tüchtigem Trunk und süßlichem Tanz in der Dorfschänke die Grünberger den Heimweg antreten wollten, fanden sie die Straße durch ein quer darüber gespanntes Seil gesperrt und wurden bedeutet, die Männer unter ihnen möchten zum Schulzen kommen. Hier war das

Dorfgericht, wie üblich die Mägen auf dem Kopf, versammelt. Da die in Belzen steckenden Grünberger auch ihrerseits die Mägen aufbehielten, wurde ihnen vom Schulzen ein herrisches „Mägen runter!“ und die Eröffnung zu Theil, daß das überfabrene Schwein auf Heller und Pfennig bezahlt werden müsse, ehe man das Seil entferne. Natürlich sahen sich die Grünberger gezwungen, ihre Beutel aufzuthun, setzten sich aber vor, dem Gäntherödorfer Schulzen bei erster Gelegenheit einen Denktettel zu geben. Solche Gelegenheit fand sich bald. Unter der Garnison war ein baumstarker Dragoner-Wachtmeister, der sich ohne Mühe dazu bestimmen ließ, wenn am nächsten Jahrmarkte der Gäntherödorfer Schulze zur Stadt komme, mit dem Dorfgewaltigen in der Schänke Streit anzufangen und ihn bei dem Anlaß tüchtig durchzuprügeln. Die Execution erfolgte auf's Prompteste, und es wurde dafür gesorgt, daß der Schulze nicht im Zweifel darüber blieb, daß sei für das „Mägen runter!“ gewesen.

Diese Geschichte ist bezeichnend für die naive Selbsthilfe jener Tage auf beiden Seiten. Ein Glück, daß wir Enkel sind!

Es sei hier gleich eine Erzählung angeknüpft, mit der wir zwar die Chronologische Reihenfolge dieser Aufzeichnungen durchbrechen, die aber gleich der vorigen zeigt, was man sich im alten Grünberg erlauben konnte, ohne mit Polizei und Gericht in unliebsame Verührung zu kommen, und zugleich, daß man sich einen derben Scherz und lustigen Schabernack gegenseitig nicht allzu äbel nahm. Der Eigentümer und Erbauer des jetzt der Stadt gebdrigen Hauses in der Engen Gasse, der Vater des hochverdienten Sanitätsrathes Glässer, hatte seine Nachbarn und Freunde zu einem prächtigen Spiegelkarpfen eingeladen, der ihm geschenkt worden war. Als am Morgen des Tages, welcher die Mittagsgäste bringen sollte, der Fischkasten des Röhrtroges im Hofe geöffnet werden sollte, um den Karpfen herauszunehmen, fand sich der Kasten erbrochen und der Karpfen gestohlen. In seiner nicht geringen Verlegenheit eilte Dr. G. zu einem Nachbar, um sich dessen guten Rath zu erbitten. Gefällig erklärte ihm der Nachbar: „Weil Du in der

Kürze der Zeit doch nicht Ersatz finden kannst, so lasse die Eingeladenen nur antreten und komme dann mit ihnen zu mir; meine Frau wird Rath schaffen.“ Als die Gäste mit ihrem Wirth beim Nachbar erschienen, wurden sie mit einem prächtigen Spiegellarpfen bewirthet, dem gestohlenen Fisch, den zu entwenden der Nachbar mit einigen in's Vertrauen gezogenen Freunden selbst unternommen hatte, um dem gern geneckten Dr. G. einen Streich zu spielen, ein Schabernack, der aber sofort seine Strafe dadurch fand, daß dem fidelem Nachbar ein großer Posten von seinem besten Wein ausgetrunken wurde. Die Gäste waren mit dem Ausgang der Anfangs betrüblichen Geschichte ganz zufrieden; denn natürlich lud nun Dr. G. zu einem zweiten Karpfen oder dergleichen seltenen und guten Bissen ein.

Im Capitel „Hexenproceffe“ ist darauf hingewiesen worden, wie zuweilen verkehrte Gedanken und Vorstellungen weite Volkskreise gleich einer Krankheit heimsuchen, von welcher die betroffenen Individuen erst allmählich genesen. Wer sich noch des Sommers und Herbstes 1853 erinnert und damals in reiferem Alter stand, ist Zeuge einer solchen Erkrankung der Volkseele gewesen, als von Amerika her die Klopsgeister ihren Einzug in Europa hielten und allüberall Tische gerückt wurden. Kein Geringerer als Alexander von Humboldt mußte damals seine Warnerstimme erheben, um dem Unsug ein Ziel zu setzen. Auch Gränberg ergab sich zu jener Zeit dem Tischrücken mit einer besonnenen Beobachter geradezu verblüffenden Hefigkeit und Leidenschaftlichkeit, und manche hysterische Person hatte dauernden Schaden von den Leistungen der tanzenden und klopfenden Tische.

Auf einen ähnlichen Erkrankungsvorgang ist wohl eine Erscheinung zurückzuführen, welche in den Jahren 1707 bis 1710 die Gemüther der Gränberger bewegte und um so merkwürdiger ist, als harmlose Kinder die von einseitigen Gefühlserregungen Befallenen waren. Statt auf ihre gewohnten Spielplätze zu eilen, versammelten sich die Kinder von 5–14 Jahren zu Hunderten, wie der Chronist sagt, zweimal täglich auf dem grünen Kreuzkirchhof oder an anderen Stellen, schlossen

einen Kreis um einen aus ihrer Mitte hervorgegangenen Vorsänger und =Pater, sangen lutherische Lieder, knieten nieder und sprachen mit Inbrunst Gebete. Dieselbe Erscheinung*) trat etwa gleichzeitig auch in anderen Städten Niederschlesiens auf, nach den Ermittlungen Hoffmann's ging sie wahrscheinlich von Sprottau aus. Anfänglich schenkten die Behörden der Sache keine Aufmerksamkeit, weil sie für eine kindische Nachäffung der Gottesdienste im Freien angesehen wurde, welche im Sommer vorher häufig von der schwedischen Einquartierung abgehalten worden waren. Als jedoch auch während des Winters die Versammlungen der Kinder sich immer wiederholten, setzte der Rath eine besondere Commission nieder, an deren Spitze von Stensch, Besitzer von Brittag, stand. Diese verbot am 1. Februar 1708 die Andachten bei Strafe, worauf sie für längere Zeit eingestellt wurden, im Winter 1710 aber wiederum auflebten. Die Kinder hielten jetzt ihre Betstunden auf der Lattwiese vor Bade's Weinpresse und waren auch durch das Dazwischentreten der Rathsdienner nicht davon abzuhalten. Im Gegentheil, so erzählt die John'sche Chronik, vermochten sie die Diener des Gesetzes, an ihren Gebetübungen gerührten Antheil zu nehmen. Erst als der Rath die Eltern der Kinder mit Strafe bedrohte und einige Väter ernstlich an Vermögen und Freiheit strafte, hörte der Unfug auf.

Wenn man von der Ausföhrlichkeit, mit der die Reiche'sche Chronik Hinrichtungen beschreibt, auf den tiefen und nachhaltigen Eindruck und den prickelnden Reiz solcher Vorkommnisse auf die Zeitgenossen schließen darf, so waren auch dies Gelegenheiten zu krankhafter Erregung der Gemüther. Das Schreckliche und Schauerliche wirkt niemals erhebend und bessernd auf die Seele, auch auf Umwegen nicht, sondern stets und ausnahmslos verdüsternd, bedrückend und verwirrend. Es war ein bedenklicher Urtheilsfehler unserer Vorfahren,

*) Nach R. G. Hoffmann's Geschichte von Schlesien (Schweidnitz 1828) wurde das Beten der Kinder erst ernst genommen, als im Februar 1708 die Kinderandachten auch in Breslau angingen. Es sind später auf diese Vorgänge mehrere Medaillen geschlagen worden. Eine derselben zeigt auf der Vorderseite einen Kreis betender Kinder, in der Mitte den Vorbeter.

durch die Oeffentlichkeit und Grausamkeit der Hinrichtungen abschreckend und bessernd auf die Menschen einwirken zu wollen, und auch in dieser Beziehung dürfen wir uns glücklich preisen, einem gesitteteren Zeitalter anzugehören, in dem Hinrichtungen verhältnißmäßig selten und dann in den verschwiegenen Höfen der Gefängnisse vorgenommen werden. Indessen kaum 60 Jahre trennen uns von dem früheren Zustande, und es erscheint deshalb angemessen, das Bild des alten Gränberg auch mit einzelnen Zügen von dieser Nachtseite seiner Vergangenheit auszustatten, um es zu sehen, wie es wirklich war, und jeden Schimmer von Romantik fern zu halten, der so leicht das Vergangene wahrheitswidrig verklärt.

Zum 8. November 1765 war die öffentliche Hinrichtung eines Müllers aus Eisenberg in Sachsen angesetzt, der auf dem Wege von Sagan nach Gränberg einen jüdischen Handelsmann beraubt und ermordet hatte. Schon am 4. November traf nach Schilderung der Chronik die grüne Eiche in der Stadt ein, welche zur Herstellung des Rades und der übrigen Hinrichtungsgeschäften dienen sollte. Es wird gesagt, daß sie „auf den Topfmarkt eingeführt“ wurde. Da das Hochgericht auf dem Galgenberge zwischen Sorauer und Berliner Landstraße gelegen war, brauchte der Topfmarkt nicht berührt zu werden; es scheint aber, daß die Proceßion durch die Stadt gewählt wurde, um den Ernst des Ereignisses zu erhöhen. Ja, die nachfolgenden Worte der Chronik lassen die Deutung zu, daß auch die Verarbeitung der Eiche durch 4 namentlich angeführte Zimmerleute Tags darauf auf dem Topfmarkte vor Aller Blicken erfolgte und erst die fertigen Geräthschaften nach dem Hochgericht geschafft und dem Scharfrichter übergeben wurden, der am 7. November die 11 Ellen hohe Säule aufsetzte. In der nachfolgenden Nacht hielt nach altem Brauch die Bürgerschaft am Hochgericht Wache. Die Hinrichtung erfolgte in den Vormittagsstunden des 8. November durch 3 Stöße mit dem Rade in's Genick, 3 auf die Brust und 4 auf Hände und Füße.

Auf Brandstiftung stand zu jener Zeit noch die Strafe des Feuertodes für den überführten Missethäter in dem Falle, daß Menschen verbrannt waren. Diese

Strafe hatte am 10. Juni 1796 der Dienstknecht Christian Kirschke aus Schertendorf zu erdulden, welcher aus Rache wegen verschmähter Liebe eingestandenermaßen zwei Gehülfe angezündet hatte, wobei ein unglücklicher Hütejunge verbrannt war. Schon am 8. Juni wurde zwischen Blothow, Jonassberg und Schertendorf der Scheiterhaufen zu bauen begonnen und Tags darauf der Delinquent unter Bedeckung von Dragonern und Bürgern aus der Frohnveste in Grünberg nach Schertendorf übergeführt. Um 10. früh 7 Uhr trat das aus dem Stadtdirector Anders und den Beisitzern Sucker, Hoffmann und Striese bestehende Gericht an dem hinter Schertendorf errichteten Urteilstische zusammen, verkündete dem Delinquenten das Todesurtheil, brach den Stab über ihn und befahl seine Abführung zum nahen Scheiterhaufen. Dieser war $4\frac{1}{2}$ Ellen hoch, von kegelförmiger Gestalt, sah einem großen Heuschaber ähnlich und mußte auf einer aus rohen Brettern zusammengefügteten Treppe bestiegen werden. Nachdem die Freiknechte den Delinquenten am Pfahl befestigt, wurde der Scheiterhaufen angezündet; er stand innerhalb 2 Minuten in vollen Flammen. Von weit und breit waren Menschen herbeigeeilt, um dem Schauspiel beizuwohnen; man schätzte ihre Zahl auf 8- bis 10 000. Diese Verbrennung war die letzte im Grünberger Gerichtsbezirk.

Im Jahre 1805 am 6. März ereignete sich in Grünberg eine Blutthat, welche das größte Aufsehen erregte, weil der Mörder ein bis dahin in gutem Ansehen stehender Bürger, der Hutmacher-Alteste Rabiger, aus Freystadt gebürtig, war. Sein Opfer, die 76 jährige Bäckerwittwe Jacob, wohnte auf der Obergasse. Rabiger, der Nachbar, drang während der Nacht in die Schlafstube ein, erdroffelte in ihrem Bett die alte Frau und seiner Meinung nach auch deren 13jährigen Enkel und raubte etwa 2000 Thaler Werth in baarem Gelde und verschiedenen Kostbarkeiten. Der Knabe hatte jedoch, während er mit einem Tuch gewürgt wurde, das Kinn eingezogen, war am Leben geblieben und sagte am Morgen darauf sofort gegen den Nachbar Rabiger aus. Bei der Unbescholtenheit Rabiger's glaubte man jedoch

der Aussage des Kindes nicht und schritt erst, als der unermüdende Rabiger Einkäufe mit Goldstücken machte, 3 Wochen später zu einer Hausfuchung, die zur Schonung des Verdächtigen unter Mitwirkung von 5 Bürgern stattfand. Nach den Aufzeichnungen eines derselben entwickelte sich die Angelegenheit nun wie folgt: „Das Erste, was wir als Beweis des nicht ungegründeten Verdachtes vorfanden, war ein unter der Rinne verborgenes Stück Inlet-Leinwand von 37 Ellen, so der Bürger Christian Fehner hervorbrachte. Kurz darauf fand in der oberen Stube neben denen Schublen im Spinde der Aug. Fehner das Gold, die silbernen Löffel und Becher, alles in einem Sack, und Traugott Schulz fand auch gleich das alte entwandte Gold, goldene Ketten und Ringe. Die Dreistigkeit des Thäters war doch Anfangs noch sehr groß; denn als wir ihm das Stück Inlet vorzeigten, so sagte er dreist, er wolle 10 Juramente schwören, daß er hiervon nichts wisse. Allein das folgende Gefundene setzte dann alles außer Zweifel; denn gleich darauf fand man in denen Schränken und Kasten alles Uebrige“. — Rabiger wurde erst am 8. October 1808 mit dem Schwerte hingerichtet. In der darauf folgenden Nacht wurde sein neben dem Galgen verscharrter Leichnam ausgegraben und des rechten Daumens sowie mehrerer Finger beraubt. Der Aberglaube an die unsichtbar machenden Armesänderfinger muß damals also noch in voller Geltung gestanden haben.

Die voraussichtlich für alle Zeiten letzte öffentliche Hinrichtung fand in Grünberg am 14. Februar 1828 statt. Der mit dem Beil hingerichtete Delinquent war der Schmiedegeselle Kranz aus Primkenau. Er hatte aus Eifersucht seine Geliebte ermordet. Da inzwischen (1816) das Hochgericht auf dem Galgenberge abgetragen worden war, hatte man das Schaffot auf der Rogschen Heide errichtet. Auch dies Mal waren zahlreiche Menschen, darunter sehr viele Frauen, von weit und breit herbeigeströmt, um dem aufregenden Schauspiel beizuwohnen.

Auf die Justizpflege im alten Grünberg werfen auch folgende Nachrichten des Chronisten ein bezeich-

nendes Licht: 1737 zur Herbstzeit mußte die Neumann Male aus Sawade gebückt im Narrenhäusel sitzen, weil sie in Herrn Stadtrichter Seydel's Weinberg Birnen und Kefsel gestohlen. — 1815 den 23. Januar wurde die Sinke Hanne, so ein Stück Tuch vom Rahmen gestohlen, mit einem eisernen Bügel über'n Kopf, Glöckel und Fuchschwanz zur Schau auf den Gassen herumgeführt. — ~~Narrenhäusel, Staupsäule, Halkeisen, Glöckel und Fuchschwanz~~ als Zucht- und Züchtigungsmittel der strafenden Gerechtigkeit sind seitdem verschwunden und mit ihnen die verrohende Theilnahme und Mitwirkung des Publikums an solchen öffentlichen Executionen. Wir dürfen uns dieses Culturfortschrittes aufrichtig freuen.

Befremdlich klingt folgende Nachricht des Chronisten: „Den 17. Juni 1802 sind 58 unverbesserliche Diebe, Räuber, Brandstifter aus den preussischen Staaten nach dem äußersten Sibirien, an die 1000 Meilen weit, expedirt worden.“ Preußen nahm damals also, wenn diese Nachricht genau ist, die Gefälligkeit Rußland's in Anspruch, um sich eines Theiles seiner schweren Verbrecher nach Sibirien zu entledigen. (??)

Doch zurück zu freundlicheren Bildern, die wir mit einer Lektüre verschiedener Nachrichten von Interesse eröffnen: Man braucht kein „alter“ Grünberger zu sein, um sich noch der Chorschüler zu erinnern, die an bestimmten Wochentagen sich im Halbkreise vor bestimmten Hausthüren aufstellten, um ein oder zwei Lieder zu singen und dann schleunigst zur nächsten befreundeten Thür zu wandern, während das jüngste Mitglied zur Empfangnahme einer Gabe in das betreffende Haus entsandt wurde. In der Mitte des Halbkreises stand der Vorsänger, achtungsvoll „Präfect“ geheißen, im Gegensatz zu den 9- bis 14jährigen Knaben gewöhnlich ein älterer sangeskundiger Mann, welcher die Unterstimme sang und die Disciplin über die jugendliche Schaar nach bestem Vermögen ausübte. Noch vor 30 bis 40 Jahren waren die Chorschüler durch ihre Kopfbedeckung auf große Entfernung kenntlich. Sie trugen nämlich hohe schwarze Castorhüte, deren Alter kaum demjenigen ihrer Träger nachstand und die in ihrer Gesamtheit

eine höchst wunderliche Musterkarte gewesener Moden darstellten. Ein seltsamere Kopfbedeckung für Knaben in dem oben genannten jugendlichen Alter konnte kaum gefunden werden, zumal die Hüte ja ursprünglich von Erwachsenen getragen worden waren und den Burschen lächerlich zu Gesicht standen. Es wurde daher allseitig als eine Verbesserung begrüßt, als später niedrige schwarze Hüte an Stelle der hohen Angststöbren zur Einführung kamen. Abgesehen von dieser Wunderlichkeit waren die Chorschüler in den Straßen der Stadt gern gesehen und gehört. Man erfreute sich der jugendlich frischen Stimmen und der meist correct vortragenen Lieder und war nachsichtig, wenn bei rauhem Wetter das Tempo zuweilen so schnell gewählt wurde, daß man ein Marschlied zu hören glaubte, während ein Choral an der Reihe war. Zu Neujahr wurde ein Extra-Umgang gestattet. Der tiefere Sinn der ganzen Einrichtung war die Schulung und dauernde Erhaltung eines Sängerkhors für die evangelische Kirche und für solche Begräbnisse, bei denen außer der Grabrede auch Gesang gewünscht wurde. Es ist noch in Aller Erinnerung, welche Erwägungen zur Abschaffung dieser Einrichtung geführt haben, mit der ein Stück vom alten Gränberg verschwunden ist und zugleich für die evangelischen Bürger ein Stück Erinnerung an die Jugendgeschichte des Stifter's ihrer Kirche, der auch als Chorschüler singend von Haus zu Haus gezogen war. Wer wäre nicht häufig an den Knaben Luther durch den Umzug der Chorschüler erinnert worden!? Jedoch würde man auf unrichtige Fährte gerathen, wollte man dieser Reminiscenz halber annehmen, es habe in Gränberg Chorschüler etwa so lange gegeben, als es eine lutherische Kirche gab. Im Gegentheil, die nunmehr abgeschaffte Einrichtung war für Gränberg noch verhältnißmäßig jungen Datums, als sie wieder aufgehoben wurde, nämlich nur etwa 120 Jahre alt, und das erklärt sich einfach aus den Verhältnissen der lutherischen Kirche in Gränberg bis zur preussischen Besitzergreifung. Die Möglichkeit besteht, daß im ersten Jahrhundert nach der Reformation schon eine ähnliche Einrichtung vorhanden war, die Be-

Schreibung der feierlichen Eröffnung des Grünkreuzkirchhofes 1628 läßt es fast vermuthen; allein es liegen keine bündigen Beweise dafür vor. Die erste Erwähnung des Kirchenchores datirt vom 22. October 1765, wo es in der Reich'schen Chronik heißt: „Am 16. Sonntag nach Trinitatis hat der Chor von dem Thurm das erste Mal angefangen zu singen. Diese Stiftung kann man lediglich dem Herrn Pastor Zorde zuschreiben.“ Man sollte meinen, daß an dieser Stelle von Wiederbelebung einer früher vorhanden gewesenen Einrichtung die Rede sein würde, wenn die frühere Existenz einer solchen in der Erinnerung gelebt hätte. Wie immer es damit steht, man wird dem Chorschülerwesen als einer keineswegs poesielosen Einrichtung des alten Grünberg ein freundliches Gedenken bewahren dürfen.

Das Bedauern, diese Einrichtung entschwunden zu wissen, steht auf gleicher Stufe wie die Trauer über den Verlust, den Grünberg durch das polizeiliche Verbot des öffentlichen Tодаussingens erfahren hat. Dieser Volkssitte stand zu besserer Bekräftigung ihrer Berechtigung in der That eine uralte Geltung zur Seite, und man hätte damit nicht so gründlich aufräumen sollen, zumal den Kindern der ärmeren Bevölkerung eine Freude entzogen worden ist. Man hat seiner Zeit die Maßnahme durch den Hinweis gerechtfertigt, daß die fernere Gewährung unverträglich mit dem Verbote des öffentlichen Bettelns und daß häufig Unfug mit dem Tодаussingen getrieben worden sei. Merkwürdig ist nur, daß Jahrhunderte lang der Brauch nicht als Bettelerei, sondern vielmehr als berechtigte Gelegenheit für ärmere Kinder, sich beschenken zu lassen, angesehen und über Unfug, der wohl zu jeder Zeit vorhanden gewesen, niemals ernstlich Klage geführt worden ist. Daß Grünberg dies Stück alten Volkslebens eingebüßt hat, kann deshalb nicht genug beklagt werden. Vom Standpunkte des Verehrers volkstümlicher Gebräuche ist diese Klage verständlich; doch werden auch Diejenigen einstimmen, welche den Wunsch haben, der wachsenden Entfremdung unter den verschiedenen Volksklassen entgegenzuarbeiten. Das Verbot des Tодаussingens ist in dieser Hinsicht gleichwertig mit dem allgemeinen

Verbot des Kräuter- und Beerensuchens im Walde. In die Häuser der Vermögenden einmal im Jahre gehen zu dürfen, um sich beschenken zu lassen, im Walde nach Herzenslust Beeren suchen zu dürfen, ohne mit dem Haideläuser in unliefsame Verührung zu kommen, das ließ den armen Kindern ihre Bedürftigkeit minder schmerzlich erscheinen, das erfüllte sie und ein wenig auch ihre Eltern mit der Befriedigung, sich im Besitze unantastbarer Rechte zu befinden. Die Aufhebung der für die Besitzenden so geringfügigen Gerechtsame, welche früher den Besitzlosen gern gewährt und von ihnen mit größerem Dank empfunden wurden, als Begründung in ihrem Werth fand, war unter diesem Gesichtspunkte sicher nicht weise, ja für den, der Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, in hohem Grade unweise. Das alte Wort „Die Götter schlagen mit Blindheit, wen sie verderben wollen“ wird mit einem Schein von Recht auf die gegenwärtige Gesellschaft angewandt, welche den Augenblick für geeignet hält, die Rechte des Besitzes mit ganz besonderer Schärfe und Beflossenheit zu fixiren und zu paragraphiren. Die Commune Grünberg ist an ihrem Theil dem alten Grundsatz treu geblieben, Beeren, Pilze und Kräuter im Walde als das Eigenthum Aller anzusehen; sie verzichtet für ihren Waldbesitz auf die ihr gesetzlich zustehenden Rechte. Würdte sie auf diesem Wege einen Schritt weiter gehen und mit dem Todausrecht alten durch die Sitte geheiligten Gebrauch wieder herstellen und Hunderten von Kindern die Freude am erwachenden Lenz erhöhen. Wann werden die Klänge des „Eine gold'ne Schnur geht um das Haus!“ oder „Er wird sich wohl bedenken und mir auch eppes schenken“ in Grünberg wieder ertönen? Es darf ja damit nicht für alle Zeit vorbei sein!

Wir erwähnten oben der anfänglich bestehenden Verpflichtung des Kirchenchors, vom Rathsturm herab zu singen. Das muß bald auf besonders festliche Gelegenheiten eingeschränkt worden sein. Dafür aber wurde der Stadtmusikus verpflichtet, täglich Vormittag und Nachmittag vom Thurme zu blasen, einen Choral, das Preußenlied oder dergleichen. Auch diese Uebung ist nun längst aufgegeben worden; die älteren Grün-

berger haben sie aber noch gekannt. Besonders erfreut waren davon stets die Marktfrauen, welche unten auf dem Ringe feilhielten. Man konnte vorübergehend dann wohl die sich immer wiederholende Bemerkung der Frauen hören: „Ach wie schöne se heute wieder von Thurme tattern!“ Die Erwähnung des Stadtmusikus legt die Frage nahe: Seit wann besaß Grünberg eine Stadtkapelle? Wir haben darüber nichts Sicheres ermitteln können. Sicher scheint nur zu sein, daß eine solche bei der Rathsthum-Reparatur von 1669 schon bestand. Vermuthlich sind die ersten Anfänge in der Zeit der großen Entwicklung Grünbergs vor dem schrecklichen Kriege zu suchen, als man nach Erwerbung der Regalien den Rathsthum baute und sich als großes städtisches Gemeinwesen, mit blühenden Finanzen, fühlen lernte. Diese interessante Zeit, welche etwa von 1585 bis 1605 zu setzen ist, verdient es, daß ihren Lebensäußerungen in den Akten des Rathhauses nachgespürt werde, soweit solche aus den späteren Bränden gerettet sind.

Es ist oben schon an dem Beispiel des Currendesingens der Chorschüler gezeigt worden, wie leicht eine Einrichtung ehrwürdiger erscheint, als durch ihr Alter gerechtfertigt ist, wobei allerdings das Urtheil verschieden sein kann, welches Alter die Ehrwürdigkeit begründet. Daß der Klingelbeutel in der Kirche im Jahre 1893 auf eine vierteltausendjährige Vergangenheit zurückschauen konnte, ist spurlos an Grünberg vorübergegangen. Man hätte ihm sonst vielleicht am Sonntage Septuagesimae, wo er anno 1643 zuerst auf der Bildfläche erschienen ist, eine Ehrenquaste gestiftet. Leider ist uns nichts darüber aufbewahrt, von wem und wo die Erfindung gemacht worden ist, ob Grünberg andern Orten oder andere Orte Grünberg bei Einführung des Klingelbeutels nachgeahmt haben. Genug, er erblickte in Grünberg zur angegebenen Zeit das Licht der Welt und, wenn er im Fortschritt der Zeiten einmal abgeschafft werden sollte, wie es an manchen andern Orten bereits pietätlos geschehen, so würde er sicher vermist werden, nicht am wenigsten durch die Kinder, denen er stets ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und

Bewunderung ist. Auch die Erwachsenen dürfen mit ihm zufrieden sein. Wie häufig hat sein leises, an vielen Stellen der Kirche in einem vorgerückten Stadium der Predigt erklingendes „ling, ling“ die Gedanken zur Kanzel zurückgeführt, wenn sie träumend auf Abwege gerathen waren. Selbst der gelinde Schreck, den sein geräuschloses Erscheinen den Säumigen bringt, die es vergaßen, den Pfennig zwischen Daumen und Zeigefinger in Bereitschaft zu halten und nun die Beschämung haben, wegen Zahlungsunfähigkeit mit dem Kopfe nicken zu müssen, wirkt heilsam und erzieherisch; denn zum zweiten Male passiert es selten Jemandem, sich so den Glossen seiner Nachbarschaft auszusetzen. Nicht unerwähnt darf auch bleiben, daß die geschickte Hantirung der endlos langen, polirten Stange, ohne irgendwo anzustoßen oder zu belästigen, an sich viel Übung erfordert und wie alle mit vollendeter Kraft und Anmuth ausgeführten Bewegungen gefällt. Das erklärt, warum viele Augen dem Klingelbeutel folgen und sich an seine Sonntags schwarzsammetne, Feiertags purpurrothsammetne, goldschimmernde Erscheinung heften, bis er um die Ecke verschwunden ist. Für manche Kirchenbesucher hat deshalb die Predigt außer der dreifachen Einteilung, die ihr der Kanzelredner zumeist giebt, noch eine zweifache, vor und nach dem Erscheinen des Klingelbeutels, und wenn der Predigtluß besonders eindringlich und nachhaltig wirkt, so ist nicht ohne Antheil hieran der Klingelbeutel, welcher die Aufmerksamkeit rege erhalten und allmählig ganz der Kanzel überliefert hat.

Echlicher als im Vorangehenden drückt ein schlesischer Landmann in einem 1799 gedruckten Gedicht seine Beobachtungen an dem Klingelbeutel, den er zum ersten Mal sah, durch folgendes Verklein aus:

A Moan, der brucht an Stang getbron,
 Da hing a kleenes Säckel droan,
 A hot's a Laiten hingeract
 Und Moncher hot was nei gestact!

Da eine entfernte Aehnlichkeit zwischen dem eben berührten und dem so gleich zu behandelnden Gegenstande besteht, sei es gestattet, hiermit auf die früher

in Grünberg vorhandenen Schwengelbrunnen überzugeben. Daß solche an Stelle der bis zur Einführung der Druckständer vorhandenen öffentlichen Blumpen bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts vorhanden waren, ist verbürgt. Im Jahre 1779 geschieht aus Anlaß des Selbstmordes einer Gewohnheitsstrinkerin eines auf der Niederstraße vorhandenen Schwengelbrunnens Erwähnung. Gleichzeitig aber bestand auch schon die Rohrleitung mit einzelnen Rohrtrögen oder Sammelbassins. Es geht das u. A. aus der Erwähnung des mitten auf dem 1785 erst gepflasterten früheren Viehmarkt, jetzigen Grünzeugmarkt, befindlichen „Rohrwassers“ im Jahre 1783 hervor. Wann Grünberg seine Wasserrohrleitung von der Drentkauer Straße und von den Quellen an der äußeren Breslauer Straße her angelegt hat, ist zu ermitteln nicht gelungen. Man ist für solche Untersuchung, wenn die städtischen Akten darüber nichts enthalten, auf gelegentliche Notizen der Chronisten angewiesen, die gewöhnlich zu ganz anderem Zweck niedergeschrieben sind, als um von dem Zustande der Grünberger Wasserleitung zu berichten. Solche Dinge besonders zu erwähnen, hat den Verfassern der Chroniken offenbar nicht wichtig genug gedünkt. Für die Culturgeschichte Grünbergs aber wäre die Ermittlung von Interesse, wann zuerst der Gedanke einer Wasserleitung geplant und ausgeführt worden ist. Die liebevolle Sichtung der städtischen Akten dürfte auch über diesen Punkt noch Licht verbreiten, wenn sie nämlich auch zwischen den Zeilen zu lesen und kleine, anscheinend unwichtige Notizen aufzuspüren versteht.

Interessanter als die Wasserleitung müssen den Chronisten die gelegentlichen Besuche von fahrendem Volk aller Art vorgekommen sein; denn solche werden sehr ausführlich zu Papier gebracht, was zugleich beweist, daß Schaustellungen der Art zu jener Zeit äußerst selten waren. Auch darin haben es unsere Kinder heute besser; sie wissen es aber kaum zu schätzen. Aus 1781 wird der Vorstellung einer Zwergin von 2 Fuß 6 Zoll in den 3 Bergen, aus 1795 einer Riesin von 7 Fuß 3 Zoll, aus 1792 der Künste eines englischen Vereiters, aus 1793 im Februar eines merkwürdigen Wachsfiguren-

Kabinetts gedacht. Letzteres fand großen Zulauf von weit und breit, weil es unter den lebensgroßen Figuren der europäischen Fürsten und Fürstinnen auch die Figur Ludwigs XVI. enthielt, dessen trauriges Geschick sich erst vor wenigen Wochen erfüllt hatte. Mit besonderer Hervorhebung geschieht am 18. October 1788 der Durchreise des berühmten Luftschiffers Blanchard auf dem Wege nach Breslau Erwähnung. Blanchard hatte in Berlin begeisterte Aufnahme gefunden, weil er der erste Mensch war, den man sich in die Lüfte erheben sah. Sein erster Aufstieg in Berlin erfolgte vom Königsplatz, damaligem Exercir- und Paradeplatz, aus. Ganz Berlin war gegenwärtig. Der Ballon kam nach einer halben Stunde bei Pankow nieder, von wo der Luftschiffer durch eine vierspännige königliche Equipage abgeholt wurde. Am Abend hatte derselbe die Ehre, vom König in dessen Loge im Schauspielhause empfangen und beschenkt zu werden. Solche Kunde ging Blanchard voraus und es ist deshalb nicht weniger als überraschend, daß seine Ankunft in Grünberg als ein Ereigniß betrachtet wurde und Viele herbeigeeilt waren, um den kühnen Mann zu sehen, an dessen Wagniß man die größten Hoffnungen knüpfte. Es ist nicht überflüssig, auf die eigenthümlich gespannte und erwartungsvolle Stimmung dieser Zeit der eben beginnenden Ära der Erfindungen hinzuweisen. Nächst dem Ballon war es die Dampfmaschine, 1781 erfunden, die Spinnmaschine, bis 1785 vergleichsweise vollkommen hergestellt, der mechanische Webstuhl u. A., welche der Entwicklung ganz neue Bahnen zu eröffnen schienen. Die industrielle Revolution, welche soeben anhub, blieb sicher nicht ohne Einfluß auf die bald darauf eintretende politische Revolution, zumal erstere sich in Frankreich damals bereits und jedenfalls viel zeitiger geltend machte, als in Deutschland. Die Erregung der Geister in Folge der um diese Zeit fühlbar werdenden Umgestaltung der Gesellschaft durch die Maschine, womit man sich nicht so schnell abzufinden wußte, hatte gewiß ihren Theil auch an der späteren Entgleisung der Geister, wie sie in den Ausschreitungen der französischen Revolution zu Tage trat.

Was heute an vielseitigen Schaustellungen auf einem Jahrmarkt geboten wird, das ist zum größten Theil als Errungenschaft des laufenden Jahrhunderts anzusprechen. Wenn es hoch kam, war früher ein Caroussel der lieben Jugend beschieden, um einen Ritt in die Runde zu machen, und selbst das fehlte auf vielen Jahrmärkten. Bis 1687 gab es in Grünberg überhaupt nur Wochenmärkte. Jahrmärkte in unserm Sinne bestehen erst seit Jacobi des genannten Jahres, wo der erste Versuch der Abhaltung eines erweiterten Marktes gemacht wurde, ziemlich schwächern, wie es scheint, angesichts der Thatsache, daß jeder Einwohner einen Beitrag von 5 Groschen zu zahlen hatte. Der Ort für Abhaltung des Jahrmarktes war 90 Jahre lang der Ring ausschließlich. Erst 1778 wurde der Kornmarkt an die Pfarr- und Schulhäuser verlegt und für die Bauden der Juden die Niederthorgasse angewiesen. Nach Einführung der Gewerbefreiheit langte auch dieser erweiterte Raum nicht mehr, und es mußte vom Pfingstmarkt 1810 ab der Topfmarkt und der ehemalige Vieh- und Schweine- markt am Landhause zum Aufstellen der Buden eingeräumt werden; denn es erschienen zum ersten Mal fremde Tuchmacher und Schuhmacher aus schlesischen Städten, um feilzubalten; auch wurde vom Lande Fleisch, Bier, Brot zc. reichlich hereingebracht. Als 1816 der alte Dreifaltigkeitskirchhof cassirt worden, richteten sich die Blicke auf diesen als zukünftigen Jahrmarktsplatz. Die Uebersiedelung erfolgte im Jahre 1824; doch verlegte das lärmende Treiben auf dem Plage, den Viele noch aus traurigem Anlaß betreten hatten und auf dem theure nahe Angehörige ruhten, derartig, daß auf Anordnung der Regierung die Verlegung des Jahrmarktes auf den Neumarkt rückgängig gemacht und bis 1835 hinausgeschoben werden mußte. Durch diese Verfügung war zugleich den Klagen der Ringbewohner Rechnung getragen, welche sich durch die Verlegung des Marktes stark beeinträchtigt fanden. Bis 1835 wurden Ring, Topfmarkt, Paradeplatz (Grünzeugmarkt), breite Gasse und Silberberg zur Abhaltung des Jahrmarktes benugt. Seit 1835 bis in

die neueste Zeit hat der Neumarkt zu dem Zweck gedient. Die anfänglich ziemlich beschränkten Zugänge des Platzes wurden allmählich verbreitert; doch vergingen etwa 30 Jahre, ehe eine besonders enge Stelle regulirt wurde, die als „Brandenburger Thor“ oder „Complimentirecke“ eine geographische Berühmtheit von Grünberg zu werden drohte. Diese Stelle lag in der Verlängerung der namenlosen Gasse, die vom Postplatz an der Ecke der Herrenstraße in der Richtung nach der Ressource zum Neumarkt fährt. Am Ende dieser Gasse standen zwei Häuser, ein Hintergebäude zu dem Eckgrundstück an der Herrenstraße und das Wagenmeister Kurze'sche Haus, in der Fluchtlinie der Quergasse nach der Berliner Straße zu, über Eck so dicht aneinander, daß nur ein ganz schmaler Durchgang blieb, durch den eine einzelne Person eben hindurchschreiten, war sie breit angelegt sich nur hindurchschieben konnte. Und dieser Zugang zum Neumarkt war einer der beliebtesten und belebtesten! Am Jahrmarkt gab es hier stets ein lebensgefährliches Gedränge. Häufig verstopfte sich der Durchgang vollständig, weil gleichzeitig eine Menschenwelle nach dem Platz hin und vom Platz her hindurchwollte. Dann gab es ein unsagbares Drängen und Stoßen, bis auf kurze Zeit die eine oder andere Menschenwelle die andere bei Seite schob und sich Bahn brach, worauf sie nach Erschöpfung ihrer Kraft für einige Zeit wieder von der entgegengesetzten Strömung abgedrückt wurde. Die vom Platz Kommenden hatten dabei gewöhnlich den Vortheil, weil sie bergab operirten und das Gewicht einer auf schiefer Ebene herabgleitenden Masse ihnen zu statten kam. Zur Crinolinen-Zeit 1857—1860 wurde die Calamität besonders arg; denn halbwegs moderne Reifröcke blieben in dem Engpaß stecken. Eine Scene dieser Art ist von einem Zeichner verewigt worden; das farbige ausgeführte Bildchen wird in der Dehmel'schen Wein-stube zur dauernden Erinnerung aufbewahrt. Leider ist unsers Wissens seiner Zeit nicht daran gedacht worden, die Dertlichkeit zu photographiren. Es wäre zur Erheiterung der Nachkommen wünschenswerth gewesen; denn in der Rückerinnerung tritt nur die heitere Seite hervor, und man vergißt gern, daß das dreißigjährige

Ertragen solches Zustandes auch seine ernste Seite hat, weil es an die für Grünberg schlechten Zeiten um die Mitte dieses Jahrhunderts mahnt, als die Stadt und ihre Bewohner bei dem Fehlen einer Eisenbahn, ja selbst einer Anschlußchauffee an die nächste Bahn, ersichtlich hinter ihrer Zeit zurückblieben. Damals fehlte der Muth zu Neuerungen, die mit Kosten verbunden waren und bestenfalls eine Unnehmlichkeit und Bequemlichkeit versprochen. Das ist zum Glück in dem neuen, selbstbewußten und sich kräftig entwickelnden Grünberg anders geworden, in dem Grade anders, daß die Frage der Verlegung des Jahrmarktes nach dem früheren Reitbahn-, jetzt Glasser-Platz, in der Absicht, aus dem Neumarkt Schmutzanlagen zu machen, nicht mehr als phantastisches Hirngespinnst erscheint, sondern der Verwirklichung fröhlich entgegenreift!

Die Zeit nach dem Aufhören des großen Post- und Reiseverkehrs auf der Berlin-Breslauer Chauffee war in der That eine für Grünbergs Weiterentwicklung bedrohliche. Es schien, glücklicher Weise nur auf kurze Zeit, als könnte Grünberg von den mit Verkehrsmitteln besser bedachten Nachbarstädten überflügelt werden. Die schlimmste Gefahr lag in der in's Kraut schießenden Krähwinkerei. Einige Geschichtchen aus dieser Zeit kennzeichnen das 10 000 Einwohner zählende Grünberg dieser Tage: Ein Reisender kam morgens 8 Uhr mit der Sorauer Post in Grünberg an und spähte nach einer Gelegenheit, um sich durch eine Tasse Kaffee zu erquicken. Da fielen seine Blicke auf ein Schild in der Nähe mit der Inschrift „Conditorei“. Dort mußte er seiner Meinung nach das Gewünschte finden; doch mit nichts. Auf sein Ersuchen um eine Tasse Kaffee wurde ihm die ablehnende Antwort zu Theil: „Ach, wir haben schon gekrübst.“ — Als sich zu der älteren Buchhandlung noch eine zweite hinzugesellte und der neue Unternehmer über mangelnden Abiaz klagte, sagte ihm ein Land- und Leute-Kundiger: „Was wollen Sie? Die Grünberger lesen Wein und Wolle, aber Bücher!?!?“

In dieser Zeit drohender Versumpfung haben — das muß dankend anerkannt werden — mehrere von auswärts stammenden, in Grünberg weder geborenen, noch

erzogenen Persönlichkeiten wesentlich dazu beigetragen, dem Kleinmuth, der Kleinstädterei und dem sich breiter entfaltenden Philistertum den Boden zu entziehen. Hier kam zuweilen gutmüthiger Spott zu seinem vollen Recht, und es berührte beispielsweise wie eine Erfrischung, als einer Persönlichkeit, in der sich der wichtigthuende und doch thatenarme Pfahlbürger verkörperte, der Titel „Vicesprißgenhauschlüsselaufbewahrerstellvertreter“ zugelegt wurde. Hierher gehört auch die Geschichte von dem nach Grünberg neu hinzugezogenen Herrn, welcher es unternahm, in den Weinhäusern die Mängel der heimischen Zustände zu erörtern. Während seine nächsten Tischnachbarn beifällig nickten, hörte er von den Nachbartsischen her Bemerkungen, die er zwar nicht verstand, aber auf Grund der begleitenden Handbewegung für eine abfällige Kritik seiner Worte halten mußte. Da sich dieselbe Bemerkung bei gleichem Anlaß stets in genau demselben Tonsfall an mehreren Orten wiederholte, ohne daß er ihren Sinn enträthseln konnte, hat er schließlich einen Freund um seine Begleitung nach einer Weinstube. Es bedurfte nur eines kurzen, aber kräftigen Ausfalls auf Grünberger Zustände, um die räthselhafte Bemerkung „Dawertohnischtendern“ wiederum hervorzurufen, die nun von dem dialektverständigen Freunde als „Der wird auch nichts ändern“ erklärt wurde. Allmählich hat der und seines Gleichen doch Manches in Grünberg ändern helfen.

Eine fehlende Chaussee zur nächsten Bahnstation wurde oben als ein Grund von Grünbergs zeitweiligem Rückgang bezeichnet. Das könnte übertrieben erscheinen, da Grünberg doch glänzende Tage gesehen hat, als es Chausseen überhaupt noch nicht gab; doch ist es ein anderes Ding, keine Chausseen zu besitzen, während sich Nachbarorte dieser und noch besserer Verkehrsmittel erfreuen oder gleich allen andern Orten auf schlechte Landwege angewiesen zu sein. Letzteres war der allgemeine Zustand bis zum Anfang dieses Jahrhunderts und deshalb der Mangel an Chausseen für die Entwicklung Grünbergs nichts weniger als ein Hinderniß. Noch 1789 waren so wenig gute Verkehrswege in der Nachbarschaft, daß der Chronist Reiche die Verbesserung

des Weges zwischen Rülpenau und Hartmannsdorf als ein Ereigniß verzeichnet. An der Berlin-Breslauer Straße wurde 1804 zu bauen angefangen. Der erste Spatenstich erfolgte bei Lawaldau am 16. April in der Richtung auf Neusalz. Im darauf folgenden Jahre begann auf der andern Seite von Grünberg der Chausseebau an der Brandenburger Grenze. Die Strecke bis Grünberg war bis Ende October 1806 fertig. Dann trat der kriegerischen Ereignisse halber eine lange Unterbrechung ein, sodas erst im April 1816 der Bau wieder aufgenommen werden konnte. Es geschah auf der Strecke Grünberg-Wartenberg. Bei diesen Arbeiten wurde auf dem ersten Berge jenseits Lawaldau ein heidnischer Begräbnißplatz aufgedeckt. Der ganze Tractus der Berlin-Breslauer Poststraße war bis 1820 vollendet. Das Jahr 1822 sah den Bau der Kreischauffee über Schweinig nach Naumburg. Die Straße nach Heinersdorf kam erst 1835 an die Reihe, etwas später diejenigen nach Rühlau und Polnisch-Kessel. Dann erfolgte eine lange Pause im Ausbau des Kreisstraßen-Netzes, bis Mitte der fünfziger Jahre die Züllichau-Sorauer Chaussee einem seit lange gefühlten Bedürfnis Abhilfe verschaffte. Wenn damals auch der Pastor eines an dieser Straße gelegenen Dorfes dringend von der Unterstügung des Unternehmens abrieth, weil damit „die Sünde ins Land komme“, so hat die Vollendung dieses Straßenbaues doch den Bann gebrochen, der, wie oben erörtert, über der Fortentwicklung Grünbergs lag, und den Uebergang zu den besseren Tagen vorbereitet, in denen Grünberg als Station der Breslau-Stettiner Bahn wieder in der Welt liegt und rüstig fortschreitet. Seitdem hat der Ausbau des Straßennetzes im Grünberger Kreise ein beschleunigtes Tempo angenommen, und bald wird keine Masche daran mehr fehlen. Die Ansicht, das Verkehrswege Fluch bringen, statt Segen, besteht heute wohl nirgends mehr. Jeder Besitzer von Grund und Boden sieht die Nähe einer Verkehrsader gern und hat gegen die immer engere Anäpfung des Netzes nichts zu erinnern. Wie lange, dann werden Secundär- und Kleinbahnen in Grünberg ihren Knotenpunkt haben!

Immer wichtiger ist für Grünberg auch die nahe Wasserstraße der Oder geworden, seitdem die Kunst der preußischen Strombaumeister unter vielen Anfechtungen durch den Ueberstand angeblich besserwissender Leute das Fahrwasser andauernd verbessert hat. Den ersten Anfang zur Regulirung der werthvollen Wasserstraße hat weitschauenden Blickes der große Friedrich gemacht, als er zur Verhütung von Eisverfegungen und Ueberschwemmungen die Oder an verschiedenen Stellen ihres Laufes gerade legen und die Schlingen, in denen sie sich gefiel, abschneiden ließ. Eine solche große Regulirungs-Arbeit hat auch der Grünberger Kreis gesehen. Die sogenannte „alte“ Oder im städtischen Oderwald erinnert daran. Die fast schnurgerade gelegte „neue“ Oder, anfänglich „der Kanal“ genannt, bezeichnet den erwähnten Lauf. Das große Werk wurde 1774 vollendet. Am 8. März erfolgte der Durchstich; er erwies sich in der Folge für den Grünberger Waldbesitz wie für die ganze Niederung als ein großer Segen, für die Schifffahrt als ein nicht zu unterschätzender Vortheil.

An den großen König erinnern auch die in Grünberg mehrfach angestellten Versuche, die Seidenzucht einzubürgern. Der König legte auf die Einführung dieser Kultur hohen Werth. Die alten Maulbeerbäume, welche sich in der nächsten Umgebung der Stadt vorfinden, verdanken diesen Bestrebungen ihre Anpflanzung. Als erste Anstalt in Grünberg wird ein 1794 in der Maulbeerplantage an der Heinersdorfer Straße (?) von den Töchtern des Rectors Fischer (+ 1790), eines hochverdienten Mannes, angelegtes „Seidenhaus“ namhaft gemacht. Diese und die später von dem Senator Otto in der Nähe der heutigen Bergstraße angelegte Kultur scheinen indessen in Grünberg, ebenso wie an anderen Orten, erwiesen zu haben, daß die Seidenzucht in unserm nordischen Klima geringe Aussichten auf dauernden Erfolg besitzt. Sie haben gleich einem dritten in späteren Jahren durch Frau Lehrer Klose gemachten Versuch wieder aufgegeben werden müssen, als der weichende Seidenpreis keinen Lohn mehr für die unsägliche Mühe und die Aufregung bot, welche bei ihren unberechenbaren Zufälligkeiten von

der Seidenzucht untrennbar ist. Die Otto'sche Seidenkultur hat am längsten, nämlich mehr als 2 Menschenalter hindurch bestanden, Dank der rastlosen Thätigkeit ihrer Besitzer.

Nicht ohne Interesse ist es, zu erfahren, daß es Windmühlen, deren die Nachbarschaft Grünbergs heute eine kleine Anzahl aufweist, früher in Grünberg nicht gab, obgleich bekanntlich diese Form der Mahlmühle seit der Zeit der Kreuzzüge in Deutschland eingeführt ist. Die Aufstellung der ersten Windmühle, derjenigen an der Lattwiese in der Nähe der Vereinsfabrik, wird deshalb unterm 19. September 1798 vom Chronisten besonders hervorgehoben und unterm 20. December sorgfältig verzeichnet, daß das erste Mehl damit gemahlen worden sei.

Aus dem Jahre 1809 verfährt die Notiz der Chronik eigenthümlich, daß beim Verkauf der polnischen Kirche auf Abbruch die auf dem Altar stehenden Apostel Petrus und Paulus „zu Bienenkörben“ verkauft worden seien. Wenn sie noch existiren sollten, was bei dieser ungefährlichen Verwendung nicht unwahrscheinlich ist, so wäre es zur Beurtheilung der Lebensfähigkeit der Tradition interessant, zu erfahren, ob die Geschichte ihrer Herkunft sich über den mehrfachen Wechsel der Besitzer hinaus in der Erinnerung erhalten oder wie sie sich umgestaltet hat. Vielleicht fällt diese Notiz dem glücklichen Besitzer der Heidenapostel in die Hände und veranlaßt ihn zu einer Mittheilung.

Ähnlich belustigend ist eine Aufzeichnung der Fiedler'schen Chronik, weil viele Leser dieses Blattes das Ereigniß miterlebt haben: „Den 16. December 1863 wurde hier eine Probefahrt mit einer Straßenmobile bis nach Lawaldau gemacht, kam Abends wieder zurück, ziemlich mühsam, und mußte endlich wieder mit Pferden auf ihren Abfahrtsplatz gebracht werden.“

Die Fahrt ging vom Gasthof „zur Stadt London“ aus, also durch die ganze Stadt. Mehrere leere Kohlenwagen waren angehängt und wurden vor der Stadt von dem überaus zahlreich erschienenen Publikum bestiegen. Die Höhe von Heider's Berg wurde mit Leichtigkeit genommen. Nachher ging irgend eine Schraube los, und

es gab einen langen Aufenthalt; doch konnte die Lokomotive aus eigenem Vermögen bis in die Stadt zurückkehren. Erst ganz zuletzt ging ihr die Puste aus. Die Idee des Unternehmers Georg war, Grünberger Braunkohlen nach Neusalz zu verfrachten. Es blieb aber bei der Probefahrt, die Maschine wurde Gegenstand eines Processes und soll später meistbietend als altes Eisen verkauft worden sein. Gut Ding will Weile haben! Die Straßen- oder Feldbahnlokomotiven werden heute vielseitig angewandt und befahren in der Provinz Sachsen z. B. manche Kunststraßen, um große Dampfpflüge an Ort und Stelle zu bringen, denen sie alsdann zugleich als Motoren dienen. Damals war ihre Zeit noch nicht gekommen. Vielleicht erwies sich auch die Construction noch mangelhaft und die Idee, Kohlen damit zu befördern, wegen des eigenen großen Brennmaterialverbrauchs als unpraktisch. Der vertragswidrige, zu hohe Kohlenverbrauch war damals Angelpunkt des Processes.

Derselben Chronik entnehmen wir noch zu dauernder Erinnerung die Mittheilung, daß 1859 die Ziegelei im Rohrbusch und die Nachbarhäuser, in denen eine Schankwirtschaft betrieben wurde, zum Abbruch gelangten. Damit hörte der schöne Rohrbusch auf, was er lange gewesen, ein beliebter Ausflugsort zu sein, wo man im Waldesshatten am rieselnden Bache sich ergehen, nach Belieben niedersitzen und sich restauriren konnte. Auch heute finden die Grünberger im Rohrbusch schöne Spazierwege und benutzen sie nach Herzenslust; allein die erwähnte Unnehmlichkeit einer Restauration fehlt. Da Laubshatten und fließendes Wasser um Grünberg rar sind, bedeutet die Klenderung einen Verlust für die Erholungsbedürftigen, welcher allerdings gemildert ist durch die Ansiedelung verschiedener Locale in nächster Nähe.

Die Zugehörigkeit des Rohrbusches, früher auch Probsteibusch genannt, zur katholischen Kirche hat zur Zeit, als die Gelegenheit, sich in kühlem Schatten auf Bänken und an Tischen zu erholen, mit dem Verschwinden der Ziegelei aufhörte, häufigen Anlaß zu der Behauptung gegeben, es liege eine absichtliche Unfreundlichkeit gegen die in ihrer Mehrzahl evangelischen Grün-

berger vor; doch geschieht hiermit der katholischen Pfarverwaltung Unrecht. Wer unbefangenen Blickes an der Hand der Lokalgeschichte seit der preussischen Besitzergreifung die Beziehungen der katholischen Minderheit zur protestantischen Mehrheit in Gränberg prüft, muß zwar sagen, daß man sich lange Zeit hindurch beiderseits in seinem Thun und Lassen durch die vorgefaßte Meinung unfreundlicher Gesinnung und Absicht des andern Theils hat bestimmen lassen, daß im Grunde genommen aber vielfältig Mißverständnisse vorlagen, die bei richtiger Versöhnlichkeit beider Theile im fridericianischen Geiste hätten vermieden werden können.

Man wird es als menschlich und entschuldbar erkennen müssen, daß die schlesischen Katholiken, welche bis 1740 Hammer gewesen waren, nun, da sie Ambos geworden, sich ihrer Haut wehrten, wie es früher die Lutheraner gethan. Auch kann es nicht überraschen, sie für die historische Auffassung, daß in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Vergeltung für manche gerade hundert Jahre früher geübte Ungebühr folge, ganz und gar kein Verständniß bekunden zu sehen. Das wäre ein fast übermenschliches Gerechtigkeitsgefühl gewesen. Wir haben gesehen, in welchem versöhnlichen Geiste der große Friedrich bei seiner Besitzergreifung von Schlessien die Verhältnisse der katholischen Kirche ordnete. Wäre es in diesem Geiste weitergegangen, so würde manches spätere Uergerniß verhütet worden sein. Doch die Ereignisse drängten auch einen Mann von der Vorurtheilslosigkeit des Königs zu einer anderen Stellungnahme gegen die Katholiken. In den ersten Jahren des siebenjährigen Krieges mochte bei den Katholiken Schlessiens die Hoffnung erwacht sein — was auch menschlich entschuldbar war —, daß Oesterreich siegen und Schlessien wieder unter habsburgische Herrschaft kommen werde. Aber diese Hoffnung durfte nicht die Gestalt offener Feindseligkeit der hohen katholischen Geistlichkeit gegen Preußen annehmen, wie es thatsächlich geschah, als Schlessien vorübergehend von den Oesterreichern besetzt wurde und die Katholiken bereits frohlockend die endgiltige Losreißung der Provinz von Preußen verkündeten. Dies Benehmen gab dem König, als das Blatt sich zu

seinen Gunsten wandte, das unzweifelhafte Recht, seine Haltung gegen die unzuverlässig erwiesene katholische Geistlichkeit, welche er irriger Weise durch Großmuth veridhnt zu haben glaubte, zu ändern, ja Nothwehr und der Trieb der Selbsterhaltung legte ihm die gebieterische Pflicht auf, schärfere Saiten aufzuziehen.

Friedrich war nicht der Mann, lange zu zaudern. Als er nach dem Leuthener Siege am 21. December 1757 Breslau wieder einnahm, empfing er das Domkapitel mit den Worten „Meine Herren, Ihr habt Euch schlecht aufgeführt“ und ließ gleichzeitig aus jedem der in Breslau vertretenen Orden 2 Mitglieder verhaften. Schon 10 Tage später erschien eine Kabinettsordre, der eine Oberamtscurrende am 11. Januar 1758 folgte, wonach die Protestanten von der Leistung der Stolgebühren, des Pfarrdecems u. s. w. an die katholische Geistlichkeit befreit wurden. Friedrich that hiermit nur, was ein Jahr früher die österreichischen Befehlshaber im umgekehrten Sinne verfügt hatten. Diese Aufhebung des seit 1741 gesetzlich bestehenden Parochialnexuß, des vornehmsten Veridhnungsmittels, welches darin bestand, daß der ordentliche Pfarrer eines Ortes von sämmtlichen Eingepfarrten ohne Unterschied ihres Bekenntnisses die Stolgebühren bezog, war ein sehr einschneidendes Kampfmittel, weil es die katholischen Gemeinden an Orten mit erheblicher lutherischer Einwohnerchaft mit Verarmung bedrohte. Die zu erwartende Folge trat unter Anderem auch für die katholische Gemeinde in Grünberg ein und steigerte sich später zu einem Kampf der Gemeinde um ihre Existenz, dessen einzelne Phasen mit Mitleid für die Gemeinde erfüllen können, welche auszubaden hatte, was nicht ihre Schuld war. Als die Einnahmen der an und für sich unvermögenden Gemeinde immer spärlicher flossen, namentlich seitdem erst Schertendorf (1771), dann Heinersdorf, Wittgenau, Sawade und Rahnau (1781) die herkömmlichen Abgaben an die Kirche verweigerten, behauptend, sie seien ein Pfarrdecem, keine Kirchenabgaben und deshalb seit 1758 aufgehoben, und als die genannten Ortschaften im Proceß durch alle Instanzen gegen die Kirche Recht bekamen, da erreichte die Ebbe in der Kirch-

lasse einen bedrohlichen Grad. In diese für die katholische Gemeinde trübe Zeit fiel noch der an anderer Stelle mitgetheilte Einsturz ihres schönen Thurmes und ein Kirchendiebstahl, durch den Geräthe im Werthe von 212 Thalern verloren gingen. Häufig hatte in dieser schweren Zeit der Pfarrer monatelang auf sein Gehalt zu warten, ja er mußte Gegenstände seines eigenen Hausrathes versetzen, um sich nur ehrlich durchzuwinden.

Es ist verständlich, daß diese Bedrängniß, welche erst ganz allmählich besseren Zuständen Platz machte, indem durch sparsame Verwaltung des bescheidenen Kirchenvermögens an liegenden Gründen, durch fromme Zuwendungen und durch ein Anwachsen der Gemeinde die Vermögensverhältnisse sich hoben, nicht dazu angethan war, die Beziehungen zwischen Katholiken und Protestanten zu bessern, ja es ist vollkommen erklärlich, daß sich ein Vorurtheil der sich unterdrückt wählenden Katholiken bemächtigte, als ob sie von den Lutheranern nur Feindseliges zu erwarten hätten und auf der Hut sein müßten gegen irgend welche arglistigen Unerbietungen von dieser Seite. Nur so werden die unerquicklichen, häufig recht kleinlichen Streitigkeiten begreiflich, die bis ins neue Jahrhundert hinein dauerten und sich im Wesentlichen zwischen Pfarrer und Magistrat abspielten. Als Repräsentant der in ihrer großen Mehrzahl evangelischen Bürgerschaft und zugleich als Patron der katholischen Pfarrkirche — ein historisches Recht, an dem auch die Katholiken niemals gerüttelt — befand sich ohne Zweifel der Magistrat in einer Zwitterstellung, besonders in den oben gedachten Rechtsstreitigkeiten, die er, obgleich im Grunde genommen selbst Partei, als Patron für die Kirche zu führen hatte. Das Mißtrauen der Katholiken, der Magistrat verfare in solchen Fällen nicht mit voller Unparteilichkeit, tritt in allen Streitigkeiten jener Zeit deutlich zu Tage. Es wurde genährt durch einzelne Unvorsichtigkeiten und thatsächliche Härten, welche selbst die Glogauer Kriegs- und Domänenkammer — die damalige Bezirks-Regierung — auf die Seite der katholischen Kirche brachten und dem Magistrat Verweise eintrugen. In manchen Fällen aber geschah dem Magistrat und mit ihm der Bürgerschaft

Unrecht, während die Kirche vergaß, daß sie von dem protestantischen Preußen mit mehr Großmuth behandelt worden war, als die siegende Kirche jemals ihrerseits bewährt hatte. Doch diese Dankeschuld schien seit Aufhebung des Parochialnerus nirgends mehr anerkannt zu werden.

Nur aus ähnlichen, in Vorstehendem dem Verständnis menschlich näher gebrachten Stimmungen erklärt sich die schroffe Haltung der katholischen Kirche auch solchen Forderungen des Gemeinwesens gegenüber, die mit Lutherthum und Katholicismus absolut nichts zu thun hatten, sondern das gemeine Beste aller Bürger zum Ziel hatten. Zu diesen Forderungen gehörte u. A. die mehr als ein Jahrzehnt vergeblich betriebene Abtretung des der katholischen Kirche gehörigen Dreifaltigkeitskirchhofes, die im dritten Kapitel besprochen worden ist. Doch allmählich verloren auch diese Gegensätze ihre Schärfe, und als u. A. für den Bau des katholischen Kirchturms (1832) in der protestantischen Kirche eine Collecte veranstaltet wurde, da schwanden die letzten Schatten in den Beziehungen zwischen den Grünberger Katholiken und Evangelischen, und auch das Verhältniß zwischen Gemeinde und Patron gestaltete sich immer mehr zu einem vertrauensvollen. Es ist so, trotz gelegentlicher geringer Mißverständnisse, geblieben und deshalb die oben gedachte Vermuthung, daß bei neueren Maßnahmen der katholischen Pfarrverwaltung Abneigung gegen die lutherische Bürgerschaft jemals mitgesprochen habe, abzuweisen und als ein Urtadismus zu bezeichnen.

Einen nicht unwesentlichen Antheil an der Herstellung freundlicher Beziehungen zwischen den beiden Confessionen hat die gerechte Regelung einer Angelegenheit, welche länger als ein halbes Jahrhundert in Grünberg als offene Frage galt, die 1839 erfolgte Abldung der unter dem Namen „Walfgrdschel“ bekannten Abgabe an die katholische Kirche nämlich. Die Erfolge verschiedener der Kirche von Alters her Verpflichteten, sich ihren Verpflichtungen unter Hinweis auf die Aufhebung des Parochialnerus zu entziehen, hatten auch bei dem protestantischen Theil des Tuchmacher-

gewerks die Frage angeregt, ob die fernere Entrichtung des sogenannten Walkgröschels für jedes in den städtischen Walken gewalkte Tuch rechtsbeständig sei. Es wurde deshalb 1779 vom Gewerk beschlossen, das Walkgröschel einstweilen zurückzuhalten und auf richterliche Entscheidung anzutragen. Dazu sollte es aber nicht kommen; vielmehr erging am 20. Juli 1781, nachdem auf Vorstellung des Magistrats von Blogau aus eine sorgfältige Prüfung der Sachlage erfolgt war, eine königliche Verordnung, welche den Tuchmachern mangels eines gesetzlichen Klagegrundes die Führung eines Processus verbot und dem Magistrat befohl, das ad depositum genommene strittige Walkgröschel sofort der Kirche auszuzahlen. Der in ziemlich ungnädigem Tone gehaltene Erlaß weist den Tuchmachern nach, daß das Walkgröschel keine Parochialabgabe sei, also nicht unter das Gesetz vom 11. Januar 1758 falle. Nach den eigenen Aussagen der Tuchmacher sei das Walkgröschel ein Theil des von jedem Stück Tuch mit 1 Silbergröschen an den Schaumeister zu erlegenden Schaugeldes, wovon 3 Pfennig der Schaumeister, $2\frac{1}{3}$ Pfennig das Gewerk erhalte, während $6\frac{2}{3}$ Pfennig zu gleichen Theilen zwischen der Kämmererei und der Stadtpfarrkirche getheilt werden. Es gehe das Gewerk gar nichts an, was nach Abzug der Antheile des Schaumeisters und des Gewerks mit dem Rest geschehe, ob er ganz von der Kämmererei zurückgehalten oder zur Unterhaltung der Geistlichen und Kirchenbedienten verwendet werde. Unzweifelhaft sei die Kirche seit Menschengedenken im Besiz dieser Abgabe und ein so „langwieriger und undenklicher“ Besiz vertrete allein schon die Stelle eines Titels, wodurch aller Nachweis, wie dieser Besiz erlangt sei, unnütz werde. Ganz hinfällig sei die Behauptung, das Zunehmen der Fabrik und die Erbauung einer neuen Walkmühle, wodurch die Abgabe höher würde, gäben ein Argument für die Kläger ab; denn die Tuchmacher hätten doch den Vortheil an dem einen und dem andern u. s. f.

So hatte also die Kirche in diesem einen Falle Recht bekommen und durfte die königliche Entscheidung mit Genugthuung begrüßen; denn die glänzende Lage

der Grünberger Tuchfabrikation in den letzten 40 Jahren des 18. Jahrhunderts vermehrte die Einnahmen aus dem Wallgröschel (1801 von 24 679 Stück) und half einigermaßen die anderweit eintretenden Ausfälle überwinden. Merkwürdig an der obigen Entscheidung ist nur, daß die Entscheidungsgründe, welche den Besig-nachweis von Berechtigungen, die aus unvordenklicher Zeit stammen, für überflüssig erklären, eigentlich auch auf andere Fälle passen, in denen die Kirche Unrecht bekommen hatte, weil sie so wenig als die Gegner die Entstehung der Abgaben nachzuweisen vermochte. Man wird indessen nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß um jene Zeit allerhöchsten Ortes die Auffassung der Tragweite des 1758er Gesetzes eine andere, mildere geworden war, als früher. Dem Gerechtigkeitsgefühl des Königs widerstrebe es mehr und mehr, daß auf Grund jenes Gesetzes viele Verpflichteten es widerrechtlich versuchten, der katholischen Kirche bestehende Gerechtigkeiten abzukndpfen, und daß die Gerichte nicht immer genaue Unterscheidungen trafen. So erklärt sich eine auch in obigem Bescheide an das Grünberger Tuchmachergewerk angezogene Cabinetsordre vom 14. Februar 1781, welche die genaue Führung des „gegenseitigen“ positiven Nachweises, daß die strittige Abgabe ein Decem oder eine sonstige Parochialabgabe sei, einschärft. In dem zu Ungunsten der Kirche entschiedenen Proceß gegen Schertendorf, welcher den späteren gleichlautenden Entscheidungen zu Grunde gelegt war, hatte die Kirche nur verloren, weil sie bei dem Fehlen aller Urkunden den negativen Beweis, also daß die Abgabe kein Decem sei, nicht zu führen vermochte.

Die bändige in Sachen „Wallgröschel“ erfolgte königliche Entscheidung verhinderte es wenigstens 30 Jahre lang, daß an diese Angelegenheit wieder geführt wurde. Dagegen tauchte die Frage aufs Neue auf, als mit der Einführung der neuen Gewerbeordnung die obligatorische Tuchschau Aufhebung erfuhr. Es gab hinfort keinen Schaumeister und keine Bemäßung eines solchen mehr, für welche eine Abgabe gerechtfertigt gewesen wäre, und somit auch keinen Antheil an der Gebühr. Da nach der königlichen Verfügung von

1781 die legale Entrichtung des Schaugeldes den einzigen Rechtsgrund für die Abgabe des Walkgröschels an die Kirche bildete, so spricht es für die damals schon eingetretene friedfertige und versöhnliche Stimmung der evangelischen Bürgerschaft und der Tuchmacher im Besonderen, daß man bei Aufhebung der Schauanstalt im Jahre 1823 die für jedes gewalkte Tuch zu entrichtende Abgabe von 1 Silber Groschen ausdrücklich beibehielt und die Walker bei Strafe von 2 Thalern für das Stück anwies, kein Stück ohne Quittung über den an den Gewerkschreiber gezahlten Groschen zum Walken anzunehmen. Doch hielt der hier zu Gunsten der katholischen Kirche bethätigte gute Wille nur etwa 10 Jahre vor. In diesen für die Tuchmacherei sehr unglücklichen Jahren hatten sich allerdings bedeutende Wandlungen vollzogen, durch welche die Angelegenheit ein anderes Gesicht bekam. Seit Einführung der Gewerbefreiheit war eine Anzahl Walken im Privatbesitz entstanden, welche um die Abgabe von 1 Silber Groschen das Stück billiger arbeiteten und den Gewerkswalken deshalb die Arbeit entzogen. Auch nöthigte die strenge Aufrechterhaltung der vorgedachten Bestimmung zu häufigen Revisionen in den Gewerkswalken, was wiederum auf die Beschäftigung der letzteren und auf den Pachtzins ungünstig zurückwirkte. Alle diese Gründe legten den Beschluß nahe, die ganze Frage aufs Neue der richterlichen Entscheidung zu unterbreiten und im Fall des Unterliegens sich auf eine Ablösung der Abgabe vorbereitet zu halten. Es wurde also von 1833 ab die jährlich etwa 150 Thaler betragende Abgabe der Kirche verweigert; doch erst nach vergeblichen Ausgleichsversuchen, u. A. der Einführung eines neuen Regulativs zur erleichterten Controle der Stückzahl, schritt Magistrat (1837) für die Kammerei und die Kirche zur Klage gegen das Tuchmachergewerk. Nachdem der Proceß am 10. December 1838 in erster Instanz gegen das Tuchmachergewerk entschieden worden, machte letzteres Vergleichsvorschläge, die bei beiderseitigem Entgegenkommen zu dem Ergebniß gelangten, daß mit 2200 Thalern, welche am 8. Februar 1839 die Gewerksklasse an die katholische Kirche zahlte, das „Walk-

gröschel“ für ewige Zeiten abgelöst wurde. So endete bei verständlicher Stimmung auf beiden Seiten und zu beiderseitiger Zufriedenheit ein Streit, der 60 Jahre lang Manches zur Verschärfung des vorhandenen Gegensatzes zwischen den Confessionen beigetragen hatte.

Viel trug zu günstigem Ausgang des Streites die liebenswürdige Persönlichkeit des damaligen Erzpriesters Franz Kuschel († 1841) bei, dessen zwanzigjähriger gesegneter Wirklichkeit in Grünberg anerkennend zu gedenken ist. Von seinem Beispiel angepornt, waren damals auch die letzten Spuren einer gesellschaftlichen Scheidung der beiden Confessionen beseitigt worden. Erzpriester Kuschel war Mitglied der Ressourcen-gesellschaft, ein fleißiger Besucher von deren Gesellschafts-abenden, und als die Junggesellen der Gesellschaft einst Männlein und Fräulein zu einem Junggesellenabend einluden, da ließ er sich's nicht nehmen, an der Tafel als ältester Junggeselle par excellence den Vorsitz zu führen. Daß sei, wen es angeht, zur Nachahmung empfohlen!

Wer künftig einmal eine Geschichte der Grünberger Vereine zu schreiben unternimmt, wird Mühe haben, die ersten Anfänge einer Vereinsthätigkeit zu entdecken. Der Rabritsch-Abend des Bürgermeisters Kauffmann, von dem an anderer Stelle berichtet ist, dürfte kaum als ein Vorläufer der späteren Whist- und Stat-Kränzchen anzusprechen sein; Gesellschaften, wie die spätere Ressourcen-gesellschaft, Kränzchenverein, Bürgerverein u. gab es noch nicht, also auch höchst selten öffentliche Lustbarkeiten, Bälle, Redouten. Aus der Besessenheit, mit welcher der Chronist jedes einzelne Ereigniß dieser Art schildert, geht hervor, daß er beim besten Willen von nicht mehr zu berichten hat und uns sicher nichts verschweigt. Auf diesem allerdings durch nicht ganz einwandfreie Schlussfolgerung gewonnenen Boden kann der 26. December 1782 als der Tag bezeichnet werden, an welchem in der ersten in Grünberg zur Pflege gemeinsamer Geselligkeit zusammengetretenen Gesellschaft die erste Vereinigung stattfand: „In diesem Tage wird die erste Redoute in Grünberg gehalten und alle Sonntage continuiret, den 30. die 2. Redoute“ schreibt

der Chronist, ohne jedoch zu sagen, aus welchen Elementen die Gesellschaft bestand und wo die Festlichkeit stattfand. Man wird indessen nicht irre gehen, wenn man diese Notiz in Verbindung bringt mit einer früheren, die also lautet: „Den 9. Januar 1778 war in hiesigem Landhause ein großes Picknick und Ball, wobei die beiden Herren Commandeure, Oberst-Lieutenant von Sauer und Major von Franckenberg und die mehrsten der Officiere. Lieutenant von Sydow hatte alle Besorgung übernommen. Von der hohen Noblesse waren dabei: Landrath von Stenzsch auf Brittag, v. Stenzsch-Deutsch-Kessel, Major von Diebitsch-Lättnitz nebst Frau Gemahlin, Major von Nassau-Ochelhermsdorf desgl., Major von Rabenau-Schertendorf desgl. mit Fräulein, von Schwemler-Mittel-Ochelhermsdorf desgl., von Mietschischek-Drehnow, von Sieglinsky-Crameröborn, Graf von Schmettau auf Pommerzig, ein gewisser Herr von Barsuf. Von Sprottau kam auch Herr Oberst von Merian nebst Frau Gemahlin und einige Officiere der Freystädter, Sprottauer und Saganer Garnison.“ In dieser Gesellschaft dürfte der Plan einer regelmäßigen geselligen Vereinigung entstanden sein; die nächstfolgenden Kriegsjahre waren der Ausführung der Idee aber nicht günstig, und so blieb sie bis auf friedlichere Zeiten vertagt und wurde später wie oben ausgeführt. Daß die Redouten-Gesellschaft aus dem Officiercorps und dem Adel der Nachbarschaft sich zusammensetzte, geht auch aus andern Mittheilungen hervor, und da die Räume des Landhauses u. d. auch für Hochzeiten hergeliehen wurden, so wird man nicht fehl gehen, das Landhaus als das Versammlungsklokal einzusetzen. Als bürgerlicher Gesellschaft geschieht zu jener Zeit nur der Schützengilde Erwähnung. Sie mag noch lange der einzige Vereinigungspunkt des Bürgerthums für gesellige Unterhaltung gewesen sein und allen Ansprüchen genügt haben; denn die eigentliche Lust am Vereinsleben für gesellige Zwecke und andere Betätigungen erwachte erst viel später. Den ersten nicht dem Vergnügen, sondern gemeinnützigen Zwecken gewidmeten Verein gegründet zu haben, ist das Verdienst des Bürgermeisters Commerzienrath Bergmüller, des ersten Bürgermeisters

unter der neuen Städteordnung. Er brachte 1825/26 einen „Verein zur Verbesserung des Weinbaues und der Obstzucht“ zusammen, dessen Sitzungen beim derzeitigen Veteranen des Weinbaues Joh. Seydel († 1839, 96 Jahre alt) im Rodelande stattfanden, zuweilen auch in dem benachbarten prächtigen, von Seydel 1786 erbauten Bordeauxkeller am Süd-Ost-Abhang des Rdbendank. Bei einer festlichen Versammlung an dieser Stelle, inmitten der Stüpfässer, erregte die Vorfrage „Wird auch der Wein langen?“ allgemeinen Jubel. Aus dem genannten Verein ist später (1834) der Gewerbe- und Gartenbau-Verein erwachsen; doch müssen wir es uns versagen, weitere Einblicke in dies Gebiet zu thun, aus Sorge, bei der unsäglichen Mannichfaltigkeit der Vereine in Gränberg, uns in das Chaos zu verlieren.

Zum Kapitel Geselligkeit in Gränberg gehört die Erwähnung einer großen Festlichkeit, die am 22. Januar 1805 im Schwarzen Adler stattfand, ein großer Maskenball, wahrscheinlich der erste seiner Art in Gränberg. Einige Tage vorher waren in Brittag aus Anlaß der Vermählung des sächsischen Officiers und Leibadjutanten von Ryffel mit Fräulein von Häsel (Adoptivnichte des letzten von Stenhsch) große Feste gefeiert worden, u. A. ein Ball, zu welchem die Officiere der Gränberger Garnison und viele Honoratioren von Gränberg eingeladen waren. General von Ryffel wurde später auf lange Jahre Gutsherr von Brittag und war eine in Gränberg sehr bekannte Persönlichkeit, ein großer Nimrod vor dem Herrn. Seine Beziehungen zu dem sächsischen Hofe hatten vollständig aufgehört, weil die sächsische Armee unter seinem Befehl in der Leipziger Schlacht zu den Verbündeten übergegangen war, was natürlich niemals verziehen wurde.

Oben ist von dem hochbetagt verstorbenen Nestor des Gränberger Weinbaues die Rede gewesen. Es ist merkwürdig, wie häufig in Gränberg Männer und Frauen zu hohem Alter kommen und wie häufig es gerade solche sind, die an einen mäßigen Weingenuß von Jugend auf gewöhnt waren. Für die Gesundheit und Bekömmlichkeit des Gränberger Weins legt diese Erfahrungsthatfache sicher rühmliches Zeugniß ab. Beim

Tode eines hochbetagten angesehenen Bürgers in der Breiten Straße wurde nachgerechnet, daß der von ihm während seines langen Lebens in täglichen kräftigen Libationen genossene Wein in Orbstoffgebunden, eines neben das andere gelegt, gerade den Weg vom Sterbeshause bis zum Kirchhof eingenommen haben würde. Der Chronist Reiche verzeichnet mit Recht die Todesfälle in hohem Alter mit großer Sorgfalt. Wir greifen folgende aus dem Anfang des Jahrhunderts heraus: Conditor Friebus 87 Jahre (+ 1801), Färber Sucker 93 Jahre (+ 1802), Tuchmacher Ebeling 98 Jahre (+ 1803), evangelischer Kantor Felsch 84 Jahre (+ 1803), Tuchmacherältester Fdrster 85 Jahre (+ 1806), Bäcker Schirmer 86 Jahre (+ 1807). Die Langlebigkeit ist den Grünbergern treu geblieben; wir erinnern an drei vor nicht langer Zeit verstorbene Greise, die über 90 Jahre erreicht hatten, als sie abgerufen wurden: den Forstsenator Präfer, den Kupferschmied Fendius, den Schlossermeister Niertb, welche zugleich Beispiele großer Rüstigkeit bis ins hohe Alter hinein sind. Zwei sehr alte Herren, den Stadtrath Präfer und den Tuchfabrikant Ginella, haben wir hoffentlich recht lange noch in unserer Mitte. Älteren Grünbergern wird auch noch der alte Johann Friedrich Seydel (+ 1859, 86 Jahre alt) in Erinnerung sein, als der Typus eines Grünberger Bürgers, der noch mit einem Fuß im vorigen Jahrhundert stand. Er besaß das Haus Ecke Postplatz und Breite Straße und an der Stelle, wo heute das Lange'sche Geschäft ist, bis 1848 einen Materialwaaren-Laden. Sein Hauptgeschäft aber war Eisen und vor Allem Wein; die großen Kellereien an der Berliner Straße, jetzt im Laslau'schen Besitz, waren sein Eigenthum. Er war der größte Weingartenbesitzer Grünbergs; denn die Zahl seiner Gärten belief sich auf nahezu 40, rings um die Stadt gelegen. Zurlese zog er daher mit über 100 Weinlesern und Weinleserinnen aus, Seydels Garde, wie sie genannt wurden. Wo die einfielen, war bald reiner Tisch gemacht. Er hatte es gern, wenn die Mädchen sangen — sie aßen dann ja keine Trauben —, und animirte wohl selbst durch ein „Singt Kinder, singt“. Gute Sängerinnen hatten bei ihm einen Stein im Brett; als solche em-

pfoblene Mädchen durften der Annahme sicher sein. Die Gränberger, welche sich zur Hälfte mit ihm „Herr Better“ nannten, titulirten ihn wegen seiner Vorliebe für hellfarbige Röcke eine Zeit lang den erbbsfarbenen Geist. Als er es erfuhr, trug er sich fortan nur dunkelblau mit hohen Stiefeln, worin die engen Hosen steckten. Der treffliche Mann mit dem besten Herzen, aber auch leicht erregt und zornig aufflackernd, war Dank seinem ausgezeichneten Gedächtniß eine lebende Chronik. Er erzählte gern und lebhaft und hielt die Ereignisse der bewegten Vergangenheit Gränbergs streng auseinander, ohne doch mit Angabe von Jahreszahlen pedantisch zu sein. Wer sich öfters mit ihm unterhielt, kannte schon die Abstufungen, die er machte, um eine Thatsache als dem Erzähler zeitlich näher oder ferner liegend zu kennzeichnen. Sagte er „damals“, so lag das Vorkommniß in ziemlich naher Vergangenheit, sagte er jedoch „vor diesem“, so ging die Sache bis mindestens zum siebenjährigen Kriege zurück. In seinem Hause machte Seydel den liebenswürdigsten Wirth; mit seiner Gattin, einer Schwiebuser Pastorstochter, lebte er in glücklichster Ehe, ein zärtlicher Gatte bis über die goldene Hochzeit hinaus. Der Haushalt war ein schlicht bürgerlicher, manches Neue erschien als unnützer Luxus. Stearinkerzen galten als Luxus, die alten Talglichter thaten es auch; und die Enkel hatten ja so große Freude daran, sie mit der Buzscheere auszuputzen und den Großvater ins Dunkle zu setzen. Eine Flasche Wein mit Glas daneben fehlte zu keiner Tageszeit auf dem Tische der Wohnstube. Zum letzten Mal zog Seydel 1853 zu der in Menge ganz ausgezeichneten Weinlese aus; dann erlaubten es ihm die Gebrechen des Alters nicht mehr. Aber er hatte die Freude, daß die drei letzten Jahre seines Lebens hintereinander in Menge und Güte gleich vorzügliche Leseu brachten. Er starb während der Weinlese 1859, nachdem er sich noch bei einer Ausfahrt an der Pracht der Trauben geweidet hatte. Seine Weingärten wurden 1860 verkauft. Es ist von Interesse für die Entwicklung der Grund- und Bodenwerthe um Gränberg, zu erfahren, daß diese Verkäufe durchschnittlich 193 Thaler für den Morgen Weinland brachten. Verkäufe des letzten

Jahrzehnts ergaben etwa nur den dritten Theil dieses Wertes.

Eine eigenartige, von den Kindern, die er gern durch rothwangige Kessel oder Aehnliches erfreute, verehrte Persönlichkeit war in der Mitte des Jahrhunderts auch der alte Senstleben, im Volksmund Baron Leder genannt, Baron, weil er eine gemessene Art, sich zu bewegen, Leder, weil er als Sattlermeister sich durch eisernen Fleiß und Sparsamkeit ein Vermögen erworben hatte. Er war ein Mann von einer für seinen Stand ungewöhnlichen Bildung, lange Zeit Mitglied des Magistrats und als solches durch seinen praktischen Blick und seinen Thätigkeitstrieb ausgezeichnet. Ihm verdanken manche nützlichen Einrichtungen in der Oeffentlichkeit Anregung und Förderung. Ueberhaupt ist den Bürgern dieser Epoche, welche ihren Schulunterricht unter den ersten Rectoren der Friedrichsschule, Fischer (bis 1780), Frisch (bis 1795) und Bathe (bis 1818) genossen, nachzusagen, daß sie sich durch Bildung und Umgangsformen auszeichneten. Als Beispiele hierfür seien der älteren Grünbergern wohl noch in angenehmer Erinnerung stehende Tuchfabrikant Bruck, welcher lange Zeit Stadtverordnetenvorsteher war, und der Stadtkälteste Traugott Schulz genannt, zuletzt Gde Niedertbor- und Niederstraße wohnend, ein hochangesehener, liebenswürdiger Greis.

Von derberer Eigenart als die Vorgenannten wäre aus der Mitte des Jahrhunderts eine ganze Anzahl Grünberger anzuführen. Die Abgeschlossenheit Grünbergs vom Weltverkehr, so nachtheilig sie in wesentlichen Stücken war, begünstigte die Entwicklung von Originalen, wozu auch die Gewohnheit des Weinstubenbesuchs und die Anregung dieser Geselligkeit das Ihrige that. Seit Grünberg dem Weltverkehr wiedergegeben, werden die Originale seltener und seltener. Es ist indessen eine mißliche Sache, Jemanden mit Namen als Original zu bezeichnen; man weiß nie, ob dies von noch lebenden Angehörigen nicht als eine Beleidigung aufgefaßt wird. Andere sehen es als ein Lob an! Original sein heißt ein ursprünglicher, gesunder Mensch sein, der sich die freie Entwicklung seiner Per-

sönlichkeit durch schwächliche Rücksichten nicht hat beeinträchtigen lassen und seine guten und süßen Eigenschaften, wie das Leben sie ihm anerkennen hat, frank zur Schau trägt. Ein ganzer und voller, ungekünstelter Mensch ist aber viel mehr werth, als ein von Bildung und Rücksichtnahme verschöndelter, und wenn er der Mit- und Nachwelt zuweilen Anlaß zum Lachen gegeben hat und giebt, so hat er nicht umsonst gelebt; denn das Lachen steht dem Menschen natürlicher zu Gesicht, als das Weinen, und viel besser ist es, Lachen, als Weinen zu erregen.

Nach dieser Auseinandersetzung mit den Lesern könnten wir flott von der Leber weg reden, ziehen es auf Grund früherer Erfahrungen aber doch vor, die Pfade vorsichtiger Rücksichtnahme zu wandeln, auf die Gefahr hin, den Verschöndelten zugezählt zu werden. Vor unserm geistigen Auge aber zieht in diesem Augenblick die Schützen Gilde vorüber und auf ihrem äußersten linken Flügel ein kleines Männchen, dessen Bläse beim Schreiten merkwürdig unmilitärisch auf- und nieder-taucht, weil er den einen Fuß außer dem Takte der Musik etwas nachschleppt, auch ein ganz unmilitärischer Anblick. Ein allbekannter lustiger Lohndiener ist's, ein Schalk, von dem erzählt wird, daß er bei seiner eigenen Hochzeit auf der Kirchfabrt, sei es aus Handwerksgewohnheit, sei es aus Schalkheit, hinten aufgesprungen sei, statt sich zur Braut in den Wagen zu setzen, und daß er nur darum Schälze geworden, um zu dem Wize Anlaß zu geben: der hinkende Bote kommt nach. Der Gilde voran schreitet ein mittelgroßer Mann mit rötlichem Haar, durch die Epauletten als der Schützenmajor ausgezeichnet, dessen Paradeschritt von unnachahmlicher Komik ist, die Kniee stets nach der falschen Seite durchgebogen in halber Kniebeuge, der Oberkörper dagegen straff ausgerichtet, den gezückten Degen im Takt der Musik schwenkend, und dazu ein Gesicht von so martialischem Ausdruck aufsetzend, daß es erschrecken könnte, hätte es uns nicht gestern noch beim Ankauf einer Lampe oder eines Paars Handschuhe verbindlich zugelächelt. Unter der Zahl der Schützenbrüder aber erblicken wir eine kurze gedrungene

Gestalt mit rötlichem Gesicht, die Brust mit sovielen Orden und Medaillen behangen, daß der Mann als eine Leuchte der Gilde und als mehrmaliger Schützenkönig unschwer zu erkennen ist. Seines Zeichens ein Schuhmacher, trägt er einen gefährlichen Namen, ist aber die beste, gutmüthigste Seele von der Welt und ein wigiger Kopf ersten Ranges, zugleich im Besitz der dicksten Frau von Grünberg und eines Sohnes, eines hervorragend hübschen, stattlichen Mannes, der nach Absolvirung seines Militärdienstes bei der Garde auch bereits Mitglied der Gilde geworden ist, bei welcher der Vater soviel Ehren eingeheimst hat. Wir verfolgen die Laufbahn dieses Sohnes im Geiste, wie er, ein tüchtiger Handwerker, die frohen Feste den sauren Wochen gegenüber mehr als vielleicht billig bevorzugt, bald als Bacchus, bald als Gambrinus auf Fässern thront, immer ein ganzer Mensch, dem nichts Menschliches fremd ist, immer lustig und brav, aber von der Sorte, der eine stets gefüllte Geldtasche zu ihrem Glück fehlt. Seines Gleichen hat die Weinstadt Grünberg noch Manche erzeugt. Die Einen arbeiteten sich nach langer träber Gährung zur Klarheit durch, die Andern gingen unter; aber kaum Einer war von dem überlegenen Mutterwig und der anmuthenden Jovialität wie unser Junstgenosse von Hans Sachs. Er starb in verhältnißmäßig jungen Jahren. Der Tod machte einen dicken Strich durch das Leben, bevor die Hefe darin übermächtig geworden war und es mit Essiggährung bedrohte.

Viel fröhliche Menschen macht unzweifelhaft der Grünberger Wein und erzeugt muntere Gedanken und Anschläge. Das Letztere haben von jeher die Besucher von auswärts erfahren, wenn sie, unbekannt mit den Tücken des jungen Weines, des Guten darin zuviel thaten. Wer mit diesem Wein nicht auf Du und Du steht, der versäumt so leicht die nöthige Vorsicht, besonders wenn er den Gastgebern zeigen will: ich bin auch ein trinkfester Mann. Je größer die Trinkfestigkeit, auf die gepocht wird, um so schmäblicher gewöhnlich der Fall, und dessen freuen sich alsdann die entmenschten Gastfreunde. Das sollte auch anno 1827 ein Zugewanderter erfahren, der die erste Weinlese in Grünberg mitmachte.

Es währte nicht lange, so lag er unterm Tisch und blieb da liegen, bis Alle lange nach Mitternacht den Heimweg antraten. Da sich herausstellte, daß er den Gebrauch seiner Beine verlernt, wurde der Unglückliche auf eine Karre gelegt und von den Andern nach Hause geschrotet. Man hatte das Accisehaus zu passiren und wurde vom schläfrigen Schlagschreiber mit der Frage angehalten, was da auf der Karre liege. Auf die übermüthige Erklärung „ein Schwein“ stellte der Zollwächter unbesehen den Accisezettel aus und nahm die kleine Gebühr in Empfang. Den Zettel aber steckten die Unholde dem Trunkenen in die Westentasche, und dort soll ihn am nächsten Morgen seine Frau gefunden haben, um so unangenehmer berührt, als ihr Mann Beamter war und sie ihm das nie zugetraut hätte.

Harmloser, aber immer noch toll genug, ging's auf der Weinlese in der Treibe zu, im gesegneten 1846er Jahr, als die Männer sich nach Erschöpfung von Schwärmern und Fröscheln mit Raketen und Leuchtugeln beschossen, und nachher der Wirth, ein fideles Schönsärber, die grotesken Manieren eines bekannten Barbiers nachahmend, zwei feine Herren aus Berlin, die sich ihm in der Weinlaune als Mitspieler darboten, mit Balserschaum einseifte. — — Nicht immer ging der mit Feuerwerk getriebene Schabernak ohne Schaden ab. Urge Brandwunden trug der alte Jäger Zarekly davon, dem bei der Lese im Bodskall die Vertheilung der kleinen Feuerwerkskörper übertragen war, als man ihm in die mit Fröscheln vollgepfropfte Tasche einen brennenden Schwärmer warf und nun der ganze Kladderadatsch mit einem Male losging. Z. war bekannt durch seine Einfilbigkeit und die sich gewöhnlich auf eine bestimmte Rede und Gegenrede beschränkende Unterhaltung mit seinem Prinzipal. Die bekamen die Anwesenden denn auch zu hören, als obiges Unglück geschehen war: „Nee so 'ne insame Zummheit!“ — — „„Ja, so soan Se immer, aberscht““ — — Eine große Dummheit wurde durch die Geistesgegenwart eines Officiers einst an ihrer Ausartung zu einem großen Unglück verhindert. Jung und Alt tanzte um das Nebenseuer und zog den Ringelreigen in so rasendem

Tempo um dasselbe, daß ein Paar hart am Feuer niederfiel und die Dame bei einem Haar von den Flammen ergriffen worden wäre, hätte ihr Tänzer, jener Officier, nicht die Faust mitten in's Feuer gestemmt und mit dem andern Arm seine Dame bei Seite geschleudert. Die furchtbar verbrannte Hand als Folge der ritterlichen That würde ein Romanschriftsteller unter der zarten Pflege der Geretteten bis längstens zum Mai des nächsten Jahres vollständig wiederhergestellt sein lassen, worauf dann unter blühenden Fliederbüschen die lange erwartete Verlobung erfolgte. Als Chronist müssen wir aber bekennen, daß nichts Derartiges aus dem einfachen Grunde erfolgen konnte, weil die Gerettete eine Frau war, die ihre Silberhochzeit bereits hinter sich hatte. Für ihn gesorgt und ihn gepflegt hat sie aber doch, und zwar erst recht!

Zu allerhand lustigen Streichen aufgelegt sind die Grünberger, namentlich das junge Volk, zu allen Zeiten gewesen. Einer der tollsten aber ist es, der wohl fünfzig Jahre lang Kallenbach's Haus am Hirtenberge, jetzt das „Weinschloß“ genannt, das Haus mit dem Napoleonsbute, Anfang des Jahrhunderts gebaut, in den Ruf gebracht hat, es spuke daselbst. Die Sache ist als Geheimniß von den Betheiligten viele Jahre streng gehütet worden, bis einst nach irgend einem Zweckessen, das einem gefeierten Kommenden oder Gehenden galt, einer der Attentäter, dem mittlerweile der „Mehlstaub“ der Jahre Haar und Bart weiß gefärbt, sein Herz erleichterte und einer aufstehenden Zuhörerschaft erzählte, warum es in Kallenbach's Haus spuke. Als er noch jung war, lag da unten im Keller ein köstlicher Tropfen 1834er, an dem der Erzähler insofern ein Recht hatte, als der Wein seinem Vater gehörte. Der Vater aber war dagegen, den Wein vor der Zeit zu trinken; daraus sollte ein ganz besonders guter Tropfen werden, sintemal der Keller sehr trocken war, der Wein stark zehrte und „Blume“ zu entwickeln versprach, was bekanntlich beim Grünberger selten geschieht, dann aber etwas wirklich Hochfeines ergiebt. Dem Sohne erschien die väterliche Absicht indessen gar nicht löblich, und seine Freunde theilten die Meinung, als sie ihn einst zum Kasten und

Auffällen begleitet hatten, welche letztere Arbeit bei dem schnellen Zehren des Weines öfters und mit Sorgfalt geschehen mußte. Kurz es wurde beschlossen, das Stückfaß allmählich auszukosten. Damit es aber mit aller Seelenruhe geschehen könne, mußte der Ort allen Andern vergrault werden, mit Ausnahme des beherzten Sohnes, der sich nach wie vor bereit erklären sollte, trotz der Schrecken des Ortes die Pflege des Weins zu besorgen. Gesagt, gethan! Oben im Preßraum wurden nun alle vorhandenen Geräthe so auf die Rippe gestellt, daß sie umfallen mußten, wenn nur daran gerührt wurde. Alle wurden durch Bindfaden miteinander verbunden, die große Kastenkarre aber vom Kamin aus in den Schornstein geschoben und hier auch nur eben so lose festgeklemmt, daß eine geringe Anstrengung dazu gehörte, sie herunterfallen zu machen. Auch die Kastenkarre wurde nun mit den andern Geräthen und schließlich mit der Thür verbunden, sodaß man ganz sicher sein konnte, daß im Augenblick des Oeffnens der Thür eine fürchtbare Wirkung eintreten mußte. Wenige Tage später trat diese Wirkung ganz wie erwartet ein. Irgend Jemand aus dem Haushalte des Besitzers wurde nach dem Weinbergshaus geschickt, um Etwas zu holen. Als er die Thür öffnete, brach der Höllenspektakel mit solcher Gewalt los, daß der Bote entsetzt entfloh und zu Hause schreckensbleich und mit schlotternden Knien erzählte, was ihm begegnet war. Seitdem spukte es im Weinbergshause, und Niemand außer dem Sohne wagte fortan, es zu betreten. Der aber that es noch manches Mal heimlich bei nachtschlafender Zeit in Gesellschaft seiner guten Freunde, und nicht lange dauerte es, da kam er, um dem Vater die Schreckensmär zu melden, daß die Spukgeister seinen 1834er bis auf die letzte Reige ausgetrunken hätten. Der Alte hatte zwar seine Bedenken im Stillen, forschte aber nicht weiter und beruhigte sich bei dem Gedanken, daß sein 34er doch etwas Apatres gewesen sein müsse, weil er den Spukgeistern so gut geschmeckt hatte.

Sehr übel kam einer bekannten Grünberger Persönlichkeit einmal die Unvorsichtigkeit zu stehen, daß sie, nachdem sie Blapperwasser getrunken, ihren Freunden

erzählte, sie habe eine Capitalsanlage in Aussicht, die 600 Procent Zinsen verspreche. Da der Erzähler als ein feiner Rechner galt, der lieber hohe als niedrige Zinsen nahm und sein Schäschen ins Trockne zu bringen wußte, bestürmten ihn die Freunde um nähere Mittheilungen. Er sträubte sich lange dagegen, behauptend, er könne beim besten Willen noch nichts Genaueres sagen. Das war die volle Wahrheit; denn als er endlich, von den Freunden immerfort bedrängt, sein Geheimniß preisgab, war es weiter nichts, als daß er sich auf eine Zeitungsannonce hin, die eine absolut sichere Capitalsanlage zu 600 Procent Zinsen verspreche, gemeldet habe, jedoch noch auf Antwort harre. Seitdem ging der Erzähler seinen Freunden aus dem Wege, was diese nur immer neugieriger machte. Endlich wußten sie ihn einmal zu stellen und von ihm das Bekenntniß zu erpressen, er habe Antwort erhalten, es sei aber nichts damit. Die Freunde ruhten indessen nicht, bis sie es herausgekriegt, worin die vereitelte Capitalsanlage bestanden hatte: Einem Mann, der ein Kameel, einen Bären und mehrere Affen durch's Land führte, war der Bär gestorben, und die Capitalsanlage bestand in der Auslage für einen neuen Bären unter Uebernahme des Bärenführerpostens. Dies Geld sollte sich bestimmt und unter Bürgschaft des Kameeltreibers auf 600 Procent verzinsen! Natürlich gab es ein stürmisches Gelächter, und der enttäuschte Capitalist hatte jahrelang für Spott nicht zu sorgen, bis ihm einmal der Geduldsfaden riß und er Jedem mit einer Beleidigungsklage drohte, der die Sache auch nur andeutungsweise ferner berühren würde.

Manche Geschichten, worüber Gränberg sich zu ihrer Zeit belustigte, befesteten sich an die Person des Buchbinders Fiedler. Das war ein geschickter Buchbinder, Zungesell, ein Mann, über den man Zeit seines Lebens nicht ins Klare kam, stellte er sich einfältig oder war er's. Viele hielten ihn für einen Brutus, die Meisten für einen Narren. Alle aber hatten Mitleid mit ihm, weil er sich Mühe zu geben schien, sein Brot redlich zu verdienen. Aus Mitleid beschenkte man ihn u. A. mit abgelegten Kleidungsstücken. Jahrzehnte lang erschien er auf der Straße in einem blauen Frack mit goldenen

Knöpfen, den man in den vierziger Jahren an einer bekannten Persönlichkeit gesehen, auf dem Kopfe einen hohen grauen Felselbut, den ganz Grünberg ebenso jahrelang auf dem Kopfe einer andern Persönlichkeit gekannt hatte. Stadtbekannt wurde Fiedler durch seine „Toilette“. Er hatte einst von der Polizeibehörde die Erlaubniß erwirkt, einen sehr hübschen, von ihm gefertigten Toilettenkasten — weißer Glanzcarton, Goldleiste, rothe Bläschstreifen, Spiegelscheiben, Tempelgestalt — auszuspielen und dafür in der Stadt Loose zu verkaufen, das Stück zu zwei guten Groschen. Die Loose brachte Fiedler leicht beim Publikum unter, weil man Mitleid hatte und die drollige Art seines Auftretens ihm beim Absatz half. Man hörte dann lange Zeit nichts und sah den Mann nur gelegentlich immer noch mit der Toilette herumlaufen, angeblich weil noch nicht alle Loose abgesetzt seien. Allmählich wurde der Zusammenhang dieser sich ewig ausdehnenden Lotterie bekannt: Die Toilette wurde nicht ein, sondern viele Male ausgespielt. Jedes Mal überbrachte Fiedler sie dem glücklichen Gewinner, ließ sie in dessen Händen, nahm ein gutes Frühstück an, kehrte aber nach wenigen Tagen zurück und bat sich die Toilette wieder aus, mit der lakonischen Bemerkung, es sei ein Versehen vorgekommen. Trotz dieses bekannten Sachverhalts nahm das Publikum ferner Loose auf die Toilette, aus Mitleid für den wunderbaren Gesellen. Es ist ein Zeugniß für die außerordentliche Gutmüthigkeit der Grünberger, daß Fiedler dies Spiel über zehn Jahre fortsetzen konnte. Wenn wir nicht irren, ist er darüber gestorben. Was aus der Toilette geworden, ist unbekannt. In der Zeit, als diese Geschichte spielte, verheirathete sich eine Grünberger Dame, die auch einmal glückliche Gewinnerin der Toilette gewesen war, um sie zwei Tage später wieder herausgeben zu müssen, nach Neu-York. Zehn Jahre blieb sie von Grünberg fern. Als sie am ersten Tage nach ihrer Heimkehr bei Tische saß, wurde sie herausgerufen. Fiedler stand draußen im blauen Frack mit goldenen Knöpfen, den grauen Felselbut im Nacken, die Toilette unterm Arm und bot Loose an. Die Dame hat später erzählt: Nichts habe ihr, die während

der zehn Jahre ihrer Abwesenheit in der großen Welt gelebt und den gewaltigen Fortschritt der Zeit täglich zu beobachten vermocht, mehr vor Augen geführt, daß in Grünberg so ziemlich Alles beim Alten geblieben sei, als dieser noch immer seine Toilette anbietende, wunderliche Buchbinder. — Eine der Grünberger Buchhandlungen sollte eine befremdliche Erfahrung mit Fiedler machen. Da er stets um Beschäftigung bat, gab man ihm eine Partie Katechismen zum Einbinden, hörte aber lange Zeit nichts davon. Endlich stellte man Fiedler zu Rede: „Wo bleiben die Katechismen?“ — Worauf die naive Antwort mit der unschuldigsten Miene von der Welt erfolgte: „„Wo werden se bleiben, verkoost sind se!““ — Tableau!! — Der Mann ist noch in ziemlich jungen Jahren gestorben. Als Todesursache war angegeben „Marasmus“, ein Wort, das in seiner Vieldeutigkeit ebenso auf moralisches als physisches Leiden schließen läßt; vermuthlich vereinigte sich beides mit etwas Geistesgestörttheit.

Der Wunsch, Charakteristisches von Grünberg und den Grünbergern aus vergangenen Tagen zu erzählen, was er zu einem Theil selbst erlebt und beobachtet, hat den Verfasser vielleicht etwas zu weit geführt und ihn allzu kleine Steinchen zu dem Mosaikbilde wählen lassen, das er zusammengestellt. Sollten die Leser diese Bemerkung gemacht haben und sich von einzelnen Theilen des hier Gebotenen unbefriedigt abwenden, dann bittet Verfasser, ihn zu entschuldigen, daß er nicht das Richtige getroffen. Jedenfalls sei hiermit das Kapitel zum Schluß gebracht, obgleich noch so Manches zu erzählen wäre.

14. Vom alten Eibenbaum.

In allen vorangehenden Capiteln ist von der mehr als sechshundertjährigen Vergangenheit Grünbergs die Rede gewesen und mancher noch vorhandenen stummen Zeugen dieser Vergangenheit Erwähnung geschehen, wie der alten, zum Theil noch unversehrten Stadtmauer, der Umfassungsmauern der katholischen Pfarrkirche, des

Hungerthurm. Doch alle diese steinernen Zeugen reden zu dem gegenwärtigen Geschlecht von einer viel jüngeren Vergangenheit, als ein noch vorhandener lebender Zeuge, ein uralter Baum, verhältnißmäßig wenigen Grünbergern bekannt, dessen Alter von Sachverständigen auf etwa sechshundert Jahre geschätzt wird. Dieses ehrwürdige Lebewesen, ein Eibenbaum, und zwar ein Baumweib, denn er zeigt, wenn ihm die jungen Zweige nicht allzu stark verstuft werden, im Sommer die prächtig in sattem Roth erglänzenden Beerenzapfen in großer Fülle, steht hart an der alten Stadtmauer außerhalb derselben in einem Grundstück an der Seilerbahn. Er wird zur Zeit arg mißhandelt; denn altes Eisen wird nicht bloß um seinen Stamm gelagert, sondern auch an denselben angelehnt, ja in seinen strauchartig bald über dem Boden verzweigten Nestern niedergelegt, wenn es an Platz fehlt, und Niemand macht sich Gedanken, wenn beim Hinstellen und Wegnehmen der scharfkantigen Eisentheile dem Baumbeteranen Leides geschieht. Das ist solcher Ehrwürdigkeit gegenüber ein Unrecht. Dem gegenwärtigen Geschlecht scheint die mit unsern Urvorderen auf's Engste verwachsene Ehrfurcht vor alten Bäumen abhanden gekommen zu sein. Ist es nicht ein Gedanke von der Erhabenheit beinahe wie die Erinnerung an Weltanfang und Weltende, sich zu vergegenwärtigen, daß, während zwanzig Menschengeschlechter an diesem Orte kamen und gingen, des Lebens Freuden und des Lebens Jammer, und von dem letzteren ein überreichlich Theil, auf dieser Scholle durchlebten, während die Wogen einer an Wandlungen reichen Geschichte auch über diesen Erdenfleck hinwegrollten, hier draußen, von allem Wechsel der Zeiten unberührt, Jahrhunderte überdauernd, in Sonnenschein und Wintersturm ein Baum stand, der sich in 600 Jahren mit jungem Grün, das alte belebend und ergänzend, schmückte, 600 Jahre lang unentwegt Frucht trug, ungezählte Geschlechter von Vögeln auf seinen Zweigen wiegte und sich trotz seines hohen Alters anschickt, Gräße von dem gegenwärtigen Grünberg noch an eine entfernte Zukunft zu übermitteln! Wahrlich, wem unser Eibenbaum, der Grünberg entstehen und wachsen sah, bei

solchen Erinnerungen und Erwägungen nicht geheiligt dünkt, dem pocht das Herz im Busen nicht in der rechten Art, der ist als ein Armer im Geiste zu beklagen, dem der Sinn abgeht für das, was das Leben lebenswerth macht, die Verknüpfung des Einzeldaseins mit Vergangenheit und Zukunft unser's Geschlechts!

Von ähnlichen Gedanken erfüllt, hat der Grünberger Gewerbe- und Gartenbau-Verein vor Jahren schon an den gegenwärtigen Besitzer des Baumes die dringende Bitte gerichtet, den Baum zu schonen und es zu verhindern, daß er beständig seines besten grünen Schmuckes beraubt werde. Die Zusage wurde damals bereitwillig erteilt und während einiger Sommer auch gehalten. Der Baum begann seine Krone zu fällen und hatte bald ein stattliches Ansehen erlangt, das auf ferneres Gedeihen und dauernde Gesundheit hoffen ließ. Leider scheint neuerdings die Zusage vergessen zu sein. Um seines schönen Grüns willen wird unser Baumgreis geplündert, sodaß er seine Zweige fast wie Besenstiele in die Läfte reckt und es ein Graus ist, ihn so in seiner Entwürdigung und Entstellung zu sehen. Ein Freund theilte uns mit, er vermeide es, durch die Seilerbahn zu gehen, weil ihm diese Behandlung des Baumes an's Herz greife!

Bereits im Winter 1890/91 wurde dem Vorstande des Gewerbe- und Gartenbau-Vereins vorge schlagen, folgende Eingabe an den Magistrat zu richten:

„Dem sehr geehrten Magistrat dürfte bekannt sein, daß sich innerhalb unserer Stadt, auf dem Grundstück des Herrn Klopsch, Seilerbahn, ein schöner Eibenbaum befindet, dessen Alter durch Sachverständige auf 600 Jahre geschätzt wird. Dies älteste Lebewesen Grünbergs ist somit wahrscheinlich älter, jedenfalls kaum jünger, wie die Stadt selbst. An und für sich sind so alte Eibebäume höchst seltene und ehrwürdige Erscheinungen. Es wird angenommen, daß sie Ueberreste eines Urwaldes sind, der in vergangenen Jahrtausenden ganz Norddeutschland bedeckte. Wie viel ehrwürdiger erscheint für uns Grünberger der Baum, welcher mitten im heutigen Grünberg, hart an der mittelalterlichen Stadtmauer stehend, Zeuge des Werdens und Gedeihens unserer Stadt von Unbeginn

gewesen ist! Diese Erwägung hat die Unterzeichneten schon vor einigen Jahren veranlaßt, dem Besitzer des Baumes dessen Schonung aufs Dringendste zu empfehlen. Er ist hierauf in der bereitwilligsten Weise eingegangen und seitdem das Abschneiden von Grün gänzlich eingestellt worden, so daß der Baum, welcher früher leider arg geplündert worden war, bereits wieder eine stattliche Erscheinung bildet. Jedoch droht dem Baum von seiner Umgebung Gefahr. Das betr. Gehößt wird nämlich zur Aufbewahrung alten Eisens benutzt, das in großen und kleinen Stücken an und um den Baum gelagert ist. Bei Niederlegung und Fortnahme der schweren Stücke wird nun wohl nicht immer mit entsprechender Rücksicht auf die Seltenheit und Ehrwürdigkeit des Baumes verfahren; denn es findet sich z. B. an einem Hauptaste eine Verletzung aus neuester Zeit. Um solchen den Baum bedrohenden Beschädigungen vorzubeugen und denselben fernsten Geschlechtern zu erhalten, beantragen wir deshalb, nachdem wir uns der Zustimmung des Besitzers des Grundstückes versichert, der sehr geehrte Magistrat wolle beschließen,

diesen Eibenbaum mit einem Gitter und passender Inschrift daran auf städtische Kosten versehen zu lassen.

Als Inschrift bringen wir in Vorschlag: „**Ältestes
„Lebewesen Grünbergs, vermuthlich älter als
„die erste Ansiedelung auf der Stelle des
„heutigen Rathhauses. Dem Zeugen bewegter
„Vergangenheit widmet dies Schutzgitter
Die Bürgerschaft Grünbergs.**“

Indem wir uns der Hoffnung hingeben, der sehr geehrte Magistrat werde diesem Antrage Folge geben, zeichnen“

Diese Eingabe ist seiner Zeit nicht zur Beschlußfassung durch den Vorstand und natürlich auch nicht zur Abgabe an ihre Adresse gelangt; aber eine ähnliche Bitte jetzt an die städtischen Behörden zu richten, erscheint heute noch ebenso am Platze wie damals. Die eingetretene Verzögerung wird die Gefühle für den Baum nicht erkaltet haben. Was sind die seither

vergangenen fünf Jahre im Vergleich zu dem Alter des Baumes, daß er hinter sich, und im Vergleich zu dem fröhlichen Wachsthum, das er wahrscheinlich noch vor sich hat, wenn seine Landsleute ihm die schuldige Achtung und Schonung erweisen und ihn zu einer Art Stadttheiligkeit erklären: Wehe der Hand, die ihn künftig verlegt und ihn seines grünen Schmuckes beraubt!

Alte Eibenbäume sind in Deutschland so selten geworden, daß, wenn jene Gründe der Pietät für das älteste Lebewesen Grünbergs versagen sollten, die zunehmende Seltenheit dieser Bäume schon Anlaß geben müßte, unsern Eibenbaum lieb und werth zu halten. Wer für die Ehrwürdigkeit keinen Sinn hat, der erwärme sich für obigen Vorschlag um der Merkwürdigkeit des Baumes willen. Aus welchen Beweggründen der Baum erhalten wird, das ist seinen Freunden schließlich gleich, nur erhalte man ihn! Wenn es künftig einmal in geographischen Lehrbüchern bei Grünberg heißen sollte „große Manufacturen, beträchtlicher Weinbau, uralter Eibenbaum“, so kann man den Baum vielleicht um Geld sehen lassen, wie den großen Topf in Bunzlau! Selbst solche praktischen Ueberlegungen sollen willkommen sein, wenn sie zur Erhaltung des Baumes beitragen.

Johannes Trojan, der beste Kenner der deutschen Waldflora und ein überzeugter Freund der alten Eibenbäume, die es ihm angethan und aus ihren Zweigen manches schöne Lied zugeflüstert haben, erzählt von einem Eibenbaum im Bodethal im Harz, der schon an seiner Stelle gestanden haben müsse, als die Herrmannschlacht im Teutoburger Walde geschlagen wurde. Jetzt ist dieser Baum zwar hohl, aber er grünt doch noch so lustig, daß er manche Geschlechter noch überleben kann. Die berühmten beiden Eibenbäume im Garten des Herrenhauses in Berlin taxirt Trojan auf ein Alter von 500 Jahren, auf Grund des Vergleichs mit gefällten Eibenbäumen aus dem Eißbusch in der Lucheler Haide und der Zählung ihrer Jahresringe. Jene Bäume im Herrenhausgarten haben 170 cm im Umfang. Zu gleichem Ergebnis über ihr Alter gelangt Trojan durch den Vergleich mit einem Eibenbaum am

großen Stern im Thiergarten, dessen Alter von 160 Jahren man genau kennt und der 25 cm im Umfang hat. Diese Berechnungsweise auf unsern Grünberger Eibenbaum angewandt, der nach einer Messung 188 cm, nach einer andern 212 cm im Umfang hat, läßt die Schätzung des Alters von 600 Jahren noch als eine mäßige erscheinen. Unter drei in Schlesien bekannten uralten Eibendäumen ist er der zweitälteste; denn der bei der alten Schweizerei unterm Fürstenstein stehende, seit 10 Jahren durch ein Gitter geschützte Baum wird auf 850 Jahre, der in Petersdorf im Hirschberger Thal auf 450 Jahre geschätzt.

Hören wir endlich, was der genannte liebenswürdige Dichter, der Grünberg im gesegneten Herbst von 1889 besuchte, um auch einmal die Grünberger Rebenberge neben den von ihm bevorzugten an der Mosel kennen zu lernen, damals von unserm Eibenbaum am Schluß des Berichtes über seine Grünberger Erlebnisse in der „National-Zeitung“ veröffentlicht hat:

„Zum Schluß will ich noch über einen alten Eibenbaum berichten, den ich in Grünberg gefunden habe. Ein paar Eibendäume von etwa 100 Jahren standen im Garten meines Gastfreundes und vier in Form abgestufter Pyramiden gezogene, deren Alter mit 140 Jahren bestimmt werden kann, sah ich im Hellwigschen Garten. Ich hörte aber, es befinde sich noch ein anderer alter Eibenbaum in Grünberg, an dem jedoch nicht viel zu sehen sei. Er steht mitten in der Stadt auf dem Hofe des Grundstücks eines Kaufmanns Klopsch, der mit Steinen, Kalk und Eisen handelt. Schon als ich von draußen die Zweige über die Mauer hängen sah, schlug mir das Herz; denn an der Haltung des Zweigwerks erkannte ich, daß es ein ganz alter Baum war. Das bestätigte auch die genauere Besichtigung. Er ist gewachsen wie ein riesiger Strauch. Der Fuß desselben ist zugedeckt mit Steinen und altem Eisen, so daß man nicht sehen kann, wie stark der gemeinsame Stamm, aus dem die zahlreichen Aeste entspringen, dicht über dem Boden ist. Nach dem Umfang des stärksten Aestes aber schätze ich das Alter des Baumes auf 500 bis 600 Jahre. Wenn ich durch diese Ver-

öffentlichung dazu beitrage, daß dieser Baum künftig mit mehr Achtung angesehen wird und von der Vernichtung durch die Art verschont bleibt, so werde ich glauben, daß ich der Stadt, in der ich kürzlich so viel Vergnügen und Belehrung fand, einen kleinen Dienst geleistet habe.“

Den Wunsch, daß endlich der Eibenbaum mit mehr Achtung angesehen und sein Leben sicher gestellt werde, theilen viele Gränberger. Auch ihnen schlägt das Herz beim Anblick des ehrwürdigen Baumes, zur Zeit aber in lebhafter Betrübniß über seine Mißachtung und Mißhandlung. Möge endlich in dem oben vorgeschlagenen Sinne Ernstliches geschehen, um Gränberg sein Heiligthum zu erhalten!

15. Nachtrag.

Die vorstehenden Aufsätze sind, wie den Gränberger Lesern bekannt, im Laufe der letzten Jahre entstanden und nach und nach in den Spalten des „Gränberger Wochenblattes“ veröffentlicht worden. Manche in- zwischen empfangenen Zuschriften haben dem Verfasser zu seiner Genugthuung bewiesen, daß seine Arbeiten Interesse erweckt haben; am schätzenswerthesten aber sind ihm diejenigen Bemerkungen gewesen, welche ihn auf eine oder die andere Auslassung, ja auf gelegentlich untergelaufene Irrthümer aufmerksam machten. Diese Lücken auszufüllen, diese Versehen zu berichtigen und zugleich noch aus eigenem Antrieb einige Nachträge zu bringen, weil solche theils als Ergänzungen wünschenswerth, theils zur Klarstellung der geschichtlichen Wahrheit nothwendig sind, ist der Zweck vorliegenden letzten Capitels.

Vor Allem liegt dem Verfasser an der Richtigstellung der Mittheilungen über die Rolle, welche der Gränberger Wein (wie im neunten Capitel nachzulesen) vor der Leuthener Schlacht gespielt haben soll. Es geschieht mit blutendem Herzen, daß die anmuthende Erzählung von der belebenden Wirkung des guten 1756er Gränberger Gewächses auf die erschöpften preussischen Truppen,

welche dadurch befähigt wurden, den Feind unter Anwendung der schrägen Schlachtordnung auf's Haupt zu schlagen, als ein „Treppenwitz der Weltgeschichte“ bezeichnet werden muß. — „Es wär' zu schön gewesen, es hat nicht sollen sein!“ — Unter einem Treppenwitz versteht man bekanntlich einen Witz, der Einem beim Weggehen erst auf der Treppe einfällt und den man bedauert, nicht angebracht zu haben, weil er Einem leider nicht rechtzeitig eingefallen ist. So verhält es sich mit dem Grünberger Wein und der Leuthener Schlacht. Unser 1756er Schieler hätte sicher seine gute Wirkung gethan, wenn er in jenen Dezembertagen 1757 zur Stelle gewesen wäre, und die berühmte Leuthener Schlachtordnung wäre vermuthlich noch viel schräger ausgefallen; aber die Weltgeschichte besann sich leider erst viel später darauf, daß in Grünberg damals volle Etüdfässer lagerten, die zur Herzstärkung der Truppen herbeigeschafft werden konnten. Verfasser hatte die Erzählung ihrer inneren Glaubwürdigkeit halber, da sie in Grünberg als Ueberlieferung lebte, und auf das mit dieser Tradition im Wesentlichen übereinstimmende Zeugniß Friedrich Försters in seiner Geschichte Friedrichs des Großen, auf Treue und Glauben hingenommen und wiedergegeben, indessen schon bei der Niederschrift des Capitels kamen ihm Bedenken an ihre Glaubwürdigkeit. Es wird den Lesern aus dem zehnten Capitel erinnernlich sein, wie eingehend Friedrich der Große bei seinen häufigen Besuchen Grünbergs sich stets nach dem Ergehen des Weinbaues erkundigte und wie er gelegentlich auch scherzhafte Bemerkungen über den Wein machte, z. B.: „Ja, ja, wer ihn nur nicht trinken muß.“ Würde bei einem dieser mannigfaltigen Anlässe der König sich nicht einlenkend an die wohlthätigen Wirkungen des Grünberger Weins vor der Leuthener Schlacht erinnern haben, wenn die Geschichte davon begründet war? Und würde unter derselben Voraussetzung, falls der König die Angelegenheit vergessen — was bei seinem vorzüglichen Gedächtniß an und für sich unwahrscheinlich ist — der keine Menschenfurcht kennende Bürgermeister Rauffmann sich nicht bei passender Gelegenheit erlaubt haben, an die Leuthener Erfolge des

Grünberger Weines zu erinnern, was der König doch nur gut aufnehmen konnte? Genug, es entstand bei dem Verfasser der Wunsch, diese Sache eingehender zu prüfen und aus dem Briefwechsel des großen Königs den Brief herauszufinden, in dem der hohe Brieffschreiber selbst nach Angabe Friedrich Försters die fragliche Thatsache berichtet haben soll. Ein solcher Brief findet sich in der übersichtlich geordneten, von der Akademie veranstalteten Ausgabe der königlichen Correspondenz nirgends; dagegen schreibt der König in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges Band III Seite 232 wörtlich Folgendes: „On prit les officiers par le point d'honneur; on leur rappela le souvenir de leurs anciens exploits; on tâcha de dissiper les idées tristes dont l'impression était fraîche; le vin fut même une ressource pour ramener ces esprits abattus. Le Roi parla aux soldats; il leur fit distribuer des vivres gratis. Enfin on épuisa tous les moyens que l'imagination pouvait fournir et que le temps permettait, pour réveiller dans les troupes cette confiance sans laquelle l'espérance de la victoire est vaine. Déjà les physionomies commençaient à s'éclaircir et ceux qui venaient de battre les Français à Rossbach persuadèrent à leurs compagnons de prendre bon courage.“ Uebersetzt: „Man sagte die Officiere am Ehrenpunkt; man rief ihnen die Erinnerung an ihre früheren Thaten zurück; man bemühte sich, die traurigen Gedanken, deren Eindruck noch frisch war, zu zerstreuen; selbst der Wein war ein Mittel, die niedergeschlagenen Geister aufzurichten. Der König sprach zu den Soldaten; er ließ gratis Lebensmittel an sie austheilen. Kurz man erschöpfte alle Mittel, welche die Einbildungskraft liefern konnte und die Zeit gestattete, um in den Truppen jenes Vertrauen zu erwecken, ohne welches die Hoffnung auf Sieg eitel ist. Schon begannen die Gesichter sich zu erhellern und die, welche soeben die Franzosen bei Rossbach geschlagen hatten, überredeten ihre Gefährten, guten Muth zu fassen.“ Es geht aus der Fassung dieser Stelle unzweideutig hervor, daß die belebende Wirkung des Weines zwar zur Hebung der Stimmung der Officiere benützt wurde, daß die Mannschaften indessen keinen

Wein, wohl aber außergewöhnlich reichlich Lebensmittel empfangen. Für die Bewirthung der Officiere mit Wein wird man aber nicht nöthig gehabt haben, sich nach Gränberg oder Guben zu wenden, da die Verbindung mit Glogau offen war. — Hiermit scheint die historische Wahrheit der habschen Erzählung unwiederbringlich entkräftet, was nicht ausschließt, daß letztere als „Anekdote“ mit derselben Berechtigung weiterlebt, wie hunderte ähnlicher „historischer“ Anekdoten, mit deren Beglaubigung es im höchsten Grade windig aussteht. Uebrigens sind auch die Protokolle des Gränberger Magistrats aus den Jahren 1757 und 1758 nach Andeutungen des Ereignisses vergeblich durchforscht worden.

Die im 11. Capitel aufgeworfene Frage, wo die Post in Gränberg zuerst ihr Heim aufgeschlagen habe, und die unsichere, zu jener Zeit allein mögliche Antwort hat zu weiteren Untersuchungen der Frage Anlaß gegeben. Dabei ist es dem Verfasser durch die große Freundlichkeit der höchsten Postbehörden gestattet worden, die Akten des Gränberger Postamtes einzusehen und daraus mit gütig gewährter Erlaubniß das im Folgenden über die Einrichtung der Post in Gränberg Mitgetheilte zu entnehmen. Zu besserem Verständniß muß etwas weiter ausgegriffen und zunächst von der Einrichtung der Post in den kurbrandenburgischen Landen gesprochen werden; denn eigentlich verdankt Gränberg, obwohl damals noch östereichisch, seine Hereinbeziehung in den Postenlauf ausschließlich der Initiative des großen Kurfürsten, welcher der Post als einer wichtigen Staatsangelegenheit die größte Aufmerksamkeit zuwandte.

Die ersten Anfänge einer kurfürstlich brandenburgischen Post gehen auf das Jahr 1646 zurück. Den Anlaß gab das Verlangen des schwedischen Postmeisters zu Riga, welcher bis dahin Posten den ganzen Seestrand entlang bis Königsberg gehalten hatte, ihm die Concession zu verlängern. Auf das Gutachten des kurfürstlichen Geheimrathes „die Concession nicht zu ertheilen, weil daraus großes Präjudiz erwachsen könne“, entschied der Kurfürst in diesem Sinne und befaßl mündlich, die Concession zu cassiren, aber auf Vorschläge für Ersatz bedacht zu sein. Das ist der Anfang der

preußischen Post! Die von Michael Matthias entworfenen Vorschläge nahmen die Einrichtung eines Hauptpostcurses von Memel bis Cleve mit Zweigverbindungen nach Amsterdam, Hamburg, Stettin, Leipzig, Breslau und Warschau in Aussicht. Durch Verordnung vom 21. April 1646 bestimmte der Kurfürst, „daß diese Posten eingerichtet werden sollen, weil zudörderst dem Kauf- und Handelsmann hoch und viel daran gelegen sei.“ Natürlich vollzog sich die Einrichtung nur ganz allmählich. Die erste preußische Post war eine Reitpost von Königsberg nach Danzig und Memel, wo sich die schwedische Post nach Riga anschloß. Sie ging zweimal wöchentlich und wurde durch reitende, stationsweise wechselnde Postillone befördert, die für den kurfürstlichen Dienst vereidigt, im Uebrigen aber von dem Oberpostmeister in Preußen besoldet waren, der staatliche Subvention bezog. Bald kam im Anschluß an diese Post auch Königsberg-Berlin in guten Gang. Schwieriger erwies sich die Herstellung des Curses Berlin-Cleve wegen der berührten fremdherrlichen Gebiete. Zur besseren Aufrechterhaltung der Disciplin beschloß 1649 der Geheimrath auf Matthias' Vorschlag, daß Verwaltung und Betrieb der Post ganz vom Staat übernommen werden solle, und Matthias empfing den Auftrag, sämtliche Posten ordnungsmäßig einzurichten. In den Händen dieses mit großem Organisationstalent ausgestatteten Mannes nahm die kurbrandenburgische Post eine schnelle Entwicklung, zumal sich überraschend herausstellte, daß das Bedürfnis der Briefbeförderung viel größer war, als erwartet. Schon von 1650 ab ging von Berlin der Ostkurs wöchentlich zwei Mal, von 1655 ab ebenso oft der Westkurs. Königsberg-Cleve nahm 10 Tage, Königsberg-Amsterdam 12 Tage, Königsberg-Berlin 4 Tage in Anspruch. Diese außergewöhnliche Schnelligkeit erregte allgemeines Aufsehen; denn bisher waren Briefe von Warschau und Königsberg nach dem Cleveschen über Amsterdam rund volle zwei Wochen länger gegangen. Die so wesentliche Zeitverkürzung erwarb der kurbrandenburgischen Post viel Vertrauen und Zulauf, namentlich als auf Befehl des Kurfürsten das

Porto, welches anfänglich dem Postmeister als Besoldung zufiel, zur Staatskasse eingezogen und gleichzeitig ermäßigt wurde. Doch erst allmählich lernte man die Post auch zu einer Einnahme-Quelle des Staates machen, anfänglich erforderte sie 6000 Thaler jährlichen Zuschuß. Schon 1662 hatte sich dieser Zuschuß in einen Ueberschuß von 7000 Thaler verwandelt, 1672 betrug derselbe 10 400 Thaler, 1682 29 000, 1688 39 200 Thaler. Zu den bald anfangs eingerichteten Zweigposten Königsberg - Warschau, Cleve - Utrecht, Halberstadt - Cassel wurde 1654 auch eine Verbindung Berlin - Hamburg eingerichtet, die von Berlin aus zweimal wöchentlich Hamburg in 42 Stunden erreichte. Die Errichtung eines kurfürstlichen Postamts in Hamburg war die nächste Folge, und die Hamburger zeigten sich trotz mancher anfänglichen Reibereien und Unzuträglichkeiten wohlzufrieden damit; denn von allen Posten war die kurbrandenburgische die pünktlichste. Schwieriger stellten sich die postalischen Beziehungen zu Polen heraus. Hier kam es wiederholt zu einer Art von Postkrieg, gegenseitigem Wegfangen und Gefangenhalten der Postilone und Wegnahme der Posten, ja einmal hätte das energische, aber unherausgefordert niemals gewaltthätige Durchgreifen des Kurfürsten beinahe zu einem wirklichen Kriege geführt. Erst nach und nach entwickelten sich die völkerrechtlichen Normen für den Postverkehr und die von der Vernunft gebotenen gegenseitigen Schutzgelöbnisse der Staaten für ihre Posten. Eine Briefbestellung an den Unkunstsorten gab es anfänglich nicht. Es galt der Grundsatz „Liegen lassen, bis Geld da ist.“ Die Briefe mußten also ausnahmslos abgeholt werden. Das vom Kurfürsten festgesetzte Porto betrug je nach der Entfernung für Briefe bis zu 1 Loth 1, 1½ und 2 Groschen, was billig erscheint, aber unter Berücksichtigung des Umstandes beurtheilt sein will, daß der Werth des Geldes damals viermal so groß war, wie heute. Pakete wurden wie Briefe taxirt; das Porto für 100 Dukaten betrug z. B. von Danzig nach Königsberg 3½ Groschen, von Danzig nach Memel 7½ Groschen, von Danzig nach Hamburg 20 Groschen. In der Beförderung der Posten galt als

Regel, daß eine Meile in einer Stunde zurückgelegt und an der Station eine Expeditionsfrist von $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Stunden nicht überschritten wurde.

Die größten Schwierigkeiten bereitete dem Kurfürsten die Einrichtung einer Postverbindung Berlin-Breslau-Wien. Dieser Kurs lag derartig im Urge, daß in den österreichischen Landen weite Strecken noch von Briefboten begangen wurden; doch bemühte sich der Kurfürst lange Zeit vergeblich, den Postmeister der österreichischen Erblande, Grafen von Paar, in Wien für seinen Plan einer zwei Mal wöchentlich über Frankfurt, Crossen, Breslau einzurichtenden Postverbindung zu gewinnen, welche die Beförderungszeit der Briefe von Berlin nach Wien von 14 auf 6 Tage herabzusetzen versprach. Der Grund der ablehnenden Haltung der kaiserlichen Regierung blieb nicht lange verborgen; es war die Rücksicht auf das Reichspostmonopol in Händen der gräflichen Familie Thurn-Taxis, welche seit Unbeginn auf die postalischen Einrichtungen Kurbrandenburgs schiel gesehen hatte und von deren Ausdehnung nach Süden Eingriff in ihre Rechte und Wettbewerb um die Briefbeförderung zwischen dem Süden und Norden des Erdtheils befürchtete. Der mächtige Thurn-Taxis'sche Einfluß in Wien ruhte deshalb nicht eher, als bis der Kaiser in Person unterm 20. Dezember 1659 einen Brief an den Kurfürsten richtete, der nichts Geringeres, als die Aufhebung an den letzteren enthielt, seine Posten wieder aufzuheben und die Reichsposten in seinen Staaten zuzulassen. Der Kurfürst antwortete hierauf mit voller Entschiedenheit, wies auf die von seinen Vorgängern immer wiederholten Rechtsverwahrungen gegen das Reichspostmonopol hin und hatte beim Kaiser den Erfolg, daß die Thurn-Taxis'schen Ansprüche ferner keine Unterstützung fanden. Gleichwohl würde sich die Gelegenheit des Berlin-Wiener Posturses noch sehr in die Länge gezogen haben, wenn nicht der Oberbefehlshaber damals in Mecklenburg stehender österreichischer Truppen Montecuculi Feuer dahinter gemacht hätte. So geschah es, daß der Kaiser den Befehl ertheilte, mit thunlichster Beschleunigung eine Post von Wien nach der brandenburgischen Grenze aus Kammermitteln an-

zulegen. Brandenburgischerseits führte Geheimrath von Breech in Breslau die Verhandlungen, deren endliches Ergebniß war, daß die erste Reitpost von Breslau nach Berlin am 15. September 1662 abgelassen wurde.

Bei dem Meinungsaustrausch über den von Breslau zur Grenze vorzuzeichnenden Curs war anfänglich von Grünberg als Station nicht die Rede gewesen; doch schon Anfang August 1662 schrieb von Breech: „Hier hat man darauf gezelet, daß die Posten Glogau berühren möchten, welches aber ich sambt dem hiesigen Postmeister widerrathe, umb Gewinnung der Zeit und daß es bei vier Meilen umb, auch der Ort als eine Festung hierzu unbequem ist. Hoffe auch gänzlich, daß es bei meinem ehemals eingeschickten Vorschlage, daß an Stelle von Schweinig Grünberg beliebt wird, verbleibt, dieser Ort auch, weil er nicht in der Krümme ist, meinem Herrn gefallen werde.“ Da gleichzeitig Präsident und verordnete Kammerräthe in Breslau in gleichem Sinne bei der kaiserlichen Regierung in Wien vorstellig wurden, indem sie schrieben „weil umb die Gegend Schweinig zum Oestern große Gewässer sonderliche Hindernisse verursachen und besser sein würde, wenn an statt Schweinig der Ort Grünberg gesetzt würde“, so fand die Angelegenheit zu Gunsten von Grünberg Erledigung. Ein Stundenzettel, welcher das Datum des 23. September 1662 trägt, giebt von Berlin nach Breslau folgenden Curs an:

Abgang Berlin	Freitag	Mittag 12 Uhr,	
Ankunft Tastorff	nach 4 Stunden,		
„ Tempelberg	„ 5	„	(später Eggersdorf),
„ Frankfurt	„ 4	„	{ Freitag zu Sonnabd. (Nachts 1 Uhr),
„ Ziebingen	„ 4	„	
„ Crossen	„ 4	„	
„ Grünberg	„ 4	„	{ Sonnabend Nach- mittag 2 Uhr.

Die Strecke Berlin = Grünberg war somit in 25 Stunden zurückzulegen. Da für die weiterhin zu passirenden Stationen Neustädtel, Polkwitz, Lüben, Barchwitz, Neumarkt, Breslau weitere 25 Stunden vor-

geschrieben waren, zusammen für Berlin = Breslau 50 Stunden, so bildete Station Gränberg gerade die Mitte. Zunächst wurden nur zwei Reitposten wöchentlich in jeder Richtung eingeführt, und zwar gingen die Posten anfänglich von Breslau Sonntag und Donnerstag früh 8 Uhr ab, von Berlin Montag und Freitag Mittags 12 Uhr. Gränberg hatte somit jeden Montag und jeden Freitag Vormittag 9 Uhr eine Post von Breslau, jeden Dienstag und jeden Sonnabend Nachmittag 2 Uhr eine Post von Berlin.

Als dem Kurfürsten die erfolgte Einrichtung der Post gemeldet wurde, gab er seine hohe Befriedigung damit zu erkennen und besahl dem mehrgenannten Rath und Hofrentmeister Michael Matthias, sich an die Grenze zu begeben, um mit dem schlesischen Postmeister noch die letzten Festsetzungen zu vereinbaren. Bei dieser Zusammenkunft scheint der oben mitgetheilte Stundenzettel endgiltig festgestellt worden zu sein, nachdem in den ersten Entwürfen von einer Postbeförderungszeit von 55 Stunden die Rede gewesen war.

Als Reitpost bestand die Post bis 1686, von da ab wurde sie als einpferdige Karriolpost eingerichtet und bald nachher in Wien der weitere Vorschlag gemacht, sie auf zweipferdig zu erweitern und das ordinäre Felleisen mit einer Kalesche zu verbinden. Damit war die Post als Mittel der Personenbeförderung in die Wege geleitet. Zugleich unterbreitete die kurbrandenburgische Postbehörde in Wien einen Plan, die Amsterdamer und Hamburger Post nach den österreichischen Staaten über Berlin = Breslau zu leiten. Beide Anregungen begegneten indessen in Wien großem Widerstande, wobei wiederum die Rücksicht auf die Thurn-Taxis'schen Interessen mitgewirkt zu haben scheint. Doch der Kurfürst war nicht der Mann, einmal als gut und richtig erkannte Gedanken unausgeführt zu lassen, und sein Nachfolger dachte, als der Tod des Großen Kurfürsten während der Unterhandlungen eintrat, nicht anders über die Sache. Der kurbrandenburgische Gesandte (von Schmettau) erhielt deshalb gemessene Weisung, alle Minen springen zu lassen, um zum Ziele zu gelangen. Nachdem erst 2000 Thaler dem Gesandten

zur Verfügung gestellt worden, bezüglich deren er schrieb, „ich werde sehen, nicht all das Geld zu verausgaben, je marchanderai autant que je pourrai“ (ich werde so viel als möglich abhandeln), mußte er doch noch ein zweites Mal auf Bewilligung einer Geldsumme antragen, worauf abermals 2000 Thaler angewiesen wurden. Zugleich wurde ihm gestattet, dem Erblande-Postmeister, weil demselben die in Berlin gebaute Equipage des kurfürstlichen Gesandten besonders wohlgefiel, eine ganz ebensolche als Geschenk anzubieten. Endlich waren trotz des „furieux éclat“, der anfänglich wüthenden Ausnahme der kurbrandenburgischen Vorschläge im kaiserlichen Geheimrath, wovon der Gesandte 1689 zu berichten weiß, alle Schwierigkeiten beseitigt und beide Neuerungen österreichischerseits genehmigt. Sie gelangten 1692/3 zur Einführung. (Die erste „fahrende“ Post in Deutschland ist von Thurn-Taxis 1690 zwischen Nürnberg und Frankfurt a. M. eingerichtet worden.) — Die Breslau-Berliner Postkutschen wurden von 1695 ab mit Verdeck von grüngerwachsener Leinwand versehen, von welcher Verbesserung man hoffte, daß „sie einen Haufen Passagiere auf die Posten ziehen wird“. Von da ab wurden auch die für vier Passagiere und den Postillon Raum bietenden Wagen mit drei Pferden bespannt.

Im Postenlauf bestand seit 1667 die Abänderung, daß die Post von Breslau Mittwoch und Sonnabend Abend vor der Thorsperrre abgelassen wurde. So blieb es bis 1690, wo eine Neuregelung, verbunden mit Herabsetzung der Fahrzeit von 50 auf 40 Stunden, eintrat. Von da ab verließen die Posten Breslau am Montag und Freitag Nachmittags 4 Uhr, Berlin Mittwoch und Sonntag früh 9 Uhr. Die ersteren trafen also in Grünberg am Dienstag und Sonnabend Mittags 12 Uhr, die andern am Donnerstag und Montag Morgens 5 Uhr ein. Diese Postordnung ist sehr lange maßgebend gewesen.

Der Organisator der schlesischen Posten nach der preussischen Besitzergreifung war der Geh. Kriegs- und Postrath Scharfen. In der von ihm entworfenen neuen Postordnung hat bezeichnender Weise der König

nur die Worte gestrichen, „daß die zu wählenden Postbeamten und Postillone evangelischer Religion sein müssen.“ Interessant ist, daß damals die Postmeister zur Hergabe und Unterhaltung der Passagierstuben verpflichtet waren. „Das Schimpfen auf die Postillone und in's Besondere das gottlose Fluchen in den Passagierstuben“ war den Reisenden streng verboten, „selbst dann, wenn sie einmal das gewohnte rafraîchement an Essen und Trinken in der Poststube nicht antreffen sollten.“

Um Schluß des 18. Jahrhunderts finden wir die auf dem Curse Berlin-Breslau verkehrenden Posten um wöchentlich je 2 vermehrt, so daß in jeder Richtung 2 reitende und 2 fahrende Posten gingen. Die Einrichtung täglicher Posten hat erst nach den Kriegsjahren und nach Vollendung der Kunststraße zwischen Breslau und Berlin stattgefunden, die Verführung von Glogau blieb jedoch dauernd ausgeschlossen. Dafür wurde Glogau durch eine Zweigpost entschädigt, die sich in Alt-Tschau und Polkwitz mit dem Hauptcurse vereinigte.

Die Frage, wo sich bei Einrichtung der Post in Grünberg das Postamt befand, hat sich nicht mit voller Sicherheit, aber doch mit großer Wahrscheinlichkeit dahin entscheiden lassen: „es lag an derselben Stelle wie heute“. Wir haben an anderem Orte erwähnt, daß das Postamt am 1. August 1781 nach dem neu erbauten Senftleben'schen Hause in der Herrenstraße verlegt worden sei. Von welcher Stelle aus es verlegt wurde, ist nicht gesagt, aber die Wiederentfernung des Postamtes aus dem Senftleben'schen Hause und seine Verlegung an die heutige Stelle geht deutlich aus einer bisher übersehenen Notiz der Reiche'schen Chronik hervor, wörtlich lautend: „15. Juni 1783. Das zeit-herige Commandeurhaus auf'm Topfmarkt wird vom Postmeister von Drygalski gekauft und wiederum zum Posthause gemacht.“ Diese Angabe wird durch einen in den Postakten befindlichen Brief des Grünberger Magistrats vom 10. Februar 1819 bestätigt, in dem es heißt, daß das jetzige Posthaus früher Commandeurhaus gewesen sei und der Stadt gehört habe, indessen auf Anordnung der Kriegs- und Domainenkammer dem

p. von Dryzalski habe für 900 Thaler verkauft werden müssen.

Die Uebersiedelung der Post muß noch im Herbst 1783 erfolgt sein; denn aus dem September ist der Einzug des Commandeurs von Frankenberg in das Senftleben'sche Haus in der Herrengasse gemeldet, welches er bis zu seinem Tode bewohnte. In der Reiche'schen Notiz giebt nun das Wörtchen „wiederum“ einen sehr werthvollen Anhalt, weil es unzweifelhaft feststellt, daß die Post früher schon an der Stelle war. Es läßt aber verschiedene Deutungen zu. War die Post bis zu ihrer Verlegung in die Herrenstraße an dieser Stelle, beherbergte also das der Stadt gebürige 1760 schon als solches bezeichnete Commandeurhaus bis 1781 auch noch die Post oder war sie an dieser Stelle vor der Zeit, wo die Stadt beim Empfang einer Garnison oder später das Haus dem Commandeur als Wohnung überwies? Die erste Möglichkeit hat die größere Wahrscheinlichkeit für sich, weil die Umspannung der königlichen Wagen, wenn der König nur durchfuhr, stets auf dem Topfmarkt (jetzt Postplatz) erfolgte; die 1781er Verlegung war vielleicht eine Rücksichtnahme auf die Wünsche des derzeitigen Commandeurs. In jedem Fall, also auch in dem einer vorübergehenden anderen Unterkunft der Post nach der preussischen Besitzergreifung beweist das Wörtchen „wiederum“ unzweifelhaft das Vorhandensein der Post an dieser Stelle vor 1781! Da keinerlei andere Angaben über Platzwechsel der Post auffindbar sind und da die Lage so günstig wie nur immer möglich ist und den maßgebenden Personen zu ihrer Zeit noch viel günstiger erscheinen mußte, als uns, weil alle Scherereien mit Thoröffnung und -Schließung für in der Nacht eintreffende Posten hier außerhalb der Thore vermieden waren, so wird man kaum mit dem oben dieser Untersuchung vorangeschickten Schluß fehl geben, daß das gegenwärtige Postgebäude auf historischem Boden steht und 1912 ein vierteltausend-jähriges Jubiläum wird feiern können.

Aus den Akten des Grünberger Postamts ergeben sich noch interessante Aufschlüsse über den 1822 erfolgten Bau des alten Grünbergern in lebhafter Erinnerung

stehenden Postgebäudes, das 1869 dem jetzigen Platz machen mußte. Schon 1819 und vorher hatte sich die Enge der alten Posträume, welche dem gestiegenen Grünberger Postverkehr nicht mehr gewachsen waren, unangenehm geltend gemacht und den Magistrat veranlaßt, der Post den Ankauf des Bruttig'schen Gasthofes zur Traube, taxirt auf 10 748 Thaler, anzurathen. Es kam zunächst zur Pachtung dieser Räumlichkeiten auf 3 Jahre gegen eine Jahrespacht von 352 Thalern zum Zweck, sowohl Postamt als Posthalterei hier unterzubringen; doch wurde das Geschäft noch vor Abschluß des Vertrages rückgängig. Seitdem war Postmeister von Toczkow'sky unausgesetzt bemüht, seiner vorgesetzten Behörde passende Vorschläge zur Abhilfe der bestehenden Uebelstände zu unterbreiten. Endlich entschloß man sich zum Bau eines neuen Postgebäudes an der alten Stelle, da sich in der Person des Oberamtmanns Köhler ein geeigneter Unternehmer gefunden hatte. Der eine Bausumme von 7759 Thalern festsetzende Vertrag vom 5. October 1821 ist seitens der Post vom damaligen Geh. Postrath, späteren Generalpostmeister Schmückert unterzeichnet. Der Bau sollte bis zum 1. September 1822 übergeben werden. Während desselben fand die Post im Hause des Kaufmanns Steinsch auf der Obergasse (heute der Firma Laschau gehörig) Unterkunft. So glatt ging nun die Sache nicht ab. Es bedurfte wiederholter energischer Aufforderungen an den Unternehmer, den Bau schneller zu fördern, die Handwerker pünktlicher zu bezahlen u., endlich selbst der Intervention der Postbehörde zu Gunsten der Handwerker, so daß nicht früher als am 23. November 1823 das neue Gebäude bezogen werden konnte. Auch nachher hatte die Postbehörde noch gänzlich unvorhergesehene Schwierigkeiten mit dem Unternehmer, der in Rechtsstreit mit dem bauausführenden Maurermeister Kable und Zimmermeister Fritsche gerathen war. Nach vielen Mühen gelang es der Gewandtheit des Post-Inspectors Schüller, Mitte October 1825 einen gütlichen Ausgleich herbeizuführen und damit die Akten über einen Bau zu schließen, der von ungewöhnlichem Verdruß begleitet gewesen war. Und aber giebt die Un-

gelegenheit erwünschten Anlaß, auf den vorgenannten Post-Inspector Eduard Schüller zurückzukommen, der — ein Freystädter Pastorssohn und Bruder des Syndicus Schüller zu Gränberg — damals und in der Folge mit Gränberg enge Beziehungen unterhielt und hier in vielen Familien ein gern gesehener Gast und lieber Hausfreund war. Er feierte manche fröhliche Weinlese in Gränberg; doch hat der Gränberger Wein den trinkfesten Mann niemals übermocht, sondern seine allzeit gute Laune nur im besten Sinne gesteigert, so daß der geistvolle Plauderer noch lange in Verbindung mit allerhand lustigen Schwänken und in Erinnerung an Stunden heiterster Geselligkeit genannt wurde. Weß Geistes Kind der Mann war, dafür mag ein Ereigniß aus seinem Leben sprechen, das er gern erzählte. Er hatte die Feldzüge als Officier mitgemacht und war einst als Wachthabender auf der Hauptwache zu Erfurt, als er hörte, Goethe werde bald im offenen Wagen vorüberfahren. Sogleich ließ er die Wache ins Gewehr treten und commandirte beim Erscheinen Goethe's ein so schneidiges „Präsentirt's Gewehr!“, daß der solcher Ehrenbezeugung sich nicht versehende Dichter überrascht aufschaute und den militärischen Gruß des kocken Officiers freundlich lächelnd erwiderte. Der Altmeister deutscher Dichtung hatte es unserm Schüller angethan. Auch Lekterer war ein Dichter von Gottes Gnaden, und vielleicht erfahren zu gelegener Zeit die Welt noch Manches aus seinem zur Zeit noch ungedruckten reichen litterarischen Nachlaß. Dem Genius Goethe's hat er seine Huldigungen in einem reizvollen kleinen Drama „Das Pfarrhaus von Sesenheim“ dargebracht, das im Herbst 1858 — dem Kometenherbst — in der Gränberger Ressourcen-Gesellschaft zur Ausführung gelangt ist, leider in Abwesenheit des eingeladenen, aber durch Krankheit verhinderten Dichters. Dafür war der Geheime Postrath Schüller aus Berlin im Herbst 1862 noch einmal in Gränberg. Er starb 1867 in Priebus, wohin er sich, „Muße mit Würde“ zu genießen, zurückgezogen hatte. Die großen Ereignisse des Vorjahres haben ihn noch zu einer Flugschrift voll jugendlicher Begeisterung entflammt, worin

er das Eisen der deutschen Einheit ohne Säumen zu schmieden und den bewährten, leitenden Männern Vertrauen entgegenzubringen empfiehlt.

Im Capitel „Der alte Fritz in Gränberg“ ist gezeigt worden, daß während des siebenjährigen Krieges der König nur einmal, am 17. August 1758 Vormittags, in Gränberg war. An demselben Tage schrieb er von Blothow aus, wo sein Hauptquartier war, einen Brief an seine Gemahlin, der in mancher Hinsicht von Interesse ist, schon deshalb, weil daraus einige der Gedanken zu entnehmen sind, mit denen der von schweren Sorgen bedrückte Herrscher sich während seines kurzen Verweilens in unserer Nähe beschäftigte. Der Brief lautet: „Madame, Je crois que le mieux serait d'envoyer ma belle-soeur une fois pour toutes à Magdebourg. Là, quoiqu'il arrive, elle pourra accoucher à son aise et attendre son terme. Il la faut faire partir incessamment, pour la femme que l'on veut m'envoyer, cela est très indifférent. Je suis avec bien d'estime etc.“ Uebersetzt: „Ich glaube, das Beste wäre, meine Schwägerin ein für alle Male nach Magdeburg zu schicken. Dort kann sie, was auch geschehe, ihre Entbindung in Ruhe abwarten. Man lasse sie sogleich abreisen. Der Frau, die man mir schicken will, ist das sehr gleichgiltig.“ Der Brief bezieht sich auf ein Schreiben der Königin vom 15. Juni, worin sie, wenige Tage nach dem Tode des Prinzen von Preußen, August Wilhelm, dem König empfahl, ihre und der Prinzessin von Preußen Mutter, die Herzogin von Braunschweig, nach Berlin kommen zu lassen, um der trauernden Prinzessin Gesellschaft zu leisten und sie nachher in den Wochen zu pflegen. Bekannt mit der tiefen Abneigung des Königs gegen seine ränkeflüchtige Schwiegermutter, fügte die Königin ihrer Bitte das Versprechen hinzu: „je vous promets bien sincèrement, qu'on ne fera pas la moindre intrigue“ — übersetzt: „ich verspreche Ihnen aufrichtig, daß nicht die geringste Intrigue angezettelt werden wird.“ Die Art, wie der König antwortet und seine Anordnungen trifft, welche seine Schwiegermutter von Berlin fernhielten, ist ebenso charakteristisch, als der Ausdruck seiner Mißachtung im letzten Satz deutlich. Daß der den Russen entgegen-

eisende und mit dem Gedanken an ihre Besiegung erfüllte Königin sich dieser Kürze gegenüber einem langen, in beweglichen Worten geschriebenen Briefe seiner Gemahlin bediente, ist vollkommen verständlich. Er ließ sich durch Frauen den Kopf nicht warm machen.

Als Nachtrag zu den im 13. Capitel erzählten merkwürdigen Gefühlsberregungen unter den Kindern in den Jahren 1707—1710 erscheint ein Gedicht des von Goethe wegen der Kraft seiner Sprache sehr geschätzten schlesischen Dichters Joh. Christ. Gänther (1695—1723) der Mittheilung werth. Der talentvolle, frühreife Knabe war selbst von der Bewegung ergriffen worden und widmete ihr später die folgenden Verse:

Der Schweden Beispiel weckt' einmal
In uns viel Andachtsflammen,
Wir knieten in gebäufster Zahl
Auch öffentlich zusammen.
Wie ernstlich war ich dort ein Christ,
Wie brannt' oft mein Verlangen,
Dich, der Du unser Heiland bist,
Persönlich zu umfassen.

Welches treffliche Deutsch für ein vor 1723 verfaßtes Gedicht!

In einer Anmerkung zu dem Bericht über das Scharmügel vom 18. August 1759 im heutigen Försterschen Garten an der Breslauer Straße ist eines angeblich 1807 zwischen zwei französischen Officieren stattgehabten Duells gedacht, nach welchem der Getödtete alsbald an Ort und Stelle verscharrt worden sein soll. Diese Nachricht bedarf der Richtigstellung. Es waren nicht Officiere, sondern französische Soldaten, die am 4. Mai 1812 im Gardt'schen Hofe ein Duell ausfochten, wobei einer erstochen wurde. Der Thäter wurde, wie die Reiche'sche Chronik meldet, nach der Wache gebracht, jedoch „ohne Weiteres zu erfahren“. Wie aus dem Capitel „französische Einquartierung“ hervorgeht, lag an jenem Tage das zum Corps des Marschalls Herzog von Abrantes gehörige 84. französische Linienregiment auf dem Marsch nach Rußland in Grünberg im Quartier.

Von Interesse ist der Nachtrag zu dem Bericht über die zwei Reiben der Neuen oder, wie sie anfänglich hießen, Gnadenhäuser, erbaut 1781—1783, daß sie zusammen 27 451 Thaler gekostet haben.

Es ist im dritten Capitel von dem Schulmann Abraham Buchholzer, der, 1556 zum Rector der Grünberger Schule berufen, diese zu ungewöhnlicher Höhe brachte, die Rede gewesen. Von diesem seltenen Mann verlohnt es sich, noch ein Mehreres zu sagen. Er war ein Sohn jenes Georg Buchholzer, der dem Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg in Spandau zum ersten Mal das Abendmahl in beiderlei Gestalt spenden durfte, und gleich dem Vater ein hochgelahrter Mann. Sein Ruf als Schulmann war so groß, daß Studirende der Frankfurter Universität nach Grünberg kamen, um sich für die Aufnahmeprüfung vorbereiten zu lassen. Buchholzer's Lebenswerk, sein Index chronologicus, das später mehrere Auflagen erfuhr, ist ein Geschichtswerk, das heute noch seinen Werth hat. Von Buchholzer rührt die böhmische Bezeichnung für Grünberg „Thaloris“ — die Grünende — her, welche der Erhaltung werth ist. Buchholzer war am 28. September 1529 zu Schönau bei Dahme in Sachsen geboren und starb am 14. Juni 1584 als Pastor in Freystadt. Grünberg hatte er 1563 verlassen und war nachher Pastor in Sprottau und Crossen gewesen.

Auch ein anderer gelehrter Theologe, Abraham Scultetus, stand in engen Beziehungen zu Grünberg, da er hier geboren war. Er wurde später Hosprediger des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz. Als solcher soll er seinen Einfluß geltend gemacht haben, daß Friedrich die böhmische Königskrone annahm. Man erzählt von ihm, daß über der Thür seines Studierzimmers die Inschrift zu lesen war: Amice quisquis huc venis Aut agito paucis, aut abi Aut me laborem adjuva, zu deutsch: Freund, der Du hierher kommst, sag Dich entweder kurz, oder geh, oder hilf mir arbeiten! Scultetus war der Sohn eines Grünberger, durch den Brand von 1582 verarmten Handwerkers, der wohl Schulz geheissen haben mag. Nach der Schlacht am weißen Berge kam er im Gefolge der flüchtenden

Königin nach Grünberg und scheint sich hier längere Zeit aufgehalten zu haben, anscheinend zum Uerger der streng lutherischen Grünberger, die von dem überzeugt für die Sache des Königs thätigen Calvinisten nichts wissen wollten. Es ist auf Scultetus gemünzt, wenn eine handschriftliche Grünberger Chronik am 23. Mai 1621 einträgt: „Der calvinische Wolf zieht weg.“ Uebrigens scheint der fanatisch eifrige Mann, der in Grünberg nur durch das Ansehen seiner im Rathe sitzenden Verwandten vor Beleidigungen sicher war, jenen Rosenamen nicht erst in seiner Vaterstadt empfangen zu haben; denn auch in einer Prager Chronik wird am 4. April 1620 von ihm gesagt, es wüthet und tobet der calvinische Wolf, und bei den Lutheranern soll er allgemein nur das wüthende Thier genannt worden sein. Scultetus starb den 24. October 1625 als Prediger zu Emden.

Für die gegenwärtige, bedeutende englische Colonie in Grünberg, welche seit 1878 besteht, ist es von einigem Interesse, von dem ersten Engländer zu erfahren, der sich in Grünberg dauernd niederließ. Es war, wie schon im 11. Capitel hervorgehoben, kein Cockerill; denn obgleich seit 1822 Besitzer einer Fabrik in Grünberg, haben die Brüder Cockerill niemals hier gewohnt, auch brachten sie keinen einzigen ihrer Landsleute nach Grünberg. William D'O'Brien aus Sandwich in England, Sohn eines dortigen Kaufmanns, kam bereits sieben Jahre früher nach Grünberg, um hier die lange nach ihm benannte, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts abgebrannte und nicht wieder aufgebaute Spinnerei am Fließ anzulegen, die 1816 als erste Maschinenspinnerei in Betrieb kam. D'O'Brien war eine in Grünberg sehr beliebte und angesehene Persönlichkeit, die in den besten Kreisen verkehrte. Er verheirathete sich als Wittwer im December 1821 mit der Schwester des in Grünberg in der ehrenvollsten Erinnerung lebenden Sanitätsraths Glasser; er starb am 27. December 1836 und liegt auf dem grünen Kreuzkirchhof begraben. Nachkommen von ihm lebten bis in die letzte Zeit in Glogau, Volkwitz und Liegnitz. Aus der ersten Zeit von D'O'Briens Aufenthalt in Grünberg erzählt man sich folgende Anek-

dote: In der Wohnung zu ebener Erde des Hauses Breslauer Straße Nr. 7, damals und noch lange nachher im Volksmund das Schloß geheißen, fand ein Frühstück statt, zu dem alle Honoratioren Grünbergs eingeladen waren. Auch O'Brien, der Zeit seines Lebens das Deutsche mit einem starken Accent sprach, war geladen. Der Tücken des Grünberger Weins unkundig und von den Eingeborenen versichert, daß dieser Wein so unschuldig wie Milch sei, trank er sich schnell einen kleinen Rausch an, der den im gewöhnlichen Leben äußerst vorsichtigen und zurückhaltenden Geschäftsmann zur allgemeinen Ueberraschung in eine gerührte, sich in wortreichen Klagen Luft machende Stimmung versetzte. Es war die Zeit der Mülner und Claren, eine Zeit des Gefühlsüberschwanges, wie er uns heute bei Männern kaum glaublich dünkt. So konnte es kommen, daß O'Briens Thränen bald auch die andere weinselige Gesellschaft ansteckten. Man umringte ihn, und da er wiederholt in Erinnerung an die vor langer Zeit verstorbene Gattin in den Ruf „O mein Isabella“ ausbrach und dabei den Nachbarn schluchzend um den Hals fiel, so stimmte schließlich der überwiegende Theil der Gesellschaft in den schmerzlichen Ruf „O mein Isabella, mein Isabella“ ein. Jemand der sehr verspätet und vollkommen nüchtern mitten in die vom Geist des Weines besessene Gesellschaft eintrat, konnte es später nicht oft genug lachend erzählen, welchen überwältigend komischen Eindruck diese nach „mein Isabella“ seufzende Gesellschaft gemacht habe. — Ob einzelne Mitglieder der gegenwärtigen englischen Colonie wohl auch gelegentlich den Grünberger Wein von der „übermannenden“ Wirkung kennen gelernt haben, ehe sie sich mit ihm vertragen und befreunden lernten? Es sei bei diesem Anlaß darauf hingewiesen, daß wohl kaum eine andere Stadt Deutschlands im Herzen von England, in Yorkshire, wegen der vielen vorhandenen Familienbeziehungen und Geschäftsverbindungen, so wohlbekannt ist, wie Grünberg in der „Mungolei“, dem man in Dewsbury und Batley scherzhaft den Namen „New Batley“ giebt, zu deutscher in freier Uebersetzung die „Staubige“, ein seltsamer Gegensatz

zu dem vorher berichteten älteren und schmückenden Beinamen die „Grünende“, welcher Grünberg vor 350 Jahren beigelegt worden ist!

Gegen die Erzählung vom Aufsetzen eines neuen Knopfes nebst Wetterfahne auf dem Rathsturm am 20. (nicht 19.) Juli 1846 ist von Augenzeugen Einspruch erhoben und aus den Magistratsakten begründet worden. Der kühne, schwindelfreie Mann, der hoch oben auf schwankem Gerüst die Befestigungsarbeiten ausführte, war nicht der Klempner Aue, sondern der vor einigen Jahren erst in Grünberg verstorbene Zimmermeister Wilhelm Grasse, welcher dafür vom Magistrat eine besondere Belohnung empfing. Aue soll mit dem Legen des Zinddaches beschäftigt gewesen sein und hierbei sich auch als kaltblütig und mannhaft bewährt haben.

Zu den vornehmen Besuchen Grünbergs sind noch einige Nachträge zu machen: Auf dem Wege nach und von Berlin passirte am 28. October 1763 und 5. Mai 1764 unter Escorte von 100 Dragonern der außerordentliche türkische Gesandte Achmet Effendi. Er reiste mit solchem Gepränge, daß auf jeder Station 300 Pferde gebraucht wurden. — Sehr belebt wegen des russisch-österreichischen Krieges waren die Herbstmonate 1805. Nächst englischen, russischen, neapolitanischen Courieren, die häufig durchreisten, passirte am 17. November jener von den Postillonnen, die er mit Herunterschleßen vom Bock bei schlechtem Fahren bedrohte, so gefürchtete russische Großfürst Constantin mit Extrapost, von Wien kommend.

Auf Seite 210 ist gesagt worden, Kaiser Friedrich sei niemals in Grünberg gewesen. Diese Behauptung bedarf der Berichtigung: Kronprinz Friedrich Wilhelm befand sich an jenem 9. September 1875, welcher Kaiser Wilhelm I. auf der Eisenbahn durch Grünberg passiren sah, im Gefolge seines Vaters, hielt sich aber während des langsamen Vorüberfahrens des Zuges im Hintergrunde des Salonwagens, wo er nichtsdestoweniger von einigen scharfen Augen in seiner Dragoner-Uniform erspäht wurde. Mit ihm waren auch seine Gemahlin, Herzog von Connaught, Prinz Friedrich Karl und der Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg

Von alten, ehrwürdigen Bäumen besaß Grünberg im vorigen Jahrhundert auch eine riesige Pappel, die auf dem höchsten Punkte des Lössdank stand, und, da sie weit und breit zu sehen war, als ein Wahrzeichen Grünbergs bekannt war. Sie soll 36 Ellen hoch gewesen sein, der Stamm 22, die Krone 14 Ellen. Da sie durch wiederholten Raupenfraß beschädigt und verdorrt war, wurde sie im August 1787 gefällt.

Die älteste und lange Zeit einzige öffentliche Bildsäule in Grünberg, die des heiligen Johann von Nepomuk, welche sich jetzt an der Südwestecke der katholischen Pfarrkirche befindet, wurde 1740 am Herren- (richtiger Hexen) teich aufgestellt, wo sie bis 1816, nämlich bis zum Bau der Breslau-Berliner Chaussee, ihren Standort hatte. Der Name ihres StifTERS ist mit L D B am Sockel angegeben, wahrscheinlich Leopold von Breitenfeld, der letzte Bürgermeister Grünbergs in der österreichischen Zeit, der kurz vor der preussischen Invasion starb. Zu den Kosten der Seligsprechung des 1383 gestorbenen Märtyrers, welche durch Papst Clemens XI. im Jahre 1721 geschah, worauf 1729 die Heiligsprechung durch Papst Benedikt XIII. erfolgte, hatte auch Grünberg 133 Thaler beige-steuert.

In dem Capitel „Hexenprocesse“ ist gesagt worden, daß die am 6. Februar 1665 hingerichtete Elisabeth Grasse die letzte Frau gewesen sei, welche in Grünberg dem entsetzlichen Aberglauben zum Opfer fiel. Diese Bemerkung bedarf der Einschränkung auf Grünberger Frauen. Dagegen wütheten die Fanatiker des Grünberger Gerichts, ehe endlich 1669 ihrem Thun von Wien aus ein Riegel vorgeschoben wurde, noch weiter gegen auswärtige, in Grünberg als Hexen ergriffene Frauen. Noch am 1. März 1669 wurde eine Hexe aus Polen durch's Schwert gerichtet und darauf verbrannt. Der Chronist berichtet: „Ihre beiden Geister haben Hans und Wettermacher geheißt“. Am 2. April 1669 wurde nochmals eine polnische Hexe Anna Bogusky lebendig verbrannt, nachdem sie unter den Qualen der Folter bekannt, zwei Geister zu besitzen, wovon der eine „Daniel“ ihr gewöhnlich in Gestalt eines Wolfendiebes unter der rechten Kniekehle, der andere „Baschko“ in Gestalt

eines Sommerwärmchens unter der großen Zehe des linken Fußes gegessen habe. 23 Jahre wollte die Unglückliche Verkehr mit dem Teufel gehabt haben. Diese Hexenverbrennung war in Wirklichkeit die letzte in Gränberg.

Uebrigens ist berichtigend noch zu constatiren, daß Preußen nicht der erste europäische Staat war, welcher die Folter abschaffte, sondern der zweite. England hatte sie 1628 bereits beseitigt, Preußen folgte damit durch Cabinettsordre des Königs vom 3. Juni 1740, dem dritten Tage nach seiner Thronbesteigung. In Sachsen wurde sie 1776, in Frankreich 1787, in Nürnberg 1803, im Fürstenthum Neuenburg sogar erst 1815 abgeschafft.

In Anknüpfung an die schrecklichen Schicksale unglücklicher Frauen möge die Notiz gestattet sein, daß in Gränberg wie anderweit bis Anfang dieses Jahrhunderts für die Bildung und Aufklärung des weiblichen Geschlechts äußerst wenig geschehen ist, soviel in dieser Beziehung auch für die Knaben geschah. Mädchen und Frauen waren ein Raub des bedauernswerthesten, allein der Unwissenheit entspringenden Aberglaubens in Folge der falschen Meinung unserer Väter, Weiber brauchten nichts als kochen und waschen zu lernen. Bis 1812 wurden Mädchen in Gränberg überhaupt nur mit Knaben in der Elementarschule unterrichtet; darüber hinaus bestand für sie keine Möglichkeit, Kenntnisse zu erwerben. Im genannten Jahre wurden in Folge Unordnung der Schul-Deputation zwei besondere Mädchenschulen eingerichtet und damit ein vielversprechender Anfang gemacht, der Vernachlässigung in der Schulbildung der Mädchen abzuhelfen.

Wir schließen hiermit die Reihe dieser Aufsätze unter Wiederholung des dringenden Wunsches, daß die im Archiv des Gränberger Rathhauses noch vorhandenen Urkunden endlich geordnet und gesichtet werden, ehe weitere nicht wieder gutzumachende Verluste eintreten. Die Commune Sprottau kann in dieser Beziehung als Warnung dienen, da hier eine wichtige Urkunde in Folge Unkenntniß ihres Werthes verschwunden ist, die Vorwort noch zu Anfang des Jahrhunderts gelesen und glücklicher Weise abgeschrieben hat.



16. Urkundliches.*)

a) Original-Urkunde der Verleihung eines neuen Wappens an das Tischmacher-Gewerk zu Grünberg, vom 1. September 1678.

Des Allerdurchlauchtigsten Großmächtigst- und Unüberwändlichsten Fürsten und HERZOGS, HERZOGS LEOPOLDI Erwehlten Römischen Kayserß, zu allen Zeiten Mehrern des Reichß, in Germanien, zu Hungarn und Böhmeim, Dalmatien, Croatien und Slavonien Röniges, Erzherzoges zu Oesterreich, Herzoges zu Burgund, zu Brabant, zu Steyer, zu Cärndten, zu Crain, zu Lähenburg, zu Württemberg, Ober- und Nieder Schlessien, Fürstens zu Schwaben, Burggrafen des Heyligen Röm: Reichß zu Burgau und Mähren, Ober- und Niederlausniz, Gefürsteten Grafens zu Habsburg, zu Tyrol, zu Pfird, zu Kyburg und zu Görz, LandGrafens in Elßaß, Herrenß auff der Windischen March, zu Portenau und Salins

Würclicher Cammer Rath im Herzogthumb Ober- und Nieder Schlessien, Sacri Cæsarei Palatij et Aulæ Lateranensis, nec non Imperialis Consistorij Comes.

Ich Wolfgang Frisch-Gysen von Gysenberg Bekenne Hirmit öffentlich Krafft dieses Brieses und Thue kund Jedermänniglich. Demnach Allerhöchstgedachte Römische Keyserliche Majestät, mein Allergnädigster Herr vnter andern wahrgenommen und betrachtet haben die unverrückte getrewe beständige Devotion und Aufrichtigkeit, worinnen sich vor Zeiten (außer allem vngesährlichem Ruhm zu melden) meine liebe VorEltern die FrischGysen befunden, auch nirgends so wol zu Hofe als zu Felde in Kriegs- und Friedenszeiten durch Ihre Allervntertbenigste Treugehorsambste ersprächliche Dinst, Ingleichen durch Ihre Geschicklichkeit, Adelige Tugend und Tapfferkeit, Fürnemlich aber und insonderheit wieder den Erbfeind Christlichen

*) Unter diesem Titel sind einzelne localgeschichtlich interessanten Beiträge, sowie einige älteren, im „Grünberger Wochenblatt“ erschienenen Aufsätze des Verfassers vereinigt.

Rahmens, den Fürcken jedesmahl Ritterlich erwiesen, Nicht weniger auch die Jenige getrewe und langwierige gehorsambste und nützliche Dinst, welche dero glorwürdigsten Erzhause Oesterreich bis in das Neun und Zwanzigste Jahr Ich, ohne abermaligen Ruhm zu melden, continua serie Allerunterthenigst geleistet, Numebro in Ansehung dessen allen, Mir die Hohe Keyserliche Gnade gethan und über vorhero von dero glorwürdigsten Vorfahren ertheilte Privilegia Mich auß newe mit dero Keyserlichen Comitiva vermittelst eines in forma Libelli ausgefertigten Majestät Briefes, dessen dato Wien den Ein und Zwanzigsten Januarij Anno 1660 und zwar derogestald Allergnädigst begnadet haben, Daß Ich vollkommene Macht und Gewalt haben solte, an statt und im Rahmen Allerhöchstgedachter Römischen Keyserlichen Majestät und des Heiligen Römischen Reichs ehrlich= redlich= und wolverdienten Personen, welche Ich hirzu tauglich und würdig erachten würde, und zwar einen Jeglichen nach seinem Stande und Wesen, Wapen und Kleynodien mit Schild und Helm von newen zu geben und zu verleihen, oder aber Ihre vorige zu renoviren, zu verbeßeren und zu zieren, zu confirmiren und zu bestetigen, auch obbemelte Personen sambt allen und Jeden Ihren ehelichen VeibesErben und deroselben Nachkommen in Ewigkeit Wapens= und Lehnsgehoß zu machen, zu schöpfen, zu erhöhen, und mit allen und Jeden darzu gebührigen Ehren, Würden, Privilegien, Freyheiten, Vortheilen, Recht= und Gerechtigkeiten zu begnaden und würdigen solte, könnte und möchte. Vnd Mich nun die Ehrenvesten und Vorsichtigen Alt und Jüngste Handwerksmeister der ganzen Samlung oder Junfft der **Tuchmacher zu Grünberg** ganz inständiges fleißes schriftlich ersuchet vnd gebeten, Daß auß Keyserlicher auffhabender Macht vnd Gewalt Ich Ihnen Ihr vorheriges vbraktes wolbergebrachtes gewöhnliches Zech= Wapen, (Jedoch allen anderen, so etwa diesen gleich fähreten, ohne Schaden) zu verbeßeren vnd zu zieren Hochgunstig geruben wolte, Welch Ihr gethanes Bitten, wie es niemanden zu einigem Nachtheil, sondern der obgedachten gangen Samlung vnd Gewercke nicht weniger

auch dem gemeinen Wesen zu sonderbarem Nutzen gereicht, Ich in alle wege vor erhehlich erachtet, vnd also in reifferer Erwegung anderer Ihrer begehbrachten ansehnlichen Motiven und Ursachen mit wolbedachtem Muth, zeitigem Rath und rechtem Wissen auf obbemeltes Ihr demüthiges Bitten vnd Begehren in Krafft obeiingangß benanter meiner außhabenden Keyserlichen Freyheit vollkommenen Macht und Gewalt, an stat und im Rahmen der Römischen Keyserlichen Majestät und des Heyligen Reichs denen gesambten Gewercken und Zunft der **Tuchmacher zu Grünberg** Ihr vorheriges altes gewöhnliches ZechWapen mit diesem hernach beschriebenen Schild vnd Helm verneweren, verbesseren vnd bestetigen wollen.

Vernewere vnd verbessere auch Ihnen vnd allen Nachkommenden Zunftmeistern und gangen Samblung in der aller besten und bestendigsten Form, wie es immer am Kräftigsten geschehen kan, mag und sol, hirmit wissentlich und in Krafft dieses Briefes, Daß Sie nemlich hinfüro und zu ewigen Zeiten zu Ihrem Zech Wapen haben sollen: Auß mit Rahmen einen grünen Schild, worinnen eine eysenfarbene aufpolirte über sich stehende Tuschäre und nebens derselben zu beyden seytten ein eysenfarbened Schärbedel, alles mit einem Lorbercranze umfassen, Welchen Schild zwey gegen einander gewandte mit aufgesperreten Rachen und aufgeschlagenen rothen Zungen gerad aufwärts stehende goldgelbe Löwen mit doppelten Schwänken und gelber Crone auf dem Haupt und zwar also Daß der förderste mit seiner rechten, der hinterste aber mit der Linken. Ingleichen der förderste in seiner Linken, der hinterste aber in der rechten Klauen eine goldfarbene Charten halten, über welchen Schild ein offener Silberfarben durchgebrochener Turnierhelm zu beyden seiten mit schwarz vndt goldgelber Helmedecke und oberhalb desselben in einen schwarz vnd gelben gewundenen Bund eine beydenische Crone, darauf ein einfacher schwarzer Adler mit außgebreiteten

(folgt Zeichnung des Wappens)

Fliegeln und einer auf dem Haupte goldfarbenen Crone Allermaßen solches Wapen und Keynod sambt seiner

Hier vorherstehende mit seinen Farben eigentlicher aufgestrichen vnd abgemahlet ist:

Solches nun hinfüro vnd zu ewigen Zeiten nach Ihrer Rotturfft vnd gefallen in allen vnd Jeglichen ehrlich- vnd redlichen Sachen vnd Handwercks Geschäften an Instegehn, Gemälden, Begräbnüssen, an Gebäuden vnd sonst an allen vnd Jedem Orten vnd Enden nach Ihren Ehren vnd Willen zugebrauchen von Rechts- vnd Gewohnheit wegen ohne männigliches Einrede vnd Verhindernuß und zwar bey Vermeidung allerhöchsteranter Römischen Keyserlichen Majestät vnd des Heiligen Reichs schweren Bgnade vnd Straffe vnd darzu der Pöen, so in angezogenem meinem aufhabenden Keyserlich. Majestät Briese vnd Diplomate nemlich Fünffzig Marc Edthigen Goldes, ausdrücklich begriffen, die ein Jeder, so offte er freventlich hirtwieder thäte, halb der Röm: Keyserlichen Majestät und des Heiligen Reichs Cammer, vnd den anderen halben Theil obbemelter Zunft vnd Samblung der **Tuchmacher zu Grünberg** vnnachlässlich zu bezahlen verfallen sein solle; Jedoch anderen so Willeicht obbegriffenes ZechWapen vnd Kleynoth gleich führeten an Ihren Wapen vnd Rechten ohne Nachtheil vnd Schaden.

Mit Urkund dieses Brieses so in Forma Libelli vnter meiner eigenhändigen Nahmens Unterschrift vnd hiran hangendem Palatinat Instegehl, dessen Ich Mich in diesen vnd dergleichen gebrauche, wolwissentlich bekräftiget und aufgefertiget.

Welches geschehen zu Neusalz den Ersten Monats Tag Septembris Nach Christi vnsers Erlösers vnd Seligmachers Geburth im Ein Tausend Sechs-Hundert Acht und Siebenzigsten Jahre.

W. F. v. Eysenberg.

b) Neue Urkunde über Grünberg aufgefunden.

Wir haben vor längerer Zeit einmal die Urkunden zusammengestellt, welche außer den mehrere Jahrhunderte später nach mündlicher Ueberlieferung niedergeschriebenen Chroniken von Grünbergs Entstehung und Geschichte

handeln, und bedauernd constatirt, daß diese Urkunden sich auf wenige drei beschränken, nämlich:

1. Eine lateinische Urkunde, datirt Glogau den 5. März 1302, unterfertigt von Herzog Heinrich III., dem Getreuen, und enthaltend eine dem Kloster der Augustiner-Nonnen zu St. Maria Magdalena in Beuthen bestätigte Schenkung mehrerer Dörfer, u. A. des Dorfes Klein-Heinersdorf bei Grünberg. Die hierher gehörige Stelle lautet zu deutsch:

„Ferner bestätigen wir hiermit, daß Hermann von Bunich das Dorf, gewöhnlich Heinrichsdorf genannt, im Grünberg'schen Reichbilde (territorio Grunenbergensi) gelegen, mit allem Rechte und Grundherrschaft, womit er, sammt den zweien Töchtern seines Oheims Bernhard, Elisabeth und Anla, welche sich dort (zu Beuthen) als Nonnen befinden, genanntes Dorf innegehabt und besessen, mit unserm guten Willen und Vorbewußt (dem Kloster) auf ewig zu besitzen überlassen hat, mit Vorbehalt der Dienste, welche er uns von diesem Dorfe zu leisten gehalten war.“

2. Das Theilungs-Document, wodurch die Edhne Heinrichs III. sich am 28. Februar 1312 Erbes auseinandersetzten. Hierin wird Grünberg zuerst als Stadt genannt. Die verwittwete Herzogin Wechtbild behielt danach Glogau, Beuthen und Freystadt (das urkundlich 1252 zuerst genannt ist) als Leibgedinge. Den drei jungen Herzogen Heinrich IV., Johann und Brzimko fielen die Städte und Gebiete Steinau, Lützen, Sprottau, Sagan, Raumburg a. B., Grünberg, Crossen, Gubrau, Frauastadt, Slava und das Rosensche Land zu.

3. Die lateinische Urkunde de dato Avignon den 14. Januar 1376, die Summa diffinitiva oder das Endurtheil des Cardinals Peter über den Streit, in welchem die Weltgeistlichen der Breslauer Parochie mit den Franciskanern der strengen Observanz oder den Minoriten über die Seelsorge lange verwickelt waren. Das Urtheil lautet zu Gunsten der Weltgeistlichen; die anmaßenden Minoriten, 1212 durch die heilige Hedwig aus Italien berufen, werden mit ihren Ansprüchen abgewiesen und in die Kosten verurtheilt. In diesem

Document werden alle damals in Schlessien befindlichen Pfarrkirchen nach ihren Archipresbyteriaten aufgeführt. Im Archidiaconat Glogau waren 10 solcher Erzpriester-Sprengel; in dem Grünberger werden folgende Pfarrkirchen genannt: 1. Brunenberg, 2. Buchwaldisdorf (Buchelsdorf), 3. Larenwald (Lawalde), 4. Kyselin (Deutsch-Kessel), 5. Dostow (Droschkau), 6. Loz (Loos), 7. Wilczl (Wilzig), 8. Wartbinberg (D.-Wartenberg), 9. Nicceras (Nittitz), 10. Frederichsdorf (Friedersdorf), 11. Drentkow (Drentkau), 12. Martinivilla (wahrscheinlich Gänthersdorf), 13. Hermannivilla (Ochelhermsdorf), 14. Swydnicz (Schweintz), 15. Lechnicz (Lättitz), 16. Elon (Schloin), 17. Junsdorf (Jonasberg).

Zu diesen drei Urkunden ist vom einem Forscher neuerdings eine vierte aufgefunden worden, welche von den Städten des Fürstenthums Glogau mit Fraustadt wegen Auslieferung von Verbrechern abgeschlossen wurde und welche aus dem Jahre 1310 stammt. In derselben finden sich außer den bekannten acht Städten auch Grünberg und Grossen. Es heißt darin nämlich: „Hinc est quod nos cives glogovienses, saganenses, vrienstatenses (Freystadt), lubinenses (Lüben), gorenenses (Gubrau), vrowenstatenses (Fraustadt), crosnenses, grunenbergenses &c. Hiernach muß Grünberg im Jahre 1310 schon Stadt gewesen sein, während es nach der Chronik erst am 16. Januar 1315 deutsches Städterecht erhalten haben soll.

c) Die neu aufgefundene Urkunde über Grünberg.

Im Anschluß an die kurze Benachrichtigung, welche wir unsern Lesern über Auffindung einer die älteste Geschichte Grünbergs betreffenden Urkunde vor Kurzem gaben, ist es uns angenehme Pflicht, im Nachstehenden die Urkunde selbst in möglichst getreuer Uebersetzung aus dem Lateinischen zur Kenntniß zu bringen. Dieselbe lautet:

„Im Namen des Herrn! Amen!

„Sintemal das, was im Laufe der Zeit geschieht, mit der Zeit vergeht und entschwindet, sofern es nicht durch schriftliche Bestätigung oder durch den Beistand von

Zeugen stark bekräftigt ist, so wollen auch wir, Bürger von Glogau, Sagan, Freistadt, Sprottau, Steinau, Lüben, Gubrau, Fraustadt, Crossen und Grünberg (im Original „nos cives glogovienses, saganenses, vrienstatenses, sprotavienses, stinavienses, lubinenses, gorenenses, vrowenstatenses, crosnenses, grunenbergensenses“ unsere Absicht den Einzelnen und der Gesamtheit, zu deren Kenntniß vorliegendes Schriftstück gelangen wird, erklären. Nämlich: Nach Zusammenberufung der Bewohner vorbenannter Städte und nach reiflicher Berathung derselben haben wir zu Ruh und Frommen der Menschen Bündniß und Verschworung (conspiracionem) solcher Gestalt geschlossen, daß Jeder, der wegen des Verbrechens des Raubes oder der Brandstiftung oder aus irgend einem Unlaß, unter alleinigem Ausschluß von unvorsätzlicher Verwundung und Tödtung, in einer der genannten Städte in die Acht erklärt worden ist, damit auch in allen anderen vorerwähnten Städten der Gefahr der Achterklärung unterworfen sein soll und daß, in welcher Stadt immer ein solcher Uebelthäter ergriffen werde, Vogt, Rath und gesammte Bürgerschaft verbunden sein sollen, den flüchtigen Frevler bis zur Ankunft des Klägers gefangen zu halten. Außerdem, wenn irgend ein Bewohner erwähnter Städte durch ruchlose Verbrecher aus der Gefangenschaft befreit wird, so ist es nicht erlaubt, daß ein solcher irgendwie von seinen Verwandten losgekauft werde, sondern es soll der Rath derjenigen Stadt, aus welcher der Ergriffene ist, bis zur Freilassung oder bis zur Hinrichtung des Gefangenen allein darüber zu bestimmen haben. Ferner wollen wir verlautbaren, daß, wenn irgend Jemand, Bürger oder Vogt, in seinem Rechte behindert und gegen ihn Gewalt gebraucht und verübt werden sollte, alle andern Städte, je nach ihrem besonderen Vermögen, sich zur Unterdrückung solcher Gewaltthätigkeit gegenseitig unterstützen werden. Auch möge Jeder sich dessen wohl bewußt sein und es nicht außer Acht lassen, daß, wenn jemand einem ehrbaren Manne seine Tochter, Nichte oder Blutsverwandte entfremdet, dadurch, daß er solche heimlich oder öffentlich ohne Erlaubniß der Eltern aus vorgenannten Städten

entfährt, derselbige, sofern Klage erhoben wird. als Räuber oder Dieb gerichtet werden wird. Damit aber Vorstehendes dauernd Kraft und Geltung behalte und unverletzt bleibe, haben wir Anwesenden es für würdig befunden, diese Urkunde durch den Schut der Siegel sämtlicher Städte zu festigen. Verhandelt, gegeben und vollzogen zu Glogau im Jahre 1310, am Tage der Apostel Petrus und Paulus, in Anwesenheit Derjenigen, deren Namen folgen:

Nicolaus, Erbvogt zu Glogau, Johann, Bürgermeister, Hennig, Nicolaus, Rathsmannen ebendaselbst, Heinrich Eckhard, Bürgermeister zu Sagan, Seyfrid von Eckhardsdorf, Bezold von Wyschob, (Weichau?) Rathsmannen ebendaselbst,

Seyfrid, Erbrichter zu Freistadt, Christian Jüngling (Cristano juvene), Bürgermeister, Trutvin, Gotfrid von Wischob (Weichau?), Rathsmannen ebendaselbst,

Symon, Erbrichter zu Steinau, Conrad Münzer (Monetario) Bürgermeister, Heinrich von Lampertsdorf, Hermann von Disslau, Rathsmannen ebendaselbst,

Johann, Erbrichter zu Sprottau, Johann, Bürgermeister, Arnold von Freistadt, Apezco von Låben, Rathsmannen ebendaselbst,

Heinrich, Erbrichter zu Låben, Tylo, Bürgermeister, Hermann, Fleischer, Herrmann Alt (Antiquo), Rathsmannen ebendaselbst,

Stefan von Swenkenvelt, Erbrichter zu Fraustadt, Seyfrid Ramug, Bürgermeister, Gottfried Long, Gerwich von Waltersdorf, Rathsmannen ebendaselbst,

Frizco, Erbvogt zu Gubrau, Bezold von Zedeliz, Bürgermeister, Arnold Swidennis (Schweidniz?) Rathsmannen ebendaselbst.

(Die Namen sind sämtlich im Ablativ gebraucht [presente — in Gegenwart von . .], daher dürften bei unserer Uebersetzung hier und da kleine Abweichungen untergelaufen sein.)

Das Original dieser Urkunde wird im Archiv der Stadt Gubrau verwahrt, wo es Herr Dr. M. Kirnis

in Neumünster (Holstein), welchem wir diese Mittheilung verdanken, einsehen und abschreiben durfte. Unser Gewährsmann war auf der Suche nach Wappensiegeln, insbesondere nach Abdrücken alter Stadtwappen, die ihn für sein Werk „Beiträge zur Wappen- und Münzkunde Großpolens“ interessiren. Er fand zu seiner Befriedigung an jener Urkunde das älteste Siegel von Frauastadt in guter Erhaltung. Das Siegel hat 53 mm Durchmesser und ist von guter, sehr erhabener Arbeit.

Ueber die Urkunde selbst theilt Herr Dr. Kirmis mit, daß ihr Inhalt keineswegs ganz unbekannt sei; nur die Existenz eines wohl erhaltenen Exemplars in Gubrau und die besondere Beschaffenheit dieses Exemplars sei bis dahin nicht bekannt gewesen. Gerade diese Beschaffenheit ist es aber, die von Interesse für Grünberg und Crossen ist. In dem Exemplar nämlich, welches bisher allein bekannt war und noch Ende vorigen Jahrhunderts in Sprottau existirte, denn es wurde von Worbß (altes und neues Archiv, Sorau 1798) eingesehen, copirt und seitdem von Butke und von Minckberg in seiner Geschichte der Stadt und Festung Glogau, ja selbst von O. Wolff in seiner Geschichte Grünbergs Seite 35 und 36 auszugsweise wiederholt abgedruckt, fehlt die Bezugnahme auf die Städte Crossen und Grünberg gänzlich. Die bezügliche Stelle der Urkunde lautet bei Worbß so: „nos cives glogovienses, saganenses, vrienstatenses, stynavienses, vroenstatenses, lubynenses, gorenenses . . .“ Hat Worbß durch die Punkte nicht andeuten wollen, daß noch andere Städte in der seitdem spurlos verschwundenen Sprottauer Urkunde genannt waren, — was bei einem gewissenhaften Urkundensammler kaum anzunehmen ist —, so bleibt nur die Vermuthung, daß in der Sprottauer Urkunde Platz gelassen war für Städte, die zum Anschluß an den Vertrag aufgesordert waren, aber sich noch nicht angeschlossen hatten, daß also Grünberg und Crossen wahrscheinlich ihren Beitritt später erklärt haben müssen, als die andern 8 Städte. Die Gubrauer Urkunde enthält die Namen Crossen und Grünberg als die letzten in der Reihe der 10 Städte, was diese Vermuthung einigermaßen bestätigt; aber es ist jedenfalls merkwürdig, daß sich bei

den Unterschriften solche von Vertretern Crossens und Grünbergs nicht finden. Wurde Crossen und Grünberg in der Urkunde immer genannt, weil man sie zum Beitritt eingeladen und ihres Beitritts sicher war? Mangels einer nachträglichen Beitrittserklärung von Crossen und Grünberg und Mangels Erwähnung einer Vollmachtvertheilung Seitens der beiden Städte an einen oder den andern der am 29. Juni 1310 in Glogau versammelten städtischen Würdenträger könnte man allerdings auch zu dem Schluß gelangen, daß Crossen und Grünberg dem Vertrage überhaupt nicht beigetreten, ihre Namen also zu Unrecht in die Subrauer Urkunde gelangt sind und die Zurückhaltung der Sprottauer Urkunde gerechtfertigt war.

Man wird somit den Werth dieser Urkunde nicht darin zu suchen haben, daß durch sie erwiesen ist, daß Grünberg im Jahre 1310 einem Städtebunde zum Zweck gegenseitiger Auslieferung von Verbrechern angehört habe, sondern vielmehr darin, daß es von den erweislich verbündeten 8 Städten für wichtig genug angesehen wurde, um „par inter pares“ in einen solchen Bund hineingezogen zu werden. Dieses neue, urkundliche Licht über die früheste Geschichte Grünbergs ist bei den spärlich fließenden urkundlichen Quellen indessen wichtig genug, um mit Dank registriert zu werden. Es erfährt hierdurch Wolff (Seite 37) eine Berichtigung, wenn er sagt „als Stadt wird Grünberg urkundlich zuerst genannt in dem Theilungs - Dokumente, wodurch die Edhne Heinrichs III. (von Glogau) sich am 28. Februar 1312 Erbes auseinandersetzen.“ Es wird auch fraglich, ob die bisherige, urkundlich nicht zu belegende Annahme richtig ist, daß Grünberg erst am 13. Januar 1315 deutsches Städterecht empfing. Denn Wolff meint an der Stelle, wo er von obiger Urkunde in ihrer Sprottauer Fassung spricht, jene 8 Städte hätten ein solches Bündniß nur schließen können, weil sie deutsches Recht besaßen und sich deshalb freierer Bewegung erfreuten. Ihm konnte somit das Fehlen Grünbergs in der Urkunde ein Beweis dafür sein, daß Grünberg zu jener Zeit noch nicht deutsches Recht besaß. Es

wird erlaubt sein, die nach der Gubrauer Urkunde vorhandene oder beabsichtigte Hineinziehung Grünbergs in das Bündniß der Städte nunmehr als einen Beweis dafür zu nehmen, daß Grünberg um 1310 schon mit deutschem Stadtrecht begabt war. Immerhin bleibt der Zwiespalt zwischen der Benennung Grünbergs als vertragsschließende Partei im Text der Urkunde und dem Fehlen der Grünberger Unterschriften unter der Urkunde noch aufzuklären! Vielleicht, daß sich im Archiv einer der andern Städte noch die Aufklärung hierfür findet.

d) **Neu aufgefundene Grünberger Chronik.*)**

Es ist eine von den Nachkommen nicht dankbar genug anzuerkennende Thatsache, daß in den kaum 70–80 Jahre zurück liegenden Zeiten, wo es noch keine Localpresse gab, sich einzelne Bürger fanden, um periodische Aufzeichnungen über Local-Ereignisse zu Papier zu bringen. Ohne solche mehr oder minder sorgfältig gesammelten Nachrichten würden wir sehr spärliche Kunde über die Vergangenheit, selbst eine nahe Vergangenheit, unserer städtischen Gemeinwesen haben. Bekannt ist, daß auch in Grünberg im Laufe der Jahrhunderte sich dergleichen fleißige Chronisten gefunden haben; aber leider sind gerade die ältesten Aufzeichnungen verloren gegangen, theils wohl durch Unachtsamkeit und Unkenntniß von dem Werth solcher Schriftstücke, theils durch die vielen verheerenden Brände, denen Grünberg einschließlich seines Rathhauses im 17. Jahrhundert ausgesetzt gewesen ist. Daß solche älteren Chroniken vorhanden gewesen, beweist die z. B. älteste noch vorhandene Grünberger Chronik, welche von den Grünberger lutherischen Geistlichen Job. Rippe († 1653) und Johann Joach. Schirmer († 1753) zusammengetragen worden ist. Denn die recht eingehenden Nachrichten dieser Chronik aus dem Zeitalter der Reformation bis zum 30jährigen Kriege können nicht wohl in solcher Ausführlichkeit mündlich überliefert sein, wenn man diese Form der Aufbewahrung und

*) Im December 1890 geschrieben.

Fortpflanzung auch für die älteren Nachrichten aus dem 14. und 15. Jahrhundert gelten lassen will. Auch die Rippe-Schirmer'sche Chronik fand O. Wolff, der sie zu seiner „Geschichte der Stadt Gränberg bis zur Einführung der Reformation“ benutzte, bereits zum Theil vermodert und unbrauchbar geworden. Andere 3 handschriftliche Chroniken, deren Wolff Erwähnung thut, lieferten ihm für seine Zwecke geringe Ausbeute; dagegen erwähnte er als von ihm benutzte Quelle noch einer hierorts mehrfach vorhandenen, von dem Armenlehrer J. Gottfried John gedruckten Chronik von Gränberg, welche von dem Bürgermeister Bergmüller bis 1814 fortgeführt worden ist.

Vor einigen Monaten wurde durch Zufall die geringe Zahl der noch vorhandenen Gränberger Chroniken durch eine im besten Zustande befindliche, außerordentlich sauber geschriebene, um 192 Quartseiten Inhalt vermehrt, welche den Geschichtschreibern Gränbergs nicht bekannt gewesen ist. Der dicke mit gepresstem Leder bezogene Band befand sich im Besitz einer 80jährigen Dame, als ein Erbstück von ihrem Großvater, dem am 9. Juni 1822 hier verstorbenen Kreis-Steuer-Einnehmer Samuel Reiche. Dieser Herr ist unzweifelhaft Verfasser der Chronik. Er giebt auf dem letzten Blatt derselben von sich selbst folgende biographische Nachrichten: Er war von 1772 bis 1809 Kreis-Steuer-Einnehmer in Gränberg, hatte als solcher Amtswohnung im Landhause (dem heute dem Kaufmann Julius Beltner gehörigen) und verließ dies Haus, in welches er als Bursche im Jahre 1748 aufgenommen, nach dem Tode seines Neffen und Amtsnachfolgers Carl Gottl. Benj. Reiche am 1. Juni 1814. Allem Anschein nach hat dieser Neffe bei Abfassung der Chronik mitgewirkt, denn es wechseln im Wesentlichen zwei Handschriften ab. Von welchem Zeitpunkt ab die bis 1817 fortgeführten periodischen Eintragungen aus eigener Wahrnehmung und Beobachtung des Chronisten beginnen, ist nicht genau festzustellen, wahrscheinlich nicht lange nach 1750. Was der vorangehenden Zeit angehört, ist mit großer Sorgfalt vermuthlich aus den besten zu jener Zeit vorhandenen Aufzeichnungen zusammen-

getragen, offenbar aus verschiedenen Quellen und zu verschiedenen Zeiten noch mit Zusäzungen und Randbemerkungen bereichert. Es liegt auch die Möglichkeit vor, daß Reichs nur eine seit 1713 geführte Chronik, deren Verfasser vielleicht ein Angehöriger in aufsteigender Linie war, fortsetzte, daß also die Chronik von diesem Zeitpunkt ab Original ist. Hierfür spricht die 1713 anhebende größere Ausführlichkeit der Nachrichten und manches Andere. Viele Nachrichten aus älterer Zeit mögen der Rippe-Schirmer'schen Chronik entnommen sein. Wie alle Chroniken früherer Tage fängt auch diese „Sammlung Chronologischer Nachrichten, größtentheils Grünberg betreffend“, mit Erschaffung der Welt an. Wir lernen daraus, daß im Jahre 1656 nach Erschaffung der Welt und zwar am 7. December die Sündfluth hereinbrach und daß ein Jahr darauf am 18. December Noah die Arche verließ. Natürlich liegt der Werth der Chronik nicht in diesen Daten, sondern wesentlich in den Aufzeichnungen des Selbsterlebten und Selbstbeobachteten. In diesem Betracht ist die Chronik etwa für die Zeit von der preussischen Besitzergreifung bis nach Beendigung der Befreiungskriege unerseßlich durch ihre Sorgfalt und Genauigkeit, durch die strenge Wahrheitsliebe des Chronisten und die Fülle der Nachrichten. Der würdige Herr hat als hochbetagter Greis kein Gesprächsthema lieber behandelt, als seine Beziehungen zu dem großen König, dessen wiederholte Besuche von Grünberg, wo er regelmäßig im Landhause abstieg, sorgfältig registriert werden. Noch erinnerte sich die Enkelin, daß ihr der Großvater zu ihrer Belustigung vorgezeigt, wie er sich gewöhnt hatte, die Treppen des Landhauses rückwärts hinauf zu schreiten, in jeder Hand eine Kerze, um dem König voran zu leuchten. Die Freude, dem großen Gaste der Stadt Grünberg so von Zeit zu Zeit ins Angesicht zu schauen, spricht sich deutlich in den Aufzeichnungen aus.

Um unsern Lesern ein anschauliches Bild der Reichs'schen Chronik zu geben, lassen wir im Nachstehenden einen Auszug aus derselben, das Jahr 1740 betreffend, folgen:

Vom 6. bis 14. Januar war solche ohngemein große Kälte, welche fast unerträglich, besonders den 10. Januar an unsern Jahrmarkt Sonntag und Montag, daß auch die Krämers Deuthe nicht auslegen konnten und soll die Kälte an Festigkeit den ehemaligen Winter 1709 8 Grad übertroffen haben.

Den 10. Januar in eben dieser Kälte ist Brattig, ein Schlosser von Beuthen, welcher von Poln. Nettlow kommend, hierdurch gereiset und 25 Rthlr. Geld bei sich gehabt, bei Nittriz erschlagen worden.

Diese Kälte hat immer ziemlich continuirt zu Anfang und Ausgang Februari, besonders den 6, 18., 19. Febr.

Den 21. März ist das Paradies Kloster von 200 Preuß. Husaren geplündert worden, weil sie einen Züllichauer Bürger in Arrest genommen, Ursache, weil vorhero ein weiser langer Mann aus ihren Dörfern in Brandenb. Dienste mit List weggeführt worden.

Den 31. Mai Nachmittag um 3 Uhr starb Friedrich Wilhelm König in Preußen, dessen letzte Worthen gewesen: Ach betet, betet.

Den 4. Mai fiel ein großer Schnee unter großen Windstürmen, welcher an manchen Orten über 8 Tage gelegen.

Den 3. Juni ist der Buchbinder Hase, welcher 1728 den 19. April Mannigels Sohn erstochen, wiederkommen und selbst ins Stockhaus gelaufen.

Anfang Juni kamen die Raupen, haben alles gefressen und sind nicht zu steuern gewesen.

Den 26. Juni hat sich ein Mann in Brittag selbst die Kehle abgeschnitten, auch ein Dr. Gremleus in Freistadt selbst erhenket den 1. Juli.

Den 3. August ist in den Preuß. Staaten dem neuen König Friedrich gehuldigt worden.

Den 8. August kam mit einem Ungewitter so vieler Regen, daß das Wasser dem Rosamentir Krüger auf'n Holzmarkt die Käche und Ofen unterschwemmte, welches hierauf hinunter gesunken, eines halben Mannes Tiefe, welches auch bei den Gärber Hoher daneben gewesen.

Da die kalte Witterung bis in den Mai und fast in Juni hinaus dauerte, so verzog sich die Ernte um

ein paar Wochen und da solche um Mariae Himmelfahrt heran nahte, fiel solch naheß Wetter ein, daß nichts konnte eingesammelt werden, das Getreide wuchs also ziemlich aus.

Zu Anfangs September aber gab Gott sehr schön Wetter, daß sowohl das Korn noch und Stroh, als auch die Früh-Sämerung, als Gerste, Erbsen und Hirse, nicht aber der Weizen, gar sehr schön und wohl eingebracht werden konnte. Das Korn war nicht reich in Gebund wohl aber an Ädrnern.

Den 21. September ist Bobernig abgebrannt.

Den 5. October fiel großer Schnee und kam darauf Frost, obgleich der Wein noch am Stocke stand.

Den 19. October starb Ihre Kaiserl. Majestät Carolus VI. ohne männliche Erben, die älteste Tochter Maria Theresia erbt alle Länder, Ihr Gemahl war Franz Stephan Herzog von Lothringen.

Den 8. November Nachmittags 2 Uhr starb der Bürgermeister Fr. v. Breitenseld.

Den 19. November wurde das Kaiserl. Begräbniß in der Pfarrkirche gehalten, jedoch ohne Leichenpredigt, die ganze Bürgerschaft aber mußte zum Opfer geben.

Wegen der im vorigen Winter gar ungemein großen Kälte, da die Weinberge fast durchgehends erfroren und die Weinstöcke an manchem Ort kaum den 3. Theil, auch allererst gegen Job. Bapt. ausgeschlagen und wegen des zeitigen Herbstfrosts, wieder nicht reif werden können, ist fast kein Wein gelesen worden, und so man auch etliche Quart zusammengestoppelt, ist er sonst nicht brauchbar gewesen, als zum Essig.

Das Obst ist von Raupen verderbt worden. Das Getreide kam wegen Mißwachs in höhern Preis, im Frühjahr der Schfl. Korn 35 Sgr., im Sommer 2 Thlr., im Herbst noch etl. Sgr. darüber.

Den 13. Dezember war der erste Einmarsch der Königl. Preuß. Armee in Schlesiens 60 000 Mann, alii 80 000.

Den 16. Dezember kamen Ihre Königl. Maj. Friedrich der Große in höchst eigener Person nebst der Generalität und General Adjutanten und Garde du Corps nach Schweinitz bei Grünberg, pernoctirte auf dem hochadel. v. Stenkschisch. Schlosse, beschenkte die damals dort wohnende und das Gut

innehabende verwittwete Frau Kammerherrin v. Stenksch geb. Baronesse v. Kittlitz mit einer sehr schönen Dose. Gedachten Tages ist das Schwerinsche Infanterie-Regiment an 2000 Mann stark in Grünberg einquartirt, nebst einem Theil des Artillerie Train.

Der König hat auf dem v. Stenkschischen Schlosse im Tafel-Zimmer gespeist und die zum Empfang Ihro Maj. dahin gekommene Schlesiſche Noblesse, um in hohen Rahmen der Königin von Ungarn wider den Einmarsch zu protestiren, nämlich Gen. von Logau, Hr. Baron v. Kestlitz, Hr. Baron v. Hof und Hr. Baron v. Diebitsch zur Tafel gezogen.

Früh um 6 Uhr stand Ihro Maj. auf und sah um 7 Uhr die Garde du Corps zusammen kommen.

Von hier ging der Marsch auf Weichau und Herrndorf.

Den 17. Dezember wurde ein Manifest am Rathhanse publicirt, daß Ihro Maj. Niemanden kein Leid zufügen zu lassen gesonnen, sondern daß ein jeder bei seinem Stand ruhig bleiben möge, wer sich nicht muthwillig widersetzt.

Nach diesen marschirte sehr oft und viel Kriegsvolk hierdurch.

In Rauschwitz war das Hauptquartir des Prinzen Leopold von Dessau.

Im Rathe war dahmals:

Johann Adam Seydler Int. Bürgermeister.

Tobias Gäbler

Joh. Jos. Gäbler

Joseph Krug

Ant. Rud. v. Ertel

Franz Bittmann

Peter Breher

Joh. Aug. v. Breitenfeld — Notar.

Die Kaiserl. Adler werden abgenommen und die Preußischen aufgesetzt.

*

*

*

Wie aus dem hier mitgetheilten Auszuge aus der Reichsichen Chronik ersichtlich, geschieht in derselben keine Erwähnung von der in zahlreiche Geschichtswerke übergegangenen, eigenthümlichen Art, wie die Uebergabe Grünbergs an die Preußen erfolgte. D. Wolff gedenkt dieses Ereignisses in seiner „Geschichte der evan-

gellischen Stadt- und Landgemeinde Grünberg bis 1742" wie folgt:

„Am 14. December (1740) kamen die ersten
„Preußen nach Grünberg. Der Magistrat über-
„gab die Schlüssel an den auffordernden Officier
„nicht, sondern hieß ihn, sie von dem Tische, wo
„sie lagen, wegnehmen!“

Anscheinend irrt Wolff hier im Datum. Unsere Chronik bezeichnet den 13. als den Tag, wo die ersten preussischen Heeresabtheile die Grenze überschritten, in den bekannteren Geschichtswerken wird der 16. als Tag des Einmarsches genannt, und da auch die Chronik den 16. als den Tag des Einmarsches in Grünberg bezeichnet und von demselben Tage anderwärts die Ueberschreitung der Grenze des zu Oesterreich gehörenden Schwiebus'er Kreises bei See-Lasgen gemeldet ist, so spricht die größte Wahrscheinlichkeit für das Datum des 16. December. Der scheinbare Widerspruch in der Angabe der Reichs-chen Chronik

„den 13. December war der erste Einmarsch der
„Königl. Preuß. Armee in Schlessen, an 60 000
„Mann alii 80 000

erklärt sich vielleicht dadurch, daß die ersten Plänkler am 13. erschienen und hiermit steht die Angabe 60 000—80 000 Mann deshalb nicht in Widerspruch, weil die 5 letzten Worte der obigen Angabe sich in der Chronik als mit anderer Feder und Tinte nachgetragen erweisen. Merkwürdig ist, daß — während die locale Chronik als Tag des Einmarsches in Grünberg in der bestimmtesten Weise den 16. December bezeichnet — einige gleichzeitige Quellen (Schlesische Kriegskama V 30, gesammelte Nachrichten den gegenwärtigen Zustand Schlessens betreffend II 3) „ungefähr den 18.“ für das von Wolff auf den 14. December verlegte Ereigniß angeben. Grünhagen hat sich in seinem Werk „Schlessen unter Friedrich dem Großen“ I.62 für den 17. entschieden, „auf Grund einer aus der sonstigen Chronologie der Begebenheiten sich ergebenden Combination“. Bei den allen Zweifel ausschließenden Angaben unserer Chronik halten wir an dem 16. fest!

Man könnte einwenden, die Chronik bezeichnet den 16. nur als den Tag, wo das Regiment Schwerin in Grünberg einquartiert wurde. Es konnten ja andere Truppentheile, namentlich den Aufklärungsdienst besorgende Cavallerie, vorher durch Grünberg passirt sein, ohne einquartiert zu werden. Diese Vermuthung findet Bestätigung in einer Angabe bei Wolff „Die Zieten'schen Husaren gingen durch Grünberg bis Nittrich.“ Allein Wolff bringt diese Nachricht in solchem Zusammenhange, daß ersichtlich ist, dieser Durchmarsch geschah an demselben Tage, wo das nachfolgende Infanterie-Regiment Schwerin in Grünberg einquartiert wurde. Also eine neue Bestätigung des Datums „16. December.“

Wir werden demnach annehmen dürfen, daß es am 16. December dieses Jahres*) 150 Jahre her ist, daß Grünberg den Preußen seine Thore öffnete oder genauer, daß der als ein Officer des Zieten'schen Husaren-Regiments zu denkende feindliche Parlamentär das Grünberger Oberthor von inwendig aufschloß.

e) Wie Grünberg preussisch wurde.

In der letzten Nummer dieses Blattes ist darzulegen versucht worden, daß die erste Besetzung Grünbergs durch die Preußen, entgegen andern, den 14., 17. und 18. December bezeichnenden Angaben, nur am 16. December 1740 stattgefunden haben kann. Wie sie erfolgte, darüber brachten wir einen kurzen Auszug aus Wolff's Geschichte der evangelischen Stadt- und Landgemeinde Grünberg. Wir lassen nachstehend die ausführlichere Darstellung folgen, welche Franz Kugler in seiner Geschichte Friedrich's des Großen Seite 164 von dem Ereigniß giebt:

„Im Anfang freilich konnte man in Schlesien noch nicht wissen, wie man sich zwischen der althergebrachten und der neugeforderten Untertanenpflicht zu benehmen habe. Indes fehlte es schon dem Bürgermeister und Rath von Grünberg — dem ersten bedeutenderen Orte Schlesiens, auf den die preussische Armee stieg — nicht an einem schlau ersonnenen Auskunftsmittel. Die

*) 1890.

Preußen fanden nämlich die Thore der Stadt gesperrt. Ein Officier ward abgeschickt, sie im Namen des Königs zur Uebergabe aufzufordern; man führte ihn auf's Rathhaus, wo Bürgermeister und Rath in feierlicher Amtstracht versammelt waren. Der Officier verlangte von dem Bürgermeister die Schlüssel zu den Stadthoren. Jener entschuldigte sich nachdrücklich: er könne und dürfe die Schlüssel nicht geben. Der Officier drohte nun, daß man die Thore sprengen und daß man mit der Stadt, wenn sie sich den gnädigen Anerbietungen des Königs widerseze, übel verfahren werde. Der Bürgermeister zuckte mit den Achseln. Hier auf dem Rathstisch, entgegnete er, liegen die Schlüssel; aber ich werde sie Ihnen unter keinen Umständen geben. Wollen Sie sie selbst nehmen, so kann ich's freilich nicht hindern. Der Officier lachte, nahm die Schlüssel und ließ die Thore öffnen. Als die Truppen eingerückt waren, ward dem Bürgermeister von Seiten des preußischen Generals bedeutet, er möge, dem Kriegsgebrauche gemäß, die Schlüssel wieder abholen lassen. Der Bürgermeister weigerte sich indeß ebenso, wie vorher. Ich habe die Schlüssel nicht weggegeben, sagte er, ich werde sie daher auch nicht holen oder annehmen. Will aber der Herr General sie wieder auf die Stelle, von der sie weggenommen worden, hinlegen oder hinlegen lassen, so kann ich freilich nichts dagegen haben. — Der General meldete diesen Vorfall dem Könige, zu dessen großem Ergötzen. Auf Friedrichs Befehl wurden die Schlüssel durch ein Commando des Regiments, unter Musik und Trommelschlag, nach dem Rathhause zurückgebracht!"

Ähnlich wird das Ereigniß in anderen Geschichtswerken geschildert, namentlich bei Grünhagen, der auf gedauerten Zweifel, ob der Vorgang wohl auch streng historisch sei, schreibt: „Das fragliche Factum hat unbedenklich in meinen Werken („Geschichte des ersten schlesischen Krieges“ wie in „Schlesien unter Friedrich dem Großen“) Aufnahme gefunden, da dasselbe von gleichzeitigen Quellen (Schlej. Kriegstama V 30 und „Gesammelte Nachrichten die gegenwärtigen Zustände betr.“ II 3) ausführlich erzählt wird.

Solchen Zeugnissen gegenüber sollte der Zweifel verstummen, ob in dieser Erzählung mehr vorliege, als ein Treppenwitz der Weltgeschichte; allein es ist und bleibt befremdlich, daß gleichzeitige Gränberger Quellen nicht mit einer Silbe eines Vorganges gedenken, welcher doch sicher in aller Mund gewesen wäre, wenn er sich so zugetragen hätte, als berichtet wird.

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß die so ausführliche Reiche'sche Chronik nichts enthält. Das Gleiche gilt von der gedruckten John'schen Chronik und einer dritten und vorliegenden schriftlichen Aufzeichnung. Selbst Andeutungen fehlen. Vor Allem aber schweigen die Raths-Protocolle, deren Einsicht uns dankenswerther Weise gestattet worden ist, vollständig von einem ähnlichen Vorgange.

Diese gleichzeitige Quelle, deren uns vorliegender Band die „Raths-Protocolle der Kdnigl. Weichbild-Stadt Gränberg vom 5. Januarii 1740 bis 31. Augusti 1742“ enthält, zeichnet sich durch große Sorgfalt und Genauigkeit der Führung aus. Das letzte der preussischen Besitzergreifung vorausgehende Protocoll datirt vom 9. December 1740, das nächstfolgende vom 24. December 1740, von einer Raths-Sitzung vom 16. December also keine Spur! Das erstgenannte Protocoll läßt in keiner Andeutung das sich zusammenziehende Ungewitter ahnen, das Protocoll der als „außerordentlich“ bezeichneten Sitzung am Weihnachtstage enthält über die Zeitereignisse nur das Folgende:

Sessio Extraordinaria in Curia die 24. Decemb. 1740.

„Wurde dem Idol. Stadt Regiment das auf „allergnädigsten Kdnigl. befehl unser allergnädigsten „Landes Frauen in Druck Ober Umbtlich gebrachte „manifest ob den Einmarsch eines nicht vermutheten „corps Kdnigl. Preußischer trouppen in hiesiges „Land in extenso abgelesen und publiciret, darauf „aber ad valvas Curiae zu jeder männiglicher Wissen- „schaft affigiret.“

Man sollte meinen, wenn der Drang der Umstände, die Eile, mit der am 16. December eine Raths-Sitzung zusammengerufen worden, die Abfassung eines Protocolls verhindert hätte, daß dieß bei der Wichtigkeit des

Gegenstandes am 24. nachgeholt werden konnte. Allein man wird dem Einwand die Berechtigung nicht versagen können, daß ebensowohl die Unterlassung eines Protocolls am 16., als eines Nachtrages am 24. vielleicht mit Absicht erfolgte, um einen Vorgang nicht actenmäßig festzulegen, dessen Beurtheilung bei der Unsicherheit über die künftigen Gewalthaber eine den handelnden Personen ungünstige sein konnte. Auffallend ist in jedem Falle, daß der unzweifelhaft feststehenden Thatsache des erfolgten Ein- resp. Durchmarsches der Preußen, ganz abgesehen von den sie begleitenden Umständen, nur so nebenbei Erwähnung geschieht aus Anlaß des Beschlusses, eine Proclamation der Königin von Böhmen Maria Theresia an die Thüren des Rathhauses zu heften. Ja man könnte weiter gehen und sagen, gerade diese nebensächliche Behandlung einer so wichtigen Thatsache in einem Moment, wo man an die unveränderte Untertanenpflicht gegen das Haus Oesterreich erinnert wurde, läßt den Wunsch erkennen, die Vorgänge des 16. vergessen zu machen, und die Bezeichnung des Einmarsches der preussischen Truppen als eines „nicht vermutheten“ enthält gewissermaßen die Entschuldigung des Rathes für sein Verhalten am 16. December.

Zweifellos nahm es der Rath der Stadt Grünberg, an seiner Spitze der Bürgermeister ad interim Johann Eldam Seydler, mit seiner Untertanenpflicht streng; denn er entzog sich bis auf 2 seiner Mitglieder der Vereidigung auf den neuen Herrscher am 26 August 1741 durch die Flucht. Mit seiner Gesinnung würde also der Vorgang bei Uebergabe der Stadt, wie er erzählt wird, in voller Uebereinstimmung sein. Ob sein Verhalten, wenn die Ereignisse anders gefallen wären, jemals zu einer Verfolgung des Rathes wegen Verletzung seiner Pflicht geführt haben würde, ist billig zu bezweifeln. Denn nach Lage der Sache blieb dem Rath nichts übrig, als mit guter Manier die Preußen in die Stadt zu lassen. Ohne einen Mann Besatzung, mit einer mittelalterlichen Umwallung versehen, welche nur den innersten Kern der Stadt und gänzlich ungenügend schützte, wäre Grünberg wehrlos und verloren gewesen, wenn es hätte Widerstand leisten wollen. Trifft irgend

jemand Vorwurf, ja auch nur der Vorwurf der Lächerlichkeit bezüglich der Vorgänge des 16. December, so sind es die Regierenden, welche eine Stadt mit Wall und Thoren conservirten, ohne sie mit Bertheidigern zu versehen, von der schon im 15. Jahrhundert Herzog Johann von Sagan sprach: „Grünberg hat eine alte Rieselhaube und Halsberge, aber Bauch und Schenkel bloß, es wird Plaffe kriegen!“

Erwägungen dieser Art lassen es dann auch wieder zweifelhaft erscheinen, daß der Rath von Grünberg aus Sorge, daß sein Verhalten einer schiefen Beurtheilung unterliegen könnte, Mittheilungen darüber im Protocollbuch und sonst in der Oeffentlichkeit unterdrückt haben könnte. Die Zweifel an der Wahrheit der ganzen Erzählung wachsen dadurch an Bedeutung. Secirt man mit einigermaßen kritischer Sonde den Vorgang, wie er oben nach Kugler mitgetheilt worden ist, so findet man viele Unwahrscheinlichkeiten. Die Sache spielt sich am 16. December ab. Durch die Stadt zog damals zuerst das Zietbenschke Husaren-Regiment. Es folgte das Infanterie-Regiment Schwerin, das über Nacht einquartiert wurde. In derselben Nacht war der König in Schweinitz. Ist es wahrscheinlich, daß die Weigerung des Rathes, die Schlüssel wieder abzugeben, für wichtig genug erachtet wurde, darüber dem König, der mittlerweile weiter nach Schlessien hinein geritten war, zu berichten, daß der König den Befehl erlassen, den Schlüssel mit militärischen Ehren zurückzubringen, und daß dies bei den unaufhörlichen Truppendurchmärschen, von denen die Chronik berichtet, in der geschilderten Form ausgeführt worden? Dieser Theil der Erzählung klingt doch allzu anekdotisch, um ganz wahr zu sein!

Indessen, wie immer die genaue Wahrheit lautet, Grünberg hat in dem Vorgange ein historisches Ereigniß zu verzeichnen, dessen es sich keineswegs zu schämen braucht, und wenn Kugler von einem „Klug“ statt von einem „schlau ersonnenen Auskunftsmittel“ spräche, so würde er besser den Kern der Sache getroffen haben.

Der Vollständigkeit unseres Berichtes halber müssen wir erwähnen, daß die Pössische Zeitung Jahrgang 1740 nichts von der Sache berichtet, wie uns die

Redaction auf gebaltene Anfrage versichert. Nicht weniger, wie 2 Mal ist der Vorgang im Laufe der Zeit illustriert worden. Eine dieser Illustrationen, ein Kupferstich aus dem Jahre 1810, ist in den letzten Tagen im Schaufenster von W. Levysohn ausgestellt worden. Viel hübscher ist ein Illustration in der oben genannten Kugler'schen Geschichte, welche von keinem Geringeren, als Adolf Menzel, herrührt und durch den höchst charakteristischen Ausdruck in der Haltung und den Gesichtern des Bürgermeisters und des erfreut mit den eroberten Schlüsseln von dannen eilenden Officiers ausgezeichnet ist.

Selbst dramatisirt ist das Ereigniß worden und zwar von Ernst Raupach unter dem Namen „Die Eroberung von Grünberg“, Quodlibet in 5 Aufzügen. Das Stück ist zur hundertjährigen Wiederkehr der preussischen Besitzergreifung verfaßt und 1840 im Königl. Schauspielhause in Berlin aufgeführt worden. Damit ist ihm allzuviel Ehre erfahren; denn es ist ein mit sehr flüchtiger Feder entworfenes, grimmes Zerrbild. Einen Auszug davon hat das „Niederschl. Tageblatt in N. N. 119–125 Jahrgang 1882 gebracht. Der Bürgermeister von Grünberg heißt dort von Breitenfeld, der nach der Chronik allerdings bis 1740 Bürgermeister war, aber bereits am 8. November 1740 starb. Der preussische Parlamentär wird, wahrscheinlich mit demselben Maß von Genauigkeit, Wobernowsky genannt. Raupach läßt König Friedrich von dem Bürgermeister sagen: „Wenn der Mann kein Holländer ist, so verdient er einer zu sein; aber seine Pünktlichkeit im Dienst muß man ehren!“

* * *

Der vorstehende Aussatz, veröffentlicht zur Erinnerung an die vor 150 Jahren erfolgte preussische Besitzergreifung Grünbergs, hat Anlaß gegeben, daß von hier aus beim Chef des Generalstabes der Armee angefragt worden ist, ob sich bei den Acten des Generalstabes nicht vielleicht nähere Nachrichten über den Vorgang vom 16. December 1740, etwa in Form von Rapporten, vorfinden. Darauf ist folgende Antwort eingegangen:

Chef des General-Stabes Berlin, den 22. December
der Armee 1890.
N. 8575.

Ew. Wohlgeboren theile ich auf Ihr Schreiben vom 16. d. Mts. ergebenst mit, daß über den in der Augler'schen Schrift, Seite 164, erzählten Vorfall aus den hier vorhandenen Acten Nichts zu ersehen ist. Es steht nur fest, daß am 16. December 1740 in Grünberg das Regiment zu Fuß Schwerin und das Regiment Grenadiers zu Pferde Schulenburg gelegen haben.

J. U.

gez. von Gofler,
Oberstlieutenant.

Es geht aus dieser Antwort also negativ hervor, daß sich schriftliche Rapporte über den fraglichen Vorgang nicht befinden, positiv aber, daß unsre Beweisführung, der Tag des preussischen Einmarsches in Grünberg könne weder der 14., noch der 17. oder 18. December, sondern nur der 16. gewesen sein, das Richtige getroffen hat. In wie weit die Umstände bei der Besitzergreifung Grünbergs thatsächlich so gewesen sind, wie sie von namhaften Historikern an der Hand und auf die Autorität gleichzeitiger Aufzeichnungen außerhalb Grünbergs geschildert worden, das wird wohl allzeit unsicher bleiben. Obwohl durch den oben wiedergegebenen Bescheid des Generalstabes die Meinung Unterstützung zu finden scheint, daß der Vorgang sich nicht wie überliefert abgespielt hat, kann doch auch das Fehlen schriftlicher Rapporte darüber nicht ohne Weiteres als genügender Beweis für die Richtigkeit dieser Meinung angesehen werden. Denn solche Rapporte konnten auch mündlich erstattet worden sein, was bei der Nähe des Königl. Hauptquartiers in Schweinitz und dem Tempo, in welchem die Ereignisse in den ersten Tagen nach dem Einmarsch aufeinander folgten, viel Wahrscheinlichkeit für sich hat. Läßt man aber die Möglichkeit mündlichen Rapports und mündlicher Uebertragung des Königl. Befehls gelten, dann fallen manche Gründe gegen die Glaubhaftigkeit des Vorganges.

f) Ein Schreiben

des amerikanischen Minister-Residenten Quincy Adams, datirt Grünberg, den 23. Juli 1800.

(Vergl. Seite 202 al. 7.)

Da ich mir zur Bedingung gemacht habe, daß Sie keinen meiner Briefe, die ich Ihnen während dieser Reise schreibe, ohne die Karte in der Hand lesen sollen, so darf ich Ihnen wohl nicht erst erzählen, daß dieß die erste Stadt ist, die wir erreichten, nachdem wir die Grenzen von Schlesien betreten hatten. Sie liegt zehn deutsche Meilen von Frankfurt. Wir verließen letztern Ort gestern um ein Uhr Nachmittags, und bestätigten abermals die zuvor schon mehr als einmal von uns gemachte Erfahrung, wie unmöglich es sey, auf dem Entschluß, nicht bei Nacht zu reisen, zu beharren. In Frankfurt sagte man uns, wir könnten den Weg bis Crossen sehr bequem in acht Stunden zurücklegen, und vier Stunden nach unrer Abreise, nämlich um fünf Uhr Nachmittags, waren wir auch wirklich bis zur Hälfte des Weges gekommen. Wir hatten jetzt noch eine Station von drei Meilen vor uns, auf welcher wir, nachdem wir wieder länger als eine Stunde warten mußten, um die Pferde zu wechseln, sieben und eine halbe Stunde zubrachten, so daß wir Crossen nicht eher als diesen Morgen um halb zwei Uhr erreichten. Wir verweilten daselbst bis sieben, und kamen, nach einer Reise von vier Meilen, des Mittags zwischen zwölf und ein Uhr hier an.

Die Gegend, durch welche wir kamen, hat mit der zwischen Frankfurt und Berlin, so wie mit der zwischen Berlin und Hamburg, die genaueste Aehnlichkeit; nur giebt es hier, wo möglich, noch tiefern Sand, schmälere Straßen, und man läuft häufiger Gefahr von den Nestern der Fichten die über den Weg hängen, ins Gesicht gepeitscht zu werden. Man möchte in der That diese Eindrücke verwünschen. Mit vollem Recht betrachtete Friedrich der Zweite den Boden seines alten väterlichen Erbes als einen Einwurf gegen die Maxime, daß Gott nichts

geschaffen habe, was nicht zu irgend einem Zweck bestimmt sey. „Sand“ — sagte der alte König zu Zimmermann — „Ich habe noch immer nicht heraus bringen können, weshalb Gott den Sand erschuf.“

Diese Stadt enthält ohngefähr sieben tausend Einwohner,*) die vorzüglich zwei Erwerbsquellen besitzen, nämlich Manufakturen von breiten feinen Tüchern (broad-cloths), und Weincultur. Erstere werden auf eine Art betrieben, die, meines Bedünkens, für unser Vaterland als Beispiel aufgestellt zu werden verdient. Kein großer Kapitalist steht hier an der Spitze einer ausgebreiteten Manufaktur, und unterhält für ein Lohn, das kaum hinreicht, Seele und Leib zusammenzubalten, eine große Anzahl von Arbeitern, deren Fleiß bloß dazu beiträgt sein beträchtliches Vermögen zu häufen. Hier findet man sechs- bis siebenhundert Weberstühle, die eben so vielen Familien ein erträgliches Auskommen verschaffen. Die Wolle wird zum Theil aus Böhlen eingeführt. Es giebt hier verschiedene Walkmühlen, welche der Tuchmacherzunft, oder Gilde, (corporation) gehören, und von allen gemeinschaftlich benutzt werden; allein das Kämmeln, Fäsen, Spinnen, Färben, Weben, Trocknen, Pressen, Scheeren, mit einem Worte der ganze Prozeß, von der Schaffsur an, bis zum Verkauf des Tuches für den Schneider wird von jedem besondern Handwerker auf seine eigene Rechnung verrichtet. Es ist möglich, denn ich kann die Grundsätze nicht bestreiten, die Adam Smith in Hinsicht der Theilung der Arbeit aufgestellt hat, daß durch die Vereinzelnung aller dieser verschiedenen Zubereitungen dieselbe Quantität von Industrie eine größere Quantität von verarbeiteten Materialien hervorbringen könne, allein zweifelhaft bleibt es dabei, ob dadurch auch ein hinlänglicher Unterhalt für so viel Individuen gewonnen wird. Wo man das System eingeführt hat, die Arbeit bis ad infinitum zu theilen, da ist jeder einzelne Gewerbsmann nur das unendlich kleine Fragment eines großen

*) Grünberg hatte im Jahre 1740 3494 Einwohner und 1805 8279.

Körpers. Ein Mensch, zehn oder fünfzig, mögen alle ihre Kräfte vereinigen, und werden dennoch nichts damit vor sich bringen, wosern sie nicht eine Manufaktur nach einem großen Maßstabe errichten, allein hier ist kein dergleichen Etablissement zu finden. Der einzelne Handwerker ist demnach ganz von dem reichen Capitalisten abhängig, und wird sein Sklave. Hunderte von arbeitsamen Menschen werden auf diese Art genöthigt, unter Seufzen und Schweiß ein kümmerliches Leben zu führen, um die Tausende eines einzigen Kaufmanns, durch neue Tausende zu vermehren. Wobingegen alle zur Production eines Manufaktur Artikels gehörigen Arbeiten durch einen einzigen, oder durch eine kleine Anzahl von Menschen verrichtet werden können, da gelangt jeder einzelne Gewerbsmann zu größerer Wichtigkeit und Selbständigkeit, er ist unabhängiger von dem, der ihm Arbeit giebt, und seines Unterhalts gewisser. Ferner wird der Ertrag, den die Verfertigung der Manufakturwaaren giebt, in kleinere Portionen, und unter eine größere Anzahl vertheilt; das Geld häuft sich weniger, und kommt mehr in Umlauf.

Der ansehnlichste Manufakturist hierselbst ist ein gewisser Herr F., nur er allein besitzt und bedient sich der Spinn- und Krempelmaschinen*) die in den englischen Manufakturen gebraucht werden, und in Amerika bekannt genug sind. Wir begaben uns dahin um diese Maschinen im Gange zu sehen und Herr F. zeigte sie uns nicht nur mit der größten Bereitwilligkeit, sondern mit offenbarem Vergnügen. Seine Freude war ungemein groß, einen eingebornen Amerikaner zu sehen, den ersten welchen er je gesehen hatte. Im Allgemeinen wird dieß Land selten von Fremden besucht, und in solchen Ländern werden Fremde stets mit der äußersten Aufmerksamkeit und Gastfreundschaft behandelt. Vor mehreren Jahren machte ich diese Erfahrung in Schweden; und je weiter wir uns jetzt von Berlin entfernen, desto mehr werden wir hiervon auf dieser

*) Es sind bereits 50 Spinnmaschinen im Gange. Der Bedarf an Karden für die Tuchsheerer beläuft sich jährlich auf 1,394,000 Stück.

Reise überzeugt. Man fabricirt in dieser Stadt jährlich ohngefähr 25,000*) Stück breite Tücher, von vier der Güte nach verschiedenen Sorten; die feinste Sorte ist allem Anschein nach eben so schön als das englische breite und feine Tuch, welches wir gewöhnlich zu Kleidern tragen, und ist dabei um fünfzig Procent wohlfeiler. Herr F. sagte, es würde ihm viel Vergnügen gewähren, wenn er eine Versendung von seinen Tüchern nach Amerika machen könnte, und ich zweifle gar nicht, daß ein Kaufmann aus unserm Lande, der darauf spekuliren wollte, seine Rechnung dabei sehr gut finden würde. Man sendet die Tücher jetzt nach Pöhlen, (Süd-Preußen) Rußland, Hamburg und Berlin.

Der dasige Wein ist eine bei weitem ungewissere Erwerbssquelle als ihre Tücher. Die ganze Gegend, welche die Stadt umgiebt, ist mit Weinstöcken bepflanzt, und in günstigen Jahren gewinnen sie, nicht nur für ihren eigenen Bedarf Wein genug, sondern versenden ihn auch in großen Quantitäten. Allein Bacchus sonnt sich lieber in wärmern Klimaten als diese stad; ein harter Winter tödtet die Weinstöcke und andre müssen mit beträchtlichem Kostenaufwande gepflanzt werden. Blühen sie zu zeitig so verdirbt sie der Frost, und kommen sie spät zur Blüthe, so verwandelt sich der Saft ihrer Trauben in Weinessig. Eine späte Frostnacht im Frühjahre, oder ein zeitiger Herbst, sind vermdgend die Hälfte ihrer Weinlese zu vernichten. Mit einem Wort, alle Mühe und Kosten, welche Grünbergs Bewohner auf diese Frucht verwenden, scheinen mir in eine Lotterie gesetzt zu sehn, in welcher mehrere Nieten auf einen Preis kommen. Der Fremde darf sich jedoch nicht verwundern, wie sie so viel auf die Trauben wagen können, wenn er den Boden sieht, auf dem sie gepflanzt sind. Es ist der einzige Weg, auf

*) Im Jahre 1740 fertigte man in Grünberg 9,468 Stück, und setzte ins Ausland ab: 7,003. Im Jahre 1803 sind 24,122 Stück Tuch fabricirt, und 4,894 Stück rohe Tücher von andern Städten appretirt worden. Dieses Tuchweben wurde im letzten Jahre von 686 Meistern, 196 Gesellen und 105 Lehrlingen betrieben.

welchem die Natur genöthiget werden kann, hier etwas zu liefern.*)

Ich habe bereits schon erwähnt, daß wir hier die Sitten des Volkes von denen verschieden finden, die wir in Berlin zu beobachten gewohnt waren. In geringerem Grade erstreckt sich dieß nur auf die Kleidung des Frauenzimmers, welche sich durch eine Art von Kopfbinde oder Diadem von schwarzem Sammet auszeichnet, die an beiden Seiten mit Spigen oder Borten eingefast ist. Sie tragen sie um den Kopf, und diese Tracht steht ihnen gar nicht übel. Auch herrscht in ihrem Anzuge viel Einfalt, und das Costüm der Wohlhabenden, unterscheidet sich von dem der ärmern Classe bloß in der größern Feinheit der Kleider die sie tragen. Madame F., die Frau des Mannes von dem ich oben sprach, war auf dieselbe Art gekleidet. Sie trug ein kurzes Täschchen, und einen eben solchen Rock mit einer weißen Schürze, präsentirte uns selbst Kuchen und Wein, und beide, sie und ihr Mann, nöthigten uns mit vieler Güte und Herzlichkeit, zuzulangen. Was ihn betrifft, so scheint er mir ein starker Politiker zu seyn, er liest die Zeitungen mit großer Begierde. Die Nationalgesühle, Abneigung gegen Oesterreich, und Parteilichkeit für Frankreich, blieten sehr deutlich aus seinem Gespräch hervor, und dieß war derselbe Fall mit einem andern Manne, dem ich einen Brief überbracht hatte; allein beide sprachen mit großem Beifall von den Amerikanern, weil sie ihr Neutralitätssystem während dem Kriege gewußt hätten mit Standhaftigkeit zu erhalten. Nichts ist gewisser, setzte Herr F. hinzu, als das alte Sprichwort: Friede ernährt, und Krieg verzehrt — (Peace blooms, and

*) Der Gewinn des Weines betrug

1745	—	4267	Eimer
1755	—	5866	"
1765	—	2553	"
1775	—	2480	"
1785	—	22978	"
1789	—	29099	"
1801	—	12549	"
1802	—	15113	"
1803	—	275 $\frac{1}{2}$	"

Es war ein harter Winter, viele Weinstöcke erfroren.

Aus Grünbergs Vergangenheit.

war consumes.) Bei keinem dieser Menschen bemerkte ich etwas daß einen Anstrich von der neuen Philosophie verrieth; im Gegentheil äußerte sich Herr U., ein Mann der Kenntnisse und Gelehrsamkeit besitzt, als Bewunderer und Anhänger jener Philosophie, die sich auf die Zwecke des Lebens leicht anwenden läßt, und gab sein Mißvergnügen über die bloßen philosophischen Spekulationen zu erkennen, die in dem Labyrinth worin sie sich herum treiben, keinen Ausgang finden. Aus dieser Ursache erklärte er auch, daß er Garven vor Kant als Philosophen den Vorzug gebe. Garve war ein deutscher Schriftsteller, der vor ungefähr zwei Jahren zu Breslau starb;*) er steht, so weit nur seine Muttersprache worin er schrieb, gesprochen wird, in großem Rufe, wiewohl sein Name im Auslande nicht so sehr bekannt ist als der eines Kant. Seine Schriften betreffen hauptsächlich einzelne Gegenstände der Moral, die er sowohl durch seine eigne Werke, als durch Uebersetzungen aus dem Lateinischen und Englischen zu befördern suchte; so wählte er z. B. unter den vorzüglichsten Denkmälern des menschlichen Geistes aus der Vorzeit, Cicero's Abhandlung de Officiis, und unter den neuern das schätzbare Werk des D. Bailey.

Die Sitten und die Unterhaltung mit diesen Menschen ließ uns überhaupt eine Freimüthigkeit, Herzlichkeit und Gutmüthigkeit bemerken, die wahrhaft republikanisch war, oder die ich wenigstens gern dafür halte. Sie sprachen mit Offenheit und ohne Zurückhaltung über ihre eigne Regierung, die sie loben und tadeln, je nachdem sie glauben, daß sie es verdiene. Ich gab Ihnen in meinem vorigen Briefe über die Symptome von Unzufriedenheit Nachricht, die wir zu Frankfurt sahen. Die Kaufleute und Händler murkten, daß sie sich nun auf einmal um den vorzüglichsten Profit dieser Messe gebracht sahen, und der Adel war nicht minder mißvergnügt, weil er einer schweren Accise auf ordinären Wein und Bier unterworfen worden war, von welcher er bis jetzt eine Ausnahme

*) Garve starb 1798. Von seinen Schriften und seinem Charakter liefern die Provinzialblätter Band 29 S. 236 einen guten Ruffatz vom Rector Manjo.

durch Privilegien genossen hatte, die, wie man sagte, der König bei seiner Thronbesteigung, aufrecht zu erhalten beschworen habe. Hier beklagten sich Adel und Städte, daß der König durch eine bloße Deputation aus den verschiedenen Ständen die Huldigung von Schlesien in Berlin angenommen habe; man meinte, dieß hätte feierlich zu Breslau geschehen sollen, dieß hätte sein Vater, und Friedrich der zweite gethan. Einige Städte glauben sich ins besondere durch ein ausdrückliches Privilegium für berechtigt, nirgends anders als in Breslau zu huldigen; und die ganze Provinz schien die Unterlassung der Ceremonie als eine Geringschätzung anzusehen.*)

Da wir uns hier in der Nähe der polnischen, oder wie sie jetzt heißt, sächsischen Gränze befinden, so erfährt man auch etwas von der Verwaltung in diesem Lande, und sie entgeht dem Tadel nicht. Man hat dort eine zahllose Menge von Beamten angestellt, welche die Pöbeln zu sehr als ein überwundenes Volk betrachten, und die wie es scheint, sich alle ersinnliche Mühe geben, dieß Volk zur Widerseßlichkeit gegen die neue Verfassung zu reizen, die man ihnen nach allen Grundsätzen der Politik annehmlich zu machen suchen sollte.

g) Personalien von Interesse.

Der erste preussische Landrath des Grünberger Kreises war Christoph Erdmann von Nassau auf Oßelhermsdorf (1741—1752). Ihm folgte bis 1758, wo er Director der Ritterakademie in Liegnitz wurde, Gustav Christian von Brittwik auf Lawaldau. Von 1758 bis 1783, wo er hochbetagt starb, waltete des Amtes Maximilian Adolf von Stenzsch auf Brittag, darauf bis 1790 Baron von Kottwik auf Kontop und Rülpennau. Nach dessen Tode übernahm der jüngere von Stenzsch-Brittag das Landrathamt bis 1815. Im laufenden Jahrhundert haben nacheinander das Amt innegehabt die Herren: von Nicksch-Roseneck bis 1832, Prinz Friedrich

*) Dieß mag wohl nur der Einsinn einiger wenigen sein; wenigstens hat dieß im großen Publikum keine Ursache zu Gesprächen abgegeben.

zu Schdnauß-Carolath auf Saabor 1832—1841, von Bojanowßky-Deutsch-Kessel 1841—1867, von Klindow-ström-Drehnow 1867—1887, Freiherr von Seherr-Ehof-Vorzendorf 1887—1891 und seit 1892 der gegenwärtige Landrath von Lamprecht.

Erster Bürgermeister von Grünberg nach der preußischen Besitzergreifung war Dr. Joh. Karl Dehmel (1741—1746), dann vom 1. April 1746 bis 12. September 1775 Christoph Friedrich Benjamin Kauffmann aus Cästrin, seit 1761 auch Rathsdirector, ferner Hofrath Bangerow aus Straßburg W.-P. (1775—1779), Sutorius (1779—1780), Borchard aus Berlin (bis Mai 1781), Suder aus Lüben (1781—1799), Karl Friedrich Anders aus Breslau (seit 1791 schon im städtischen Dienst) von 1799 bis zur Einführung der neuen Städteordnung 1809. Erster von der Bürgerschaft gewählter Bürgermeister war Karl August Bergmüller (1809—1815); ihm folgte Christoph Gottlob von Briesen (1815—1821). Nach diesem wurde wieder Bergmüller gewählt (1821 bis 1832), dann kamen Krüger (1833—1847), Anatol Hippolyt Thuidkon Hauptner (1847—1854), Otto Gähler (1854—1866), Albert Ritsche (1866—1869), Heinrich Kampfmeyer (1870—1882), Ernst Peterion (1882—1884), Dr. Fluthgraf (1884—1891), Dr. Westphal (1892—1897), Curt Gayl (seit 1897).

Kreis-Physikus war von 1740 bis 1743 Dr. Reymann, dann bis 1787 Dr. Liebig, dem Anfang 1788 der aus Unruhstadt berufene Dr. Glasser folgte, der Vater des 1879 verstorbenen allverehrten Sanitätsraths Dr. Glasser. Das Amt bekleideten ferner 1831—1838 Dr. Winkler, 1839—1845 Dr. Gröbenschütz, 1846—1851 Dr. Steuer, 1852—1865 Sanitätsrath Dr. Wolff (nachher Medicinalrath bei der kgl. Regierung in Breslau). Diesem folgte Sanitätsrath Dr. Schirmer (+ 30. September 1892), seitdem Kreisphysikus Dr. Erbham.

Postmeister in Grünberg waren: Mehburg (1762 bis 1781), Freiherr von Seidlitz (1781), von Orzelski (1781—1818), von Loczilowßki (1818—1826), Major von Goklow (1826—1841), Postkassirer Schlundt (1841 bis 1844), Postsekretär Log (1844—1845) (diese beiden nur Vertretungsweise), Postmeister Just (1845—1854), Post-

direktor Hennings (1854—1869), Postsekretär Boitag (vertretungsweise, 1869—1870), Postdirektor von Froreich (1870—1878), Postdirektor Rösener (1878—1884), Postdirektor Hackenberg (1885—1890) und der gegenwärtige Leiter Postdirektor Beddigen seit 1890. Seit 15. November 1861 besitzt Grünberg Telegraph, seit 1. Juli 1886 Stadtfernsprechnetz, am 18. November 1891 wurde der Fernsprechverkehr mit Berlin und Breslau eröffnet.

Erste evangelische Prediger seit der preussischen Besitzergreifung waren Martin Friedr. Frisch (geb. 1711, † 9. November 1782, — er wurde vor der Rathskloge der evangelischen Kirche in einer Gruft beigesetzt), Sodocus Leopold Frisch (seit 1765 Pastor secundus, † 1786), Burghardi (seit 1783 zweiter Prediger, † 1797), Schwarzler (seit 1787 zweiter Prediger, † 1818), Wegener (seit 1798 zweiter Prediger, † 1829), Meurer († 1837), D. Wolff (der verdiente Geschichtschreiber, seit 1829 zweiter Prediger, bis 1866, wo er sich pensioniren ließ), D. Müller (seit 1858 zweiter Prediger, bis 1875), Altenburg (bis 1889), Lonicer (j. St. im Amt).

Von hervorragenden Schulmännern, die als Direktoren an der Friedrich-Schule amtirten, sind vor Allem die ersten drei: Fischer († 1780), Frisch († 1795, der Begründer der Knaben-Armenschule) und Pathe († 1818) zu nennen.

Pfarrer an der katholischen Kirche war bei der preussischen Besitzergreifung Christ. Zingel († 1746). Ihm folgten Johannes Kirstain (bis 1767), Johann Adam (bis 1772), Augustin Raßl (bis 1794), Karl Semmler (bis 1814), Andreas Neuschel (bis 1820), Franz Kuschel (bis 1841), Dominicus Wache (bis 1850), Thamm (bis 1878), Gustav Adler (bis 1889), Gerntke (bis 1892), W. Sappelt (gegenwärtig im Amt).

Prediger der jüdischen Gemeinde waren seit Bestehen derselben Dr. Wiener (seit den 40er Jahren bis 1853), Dr. Landsberg (von 1853—1860), Dr. Samter (im Amt seit 1860).

17. Grünberg in den Jahren 1848 und 1849.

Gerade am 19. März 1898, dem fünfzigsten Erinnerungstage des Eintreffens der Kunde von den großen, am 18. März 1848 in der Landeshauptstadt vollzogenen Ereignissen, versprach Schreiber dieses im „Grünberger Wochenblatt“ einen Beitrag zur Localgeschichte unter dem Titel „Grünberg im Jahre 1848“. Die Aufgabe zeigte sich in ihrer Ausführung schwieriger, als anfänglich geglaubt. Zwar die Quellen, die beiden in Grünberg erscheinenden und vor 50 Jahren schon bestehenden periodischen Blätter waren zur Hand, und die Erinnerung an die selbsterlebte Zeit erwies sich so lebendig, wie Jugenderinnerungen in höherem Alter immer. Allein erstens gewährten die beiden Zeitungen wider Erwarten für die wichtigste anfängliche Entwicklung der Ereignisse bis zum 1. Juli 1848 keinen genügenden Einblick, so daß es der Ergänzung aus anderen Quellen bedurfte, und zum Zweiten wurde es dem Verfasser bald klar, daß ein abgeschlossenes Bild der interessanten Zeit sich nur geben lasse, wenn auch die Zeit des Niederganges, das Jahr 1849, in die Darstellung eingeschlossen würde. So entstand der erweiterte Plan, wie er durch die Ueberschrift dieses Aufsatzes angedeutet ist.

Zunächst einige Worte über die Grünberger Local-Presse vor 50 Jahren, als die wichtigste Trägerin der Bewegung in Stadt und Land Grünberg. Die ältere der beiden Zeitungen, das „Grünberger Wochenblatt“, bestand seit 1. Juli 1825 und war seit 1839 im Alleinbesitz des Dr. phil. Wilh. Levysohn; die jüngere war erst 1843 von dem Buchdrucker Friedrich Weiß unter dem Namen „Grünberger Intelligenzblatt“ gegründet worden. Das Wochenblatt erschien zweimal in der Woche, am Montag und Donnerstag, das Intelligenzblatt nur einmal, am Freitag. Erst von Anfang Juli 1848 ab gab es auch zwei Ausgaben des Intelligenzblattes wöchentlich, am Dienstag und Freitag. Vom gleichen Tage ab erschienen beide Blätter mit erweitertem Programm, wozu ebensowohl die errungene

Pressefreiheit als das vermehrte Interesse der Leser an den Zeitereignissen den Antrieb gab. Diese Inhalts-Erweiterung bestand beiderseits in der Ausnahme einer Rundschau über die politischen Tagesereignisse, worüber bis dahin ziemlich lückenhaft berichtet worden war. Ausgeschlossen von der Berichterstattung blieben auch fernerhin von beiden Blättern die localen Geschicbnisse. Was man davon nicht aus dem Inseratentheil oder auch aus den seit Kurzem vorhandenen Berichten über die Stadtverordneten-Versammlungen herauskliest, bleibt verborgen. Aber in den bewegten Zeiten der Jahre 1848 und 1849 bietet der Inseratentheil allerdings reichlichen Ersatz für das Fehlen localer Mittheilungen; denn er spiegelt nicht bloß Stimmungen und Meinungen wieder, enthält nicht bloß Kritiken und Gegenkritiken, Angriff und Abwehr, sondern erlaubt in und zwischen den Zeilen auch allerlei von Vorkommnissen allgemein interessirender Art zu lesen. Die uns gegenwärtig, wo die Tagesblätter gelernt haben und es sich bewußt zur Aufgabe stellen, eine fortlaufende Chronik der localen Tagesereignisse zu sein, bestremdende Ausschließung der letzteren von der Berichterstattung mag in dem damaligen seltenen Erscheinen der Blätter ihre Erklärung finden. Es erschien überflüssig, was seit Tagen in Aller Munde, nun noch gedruckt vor Augen zu führen; aber es verführt doch beispieldweise seltsam, daß man in beiden Blättern vergeblich nach einer Mittheilung über den Ausfall der Urwahlen zur preussischen National-Versammlung und zum Frankfurter Parlament sucht, ja daß nicht einmal die Namen der gewählten Abgeordneten veröffentlicht sind, ebenso wenig wie vorher die betreffenden Candidaturen. Nur ganz zufällig, häufig nach Wochen, erfährt man die betreffenden Vorgänge und die Namen der Gewählten. Theilweise sind zweifellos diese anscheinenden Lücken damals durch Blakate ausgefüllt worden, deren in Grünberg wie überall zu jener Zeit eine ganze Litteratur gedruckt worden ist, ohne daß sie gesammelt worden sind. Für die hier befolgte Absicht, die Erinnerung an die seltene Zeit wieder wachzurufen, bleibt letzteres be-
 dauerlich.

Schon vor den Märztagen 1848 bestand ein Gegensatz zwischen den beiden Grünberger Blättern. Seit 1840, dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV., war die Censur recht milde gehandhabt worden. Obgleich nicht als politische Zeitschrift concessionirt, war es dem Wochenblatt unter diesem milden Walten der Censur, Dank seinem ebenso rührigen als hochbefähigten Herausgeber, doch gelungen, sich zum Mittelpunkt aller localen Bestrebungen auf communalem, socialem und allgemein volkwirtschaftlichem Gebiete zu machen. Die Politik durfte ja nie gestreift werden! Wenn Leddysohn aber sich über das Programm einer gemeinnützigen Bau-Gesellschaft in Berlin, über die Noth im Rhybniker Kreise und die Mittel zur Abhilfe, über die neuesten Bestrebungen der Künstler, über die geringe Besoldung der Lehrer, über die Einrichtung von Vorschufsanstalten u. s. w. aussprach, so verrieth er soviel von seinem auf Fortschritt und freiheitliche Entwicklung gerichteten Wünschen und Wollen, daß Niemand im Zweifel darüber sein konnte, wie er über Politik im engeren Sinne dachte. Dem „unruhigen Kopfe“ Leddysohn war deshalb, nicht ohne Begünstigung durch die Kreise, die sich kirchlichem und politischem Fortschritt mehr oder weniger abgeneigt fühlten, die Concurrnz des Intelligenzblattes erstanden, das sich somit von Anbeginn die Linie seines Verhaltens in einem bewußten, ideellen Gegensatz zu dem auch materiell, im eigenen Geschäftsinteresse, zu bekämpfenden Wochenblatt vorgezeichnet fand. Die Persönlichkeit des Besitzers und Herausgebers des Intelligenzblattes, in dem sich der nüchterne, dem idealen Kern der Zeitbestrebungen abholdes Geschäftsmann verkörperte, leistete dieser Richtung des Blattes Vorschub. Erschloß in den 1848 vorhergehenden Jahren das Wochenblatt seine Spalten irgend welcher ein öffentliches Interesse berührenden Klage, so konnte man in den meisten Fällen sicher sein, die Gegner sich im Intelligenzblatt das Herz erleichtern zu sehen, und umgekehrt. Mehr oder weniger ist ein solcher Gegensatz natürlich, wenn an einem Orte zwei Zeitungen erscheinen. Er hat sich deshalb auch, bald mehr, bald minder scharf ausgeprägt, in Grünberg dauernd erhalten und tritt

hier immer kurz vor den Wahlkämpfen besonders deutlich in die Erscheinung, um gleich nachher wieder für längere Zeit zu verblaffen; aber zu keiner Zeit vorher und nachher ist dieser Meinungskampf so hartnäckig und scharf geführt worden, wie in den Jahren 1848 und 1849. Man hat damals, wie auch später zuweilen, in Grünberg viel darüber gestritten, auf welcher Seite die besseren Waffen waren, und je nach dem Parteistandpunkt dem Gegner vorgeworfen, sich sogar rechtswidriger Waffen, vergleichbar mit den heute vielgenannten Dum-Dum-Geschossen, Stic- oder gar Stinkbomben, bedient zu haben. Wir sind bei Prüfung der 1848 und 1849 beiderseitig geführten Waffen kaum einem Qualitätsunterschied begegnet. Vieles ist häßlich, unfraglich sehr häßlich! Von Gift träuft recht oft so Wochenblatt, als Intelligenzblatt und peccatur extra et intra muros, außerhalb und innerhalb der alten Ringmauer Grünbergs; aber mit Entschiedenheit ist, nach unboreingenommener Durchsicht der vorliegenden „Akten“, der beständig dem Wochenblatt von den Widersachern gemachte Vorwurf arglistigen und hegerischen Gebahrens abzulehnen. Vom Standpunkt der unbedingten Vertheidiger des Bestehenden ist ein derartiger Vorwurf ja leicht formulirt. Zum Angriff, auf den der Gegner angewiesen ist, gehört nun einmal ein gewisses Maß von Anspornung und Aufmunterung; — ohne das anfeuernde Hurrah haben wir 1866 und 1870 keine Position genommen. Die Sprache des Wochenblattes erscheint indessen, wo die Redaction dafür verantwortlich, als eine mit seltenen Ausnahmen maßvolle, angemessene und anständige. Sie berührt zumeist sympathisch durch die Schärfe und Richtigkeit ihrer Logik und durch einen Hauch von Volksthümlichkeit. In ihrer Verständlichkeit lag ihre Kraft, in ihrer „verdammten Gescheidtheit“ der Anlaß zum Verdruß für die Gegner. Für die Sprache vieler Inserate vermochte dagegen die Redaction nicht einzustehen, ebensowenig wie das Intelligenzblatt für die entsprechenden Unflätigkeiten. Censur an Inseraten zu üben, soweit sie nicht gegen das Gesetz verstoßen, ist schon in ruhigen Zeiten ein schwieriges Ding, in den bewegten Zeiten

von 1848/49 war sie ersichtlich fast ein Ding der Unmöglichkeit. Hiermit sei allsogleich eine ganze Reihe von Inseraten im Wochenblatt mit den entsprechenden Erwiderungen an der andern Stelle abgethan, die, für den hier vorliegenden Zweck ganz belanglos, in jenen Tagen besonders heftige Erbitterung hervorgerufen haben. Es sind dies kürzere und längere Auslassungen über Personen und Dinge, welche anfänglich unter dem Pseudonym Lucian (— als Verfasser wurde später der Bausenator Borch genannt —) und als dieser plötzlich abbrach und „den Heimgang zu seinen Vätern“ selbst anzeigte, unter den ähnlichen Namen Lucius, Lucilius, Lucanus, Lufyanos &c. erschienen. Sie waren überwiegend in mehr grober, als witziger Art auf die Verpottung der Gegner berechnet, und es geschah ihnen noch zuviel Ehre, als die pseudonymen Verfasser der Familie „Luz“ einmal aufgefordert wurden, sich doch in Lucifer umzutausen.

Ein localem Zündstoff war vor dem März 1848 in Gränberg nicht mehr vorhanden, als an jedem andern Orte. Die Geschäfte gingen schlecht, die Tuchmacherei vor Allem lag darnieder, die Lebensmittel waren theuer; aber der Winter hatte vom Februar ab anhaltend schönem Frühlingswetter Platz gemacht. In der vorangegangenen Zeit der schweren Theuerung waren dem Wohlthätigkeitsfönn der Gränberger dankbare Aufgaben gestellt und solche durch Begründung eines Hilfsvereins, Suppenanstalten &c. gelöst worden. Zur Zeit fehlte der Stadt ihr erster Beamter, der Bürgermeister; denn Bürgermeister Krüger war am 1. October 1847 abgegangen, um den Bürgermeisterposten in Liegnitz anzutreten. Sein Abgang galt in Gränberg als ein schwerer Verlust. Seit 1832 an der Spitze der städtischen Verwaltung, hatte Krüger, wie ihm öffentlich bezeugt wurde, „mit seiner ausgezeichneten Energie und Ordnungsliebe zu bewirken gewußt, daß in unserer Communalverwaltung eine Ordnung Platz gegriffen, woran jeder Einsichtsvolle seine Lust hatte, daß durch diese Ordnung manches Drangsal der Zeit bedeutend gemildert worden und Vertrauen zur Zukunft in die Herzen vieler Bürger zurückgekehrt war“. Die Ueber-

gebung Grünbergs beim Eisenbahnbau Berlin-Breslau hatte Krüger trotz aller angewandten Umsicht und Mühe nicht zu verhindern vermocht; aber es gab keine Seite des öffentlichen Lebens, welcher er nicht reges Interesse und eigene, eifrige Betthätigung zuwandte. Solche Eigenschaften ihres Oberhauptes waren doppelt wichtig in einer Stadt, die unleugbar schwere Schädigung durch ihre Abdrängung von den großen Verkehrswegen erlitten hatte und sich deutlich erkennbar zur Zeit im Rückgange befand. Bis zu einem gewissen Grade erregte deshalb die Frage, wen man einem Krüger zum Nachfolger bestellen sollte, die Gemüther. Für viele Bürger galt allerdings die Frage als abgethan, weil sie den derzeitigen Syndicus von Wiese zum Nachfolger zu bestellen entschlossen waren, um durch Vereinigung der Kosten des Bürgermeisters und des Syndicus Ersparnisse herbeizuführen. Daß eine solche Lösung der Frage, gerade um der außerordentlichen Anstrengungen willen, die Grünberg zu seiner Wiedererhebung nöthig hatte, andern Bürgern fast als ein Verrath an der Zukunft der Stadt erschien, war natürlich. Da schien die unerwartete Verzichtleistung von Wiese's auf seine Wahl im Februar die drohenden Schwierigkeiten zu beseitigen. Doch wurde von Wiese, den die beschlossene Ausschreibung der Wahl empfindlich berührt hatte, zur Zurücknahme seines Verzichtes bewogen. So stand diese locale Angelegenheit, als an den Id'en des März die neue Zeit anbrach. Krüger war auch Abgeordneter von Grünberg zum allgemeinen Landtag gewesen. An seiner Stelle hatte man im December 1847 den Stadtverordneten Commerzienrath Förster erwählt, der sein Mandat somit zum ersten Mal ausüben sollte, als der allgemeine Landtag zur Berathung des Wahlgesetzes für eine National-Versammlung zum 2. April nach Berlin einberufen wurde. Auf Wunsch vieler Mitbürger veröffentlichte Förster am 27. März sein politisches Glaubensbekenntniß, das in dem Satze gipfelte: „Gleiche politische Rechte für Alle, volle Freiheit für Alle, doch mit ihr auch Ordnung für Alle“, Worte, die beifällig aufgenommen wurden, wenn auch hinzugefügt war: „Das kernhaste Was der Errungenschaft hat mich hoch erfreut, ihr be-

Klagenwerthes Wie dagegen tief gebeugt und für die gute Sache sehr kummervoll gestimmt.“ Mit dieser Erklärung gaben sich tags darauf Magistrat und Stadtverordnete zufrieden, bestätigten dem Abgeordneten das Mandat und ersuchten ihn, dabei nach freier Ueberzeugung zu handeln und zu votiren, voraussetzend, daß dies „im Sinne des Bedürfnisses der Zeit, des Fortschrittes und insbesondere der königlichen Zusagen geschehen werde.“ Der Magistrat hatte dem Abgeordneten noch specielle Instruction rücksichtlich des künftigen Wahlgesetzes zu ertheilen für angemessen befunden, dahin gehend, daß das active und passive Wahlrecht jedem volljährigen, unbescholtenen, selbständigen Preußen zu gewähren sei, daß die Wahlen durch Stimmzettel erfolgen, die Abgeordneten wählen empfangen und daß nur eine Kammer werde. Die Stadtverordneten lehnten es jedoch ab, ihren Abgeordneten in dieser Beziehung zu binden, und ließen ihm die Freiheit, nach den Umständen zu handeln. Förster hat dann bald nach dem bereits am 10. April stattfindenden Landtagsschluß seinen Wählern Bericht erstattet und seine Zustimmung zu dem unvorhergesehen dem Landtag vorgelegten Anleihegesetz, dessen Botirung stark angefochten wurde, begründet.

Der Monat April 1848 stand noch vollständig unter dem Eindruck der im Wesentlichen in fast allen Volkskreisen als beklagend empfundenen März-Erregenschaften, wozu die Aussicht auf ein einiges Deutschland, diese schönste Hoffnung der deutschen Volkseele, vor Allem beitrug. Selten wohl sind nachher Wahlen so verhältnismäßig leidenschaftslos ausgefochten worden, als die am 1. Mai hintereinander stattfindenden Urwahlen für „die zur Vereinarung der Preussischen Staatsverfassung zu berufende Versammlung“ und die „Deutsche National-Versammlung in Frankfurt a. M.“, sowie die am 8. und 10. Mai folgenden Abgeordneten-Wahlen. In Grünberg wurde nach Berlin Pastor Schöne-Rothenburg, nach Frankfurt Justiz-Commissar Rddenbeck und als dessen Vertreter Geheimrath Abegg gewählt. Die gegenseitige leidenschaftliche Verhezung der Parteien begann erst nachher und ganz allmählig, ins Kraut schoß sie erst im Laufe des Sommers. Die ersten Monate

waren im Gegensatz zu der späteren trostlosen Zeit der Unschuldigungen und Verdächtigungen, zu den Tagen, da mit den für die Vertreter des Fortschrittes einerseits und für die Befürworter der Reaction andererseits erfundenen Ausdrücken „Wähler“ und „Heuler“ häßliche Schlagworte in den Streit geworfen waren, zumeist noch von schöner Begeisterung für die Berechtigung und die erstrebenswerthen Ziele der Bewegung erfüllt. Selbst das Intelligenzblatt hatte den Völkerverächling unter der Bignette einer gabenstreuenden Göttin mit schwunghaften Versen begrüßt, worin mit poetischer Freiheit die Liebe des Vaterlandes und die Liebe des freien Mannes das „Fürstenrecht“ wie Fels im Meer gründeten und Preußenland aufgefordert wurde, sich fest mit Herz und Hand ans deutsche Volk anzuschließen. Und die „Unterhaltungen in der Weinstube“, womit das Wochenblatt schon am 23. März begann, sowie einige aufklärende Aufsätze ebendort, „Was die Engländer haben!“, „Sonst und jetzt“ sind Muster einer maßvollen, unnöthige Erregung der Gemüther vermeidenden, häufig humorvollen Sprache zur Aufklärung des Volkes über den eingetretenen Umschwung der Dinge. Daß solche Aufklärung nöthig war, wer könnte daran zweifeln, wenn man sich erinnert, daß bis dahin alle und jede politische Kost dem Volke ängstlich vorenthalten worden war? So wurde in Grünberg beispielsweise der neue Begriff „Pressfreiheit“ auf das zuweilen im Lohn erfolgende Pressen der Trauben bezogen und von irgend einem Weinbergbesitzer gefragt: „Was nützt uns diese Freiheit, wenn wir nichts zu pressen haben?“ Und im Intelligenzblatt werden die Brauer, unter Inanspruchnahme der neuen Freiheit, von der Leber weg zu reden, ermahnt, den Bierpreis herunterzusetzen, weil die Gerste billiger geworden.

Doch nicht lange, so sollte auch für Grünberg die Stunde schlagen, in der gräuliche, sich immer verschärfende Zwietracht geboren wurde. Schon am 30. März hatte sich Lebhohn gegen die im Geheimen schleichende Verleumdung zu verteidigen, er habe aufwieglerische Reden geführt. Dann gab es einen lang andauernden Wortstreit darüber, ob dem Wort

„Söldner“ ein verletzender Beigeschmack innerwohne. Es war unvorsichtiger Weise, vielleicht weil dem Verfaß sich besser einfügend, in einem „Den Manen der in Berlin erschossenen Bürger“ gewidmeten Gedichte im Wochenblatt angewandt worden und brachte, wie kaum anders zu erwarten, alle ehemaligen Officiere und nicht wenige Andere in Harnisch. Die Pfeile flogen hin und her, der erste wurde unter Namensnennung vom Secretär Wilhelm Udami abgeschickt, einem talentvollen Mann, der sich durch seine poetischen Leistungen schon bekannt gemacht und auch im vorliegenden Falle sich auf den Pegasus geschwungen hatte. Dieser erste Streit ist zugleich typisch für alle folgenden, weshalb ihm hier eine ausführlichere Schilderung gewidmet sein möge. Udami hatte u. A. nach Zurückweisung des Wortes „Söldner“ gereimt: „Freiheit der Presse, sie soll leben, wenn Frechheit nicht die Feder führt! Doch jeder Federheld soll beben, der gift'ge Vieder fabricirt!“ Es erfolgte die trodene, sachliche Berichtigung: Söldner bedeute genau dasselbe wie Soldat, ein Begriffsunterschied bestehe im Lande der allgemeinen Wehrpflicht nicht. Von anderer Seite aber wurde Udami unter deutlichem Hinweis auf seine bekannte Betthätigug als Gelegenheitsdichter die Scherzfrage gestellt, ob Jemand, der Gedichte für einen Ehrensold anfertige, ein Ehrensöldner oder bloß ein Söldner sei? Darauf erfolgte Udami's Erklärung: „Das Wort Söldner werde allezeit mit einem animus injuriandi für Soldat gebraucht“, und zugleich die entrüstete Zurückweisung der Unterstellung, daß er um Sold dichte. Neue Erwiderung: Die Muse werde Udami künftig den Rücken kehren, weil er sie im Dienste blinder Parteilucht zur Söldnerin gemacht. Endlich: Eine Erklärung von 20 mit ihren Namen unterschriebenen Bürgern, meist ehemaligen Soldaten und Veteranen, in den Worten gipfeln, der gebrauchte Ausdruck „Söldner“ sei schlecht gewählt, man wolle ihn aber als „licentia poetica“, d. h. Dichtersläge aufnehmen; dem unglücklichen Benutzer sei ein bescheidener Rückzug anzurathen. Dasselbe Blatt enthielt eine mit dem Namen U. Klipstein gezeichnete, auf's Neue Del ins Feuer gießende, historisch-sprachliche

Auseinandersetzung über das Wort „Eddner“. Mit deutlicher Bezugnahme auf diesen Streit war kurz vorher ein in der Form die gewandte Feder verrathendes, anonymes Poem von beleidigendem Inhalt gegen den Herausgeber des Wochenblattes veröffentlicht worden mit dem Schlußvers: Kennst Du das Blatt, so leg' es hin, es locht der Bosheit schwarzes Gift darin!, das eine kurze, sachliche Abfertigung durch Ledysohn sand. Auf das Eingefandt der Zwanzig aber erklärte Ledysohn, er sei allein für das erste von Udami angegriffene Gedicht verantwortlich, beschmähe es jedoch, den empfohlenen bescheidenen Rückzug anzutreten, er habe die Krieger von 13 bis 15 nicht verletzen wollen, wenn er in dichterischer Aufregung (*licentia poetica*) das fast wieder in den alten, hohlen Ramaschendienst versunkene Heer ein Eddnerheer genannt habe. — Hiermit schien die Eddner-Angelegenheit fürs Erste erledigt; aber ein pseudonymes Inserat, unterzeichnet „die wohlgezählten Zwanzig“, spottete des Urhebers der poetischen Eddner-Idee, daß er die Pbalanx der zwanzig gepanzerten Ritter nicht zu durchbrechen wage, worauf wiederum Ledysohn mit einem „*Tant de bruit pour une omelette*“ antwortete: „20 Ritter gegen Einen — Sancho freilich ist verschwunden, dennoch hat in seinem Nachbar Jeder Sancho'n schon gefunden.“ Das war nun natürlich „Tusch“ für alle die, welche es anging, und Ledysohn mußte sich apostrophiren lassen: „Herr Doctor! Da haben Sie nun die Bescheerung, hin ist die Vernunft!“, aber von „heimlicher“ Verunglimpfung wenigstens konnte fortan Niemand mehr mit Bezug auf den Herausgeber des Wochenblattes sprechen. In derselben Nummer des Intelligenzblattes setzte Klipstein seine sprachlichen Untersuchungen über das Wort „Eddner“ mit großem Ernst fort, während ein Anonymus besonders darauf aufmerksam machen zu müssen glaubte, daß in jenem Gedicht im spanischen Romanzenstil „ein im Abzug begriffener verlorener Posten den angstvollen Retraiteur in den allerkläglichsten Tönen vernehmen lasse“. Da hiervon außer dem Einsender der Notiz wohl Niemand etwas gemerkt haben mag, so wurde es Ledysohn leicht, den Streit mit den Versen zu enden: „Wenn

ich Euch fest entgegentrete, und mein Signal Euch tönt ins Ohr, wie könnt Ihr's halten für Retraite, wenn ich zum Angriff schreite vor! Der Kampf muß freilich Euch ermüden, ich kann's an Euren Mienen schau'n, drum will Euch flieh'nden Invaliden ich lieber goldne Brücken bau'n!" Die „flieh'nden Invaliden“ mögen allerdings zur Beruhigung der Stimmung auf der gegnerischen Seite auch nicht sonderlich beigetragen haben.

Ähnliche Streitfragen sind im Laufe der Jahre 1848 und 1849 in fast unerschöpflicher Fülle in den Blättern durchgesehen worden. Gewöhnlich gaben zwei sich mit Namen nennende oder doch Jedermann bekannte und bei jeder Aeußerung wiedererkannte Gegner das Leitmotiv an, während in kürzeren oder längeren Herzenbergelungen Freunde und Bekannte von beiden Seiten anonym, pseudonym oder mit stolzer Angabe von Namen und Charakter die Begleitung spielten. Es wäre Unrecht, zu sagen, daß bei diesen Streitigkeiten nichts als Gehässigkeiten, Störung des Friedens und Entartung des öffentlichen Geistes herausgekommen wären. Wir werden später noch manchen Dauerfrüchten köstlichen Humors begegnen; doch, von diesen häufig unfreiwilligen Gaben abgesehen, wurden auch viele Fragen des öffentlichen Lebens, nicht bloß locale, ja in dieser Zeit sogar vorzugsweise hochpolitische, so eingehend erörtert und in ihrem „Für“ und „Wider“ erwogen, daß ein Guttheil Unregung und Belehrung als dauernder Gewinn übrig blieb, allerdings häufig nur ein kleiner Kern in nicht immer sauberer und in jedem Fall im Ueberfluß vorhandener Umhüllung. Ein Beispiel dieser Art unter vielen ist der zwischen Kantor Kirsch und Pastor Spieker-Bohadel geführte Streit, veranlaßt durch den Beschluß von 46 Lehrern, für die Trennung der Schule von der Kirche eintreten zu wollen und in diesem Sinne den Grünberger Abgeordneten in Berlin zu instruiren. Die unglücklichen 46 waren natürlich sofort Gegenstand vielfacher gegen sie geschleudeter Bannstrahlen; sie wurden später zu einem großen Theil auch Opfer ihrer Ueberzeugung. Pastor Weber-Döbelhermsdorf soll bei dieser Gelegenheit den Ausruf geäußert haben: „Der Teufel hat sich jetzt Organe

gewählt, durch welche die Trennung der Schule von der Kirche realisirt werden soll, doch fürchte ich nicht, daß es dazu komme.“ Im letzteren Punkte haben die Ereignisse dem Pastor Weber bis heute Recht und dem Teufel Unrecht gegeben; nur in Frankreich hat Satanas in diesem Punkte bekanntlich seit den Tagen von Gambetta und Ferry triumphirt. Für die diesseitigen Bestrebungen im Jahre 1848 aber ist der seitdem wiederholt sehlgeschlagene Versuch, in Preußen zu einem Schulgesetz zu gelangen, wohl der bündigste Beweis, daß sie ihrer Zeit vorausseilten!

Unter den mehr oder weniger für Grünberg als „öffentliche Charaktere“ anzusprechenden Männern jener Tage ist der Lehrer Julius Wäschel durch die kraftvolle Ursprünglichkeit seines Wesens bemerkenswerth. Er rechnete sich zu keiner Partei, sagte jeder nach seiner Ueberzeugung die Wahrheit, verdarb es im Grunde genommen mit jeder und erwarb sich dennoch bis zu einem gewissen Grade die mit einer Dosis Rücksicht für seine Eigenheiten gemischte allgemeine Achtung und Anerkennung als ein Mann, der den Muth seiner Meinung hatte. Als er in einem Conflict mit dem Magistrat öffentlich verlangt hatte, daß man ihm den Namen des Verläumders nenne, dessen Aussage den Magistratsdirigenten von Wiese veranlaßt, „ihn vor die Schranken des Magistrats zu laden und dort zu strafen“, brachte das Intelligenzblatt eine Aufforderung an den Thierarzt, sich zu dem Lehrer Herrn W. zu begeben, um dessen Puls zu untersuchen, aber bald, bald! unterzeichnet Eugen Schred. Wäschel antwortete: „Je länger der Flegel, je härter der Schlag, desto ruhiger halte ich aus“, klagte wegen großer Beleidigung und hatte die Genugthuung, den Beleidiger zu schwerer Geldstrafe verurtheilt zu sehen. Sehr entschieden nahm sich Wäschel unter den einleitenden Worten: „Ist solches Treiben Christenthum?“ der Christkatholischen Gemeinde an, als ihr nicht mehr gestattet werden sollte, in der evangelischen Kirche Gottesdienst zu halten. Natürlich war hiermit eine Fluth von Schmähungen wider Wäschel entfesselt, denn Schimpfen und Schelten haben gewisse Leute ja allezeit am besten ver-

standen. Ein Anonymus verwies ihn unter Angabe der Bibelstelle auf das Wort im zweiten Briefe Johannis: „Dieser ist der Verfährer und der Widerchrist“. „Mehrere evangelische Bürger“ hielten ihm vor: „Ist das die Sprache eines christlichen Lehrers?“ und leiteten ihre langathmige Erwiderung mit der Be- züchtigung ein, Bäschel habe sich da mit gewohnter breitstirniger, grobgeschliffener Unmaßung zum Richter aufgeworfen. Der Angegriffene antwortete scharf und schneidig, wer mit seinen Aeußerungen eine ganze unter und friedlich lebende christliche Gemeinde fränke, verläugne Glaube und Liebe und sei ärger, denn ein Heide. Im Uebrigen ließ er dann die Gegner ruhig weiter klaffen. In der Nummer des Wochenblattes aber, worin man seine geharnischte Erwiderung auf die letzte Anzapfung erwartete, fand sich nur eine von ihm unterzeichnete Einladung an die geehrten Eltern seiner Schwimmschüler zur Schwimmprobe. — Später verdarb es der eifrige Mann zur Abwechslung wieder einmal mit den Freisinnigen, als er sich eines öffentlich angegriffenen Arztes annahm und dabei den Ausdruck brauchte, es sei jetzt keine Ehre mehr, Demokrat zu heißen, seitdem jeder Lump sich Demokrat nenne. Er gab zwar bald darauf eine die Tragweite dieser Aeußerung einschränkende Erläuterung, verfehlte aber nicht hinzuzufügen: „Mit Droben wollt Ihr mich gar zwingen, nach Eurer Weise mitzusingen; Dos sählt od noch!“ Ohne dies „Dos sählt od noch!“ zu wieder- holen, aber dem Sinne gemäß ebenso, sprach Bäschel auch einige Monate später, als im zweiten Halbjahr 1849 die Reaction in höchster Blüthe stand und den Lehrern zugemuthet wurde, eine unterwürfige Erklärung abzugeben. Bäschel bezeichnete solche als eine höchst verderbliche, gleisnerische Auegendienerei, Heuchelei und Kriecherei, ein Lehrer müsse wahr, klar und gar sein. Dies Mal trug sein Auftreten dem wackern Mann indessen zunächst nur einen lange währenden philologischen Streit ein. Er hatte die Erklärung mit einer Erinnerung aus der Geschichte der Musik ein „unnatürliches, hyppom-hyrolidisches, mistischweinerliches Gewinsele“ genannt und mußte sich in endlosem Hin

und Her in den Blättern belehren lassen, daß es hypomixolydisch heiße. Der vorliegende Fall ist zugleich ein Beispiel mehr, wie in jener erregten Zeit, wo die Menschen wie Reibhölzchen leicht entzündlich waren, der geringste und gleichgiltigste Meinungsunterschied zu einem öffentlich auszutragenden Meinungsstreit erhoben wurde, wobei fast immer die scharfen und unüberbrückbaren Gegensätze der Weltanschauungen, im Besonderen der religiösen und politischen Tagesfragen, aufeinanderplagten. — Wäschel hat seine Eigenart bis ans Ende bewahrt, allezeit ein tüchtiger, Charaktervoller Mann und ein vorzüglicher und gewissenhafter Lehrer, zuweilen etwas eitel auf sein Loch im Ärmel, seine stolz ertragene Armut, aber doch nur gerade recht. Als Schreiber dieses beim Leipziger Turnfest 1863 in der zahlreichen Grünberger Riege neben Wäschel herschritt, da fiel es ihm auf, wie der breitschultrige Mann mit dem ergrauenden langen Vollbart und den blitzenden Augen — Mübezahl nannte ihn später der Volksmund — Aufsehen erregte. Wäschel war damals Gast bei Professor Hofmähler, der seine helle Freude an ihm hatte. Noch einmal in den achtziger Jahren flammte bei Wäschel der deutsche Zorn auf, als Fürst Bismarck seinen Frieden mit Rom machte. Das war gegen Wäschels protestantisches Gewissen und er setzte sich hin, um einen langen Brief an den Reichskanzler zu schreiben. Eine Antwort darauf ist natürlich niemals eingegangen.

Es wäre schlimm für die 1848 und 1849 im Weltgetriebe mitteninne stehenden Menschen gewesen, hätte es neben den Iden gegenseitigen Anfeindungen und Verbeugungen nicht auch Augenblicke patriotischer Erhebung gegeben. Ein solcher, leider schnell vorübergehender Lichtblick, um so heller strahlend, weil er in die Zeit beginnender finsterner Reaction in Preußen fiel, war die am 28. März 1849 vom Frankfurter Parlament vollzogene Wahl des Königs von Preußen zum erblichen deutschen Kaiser. Die schöne Begeisterung, womit Lebhjohann, der mit der großen Mehrheit gestimmt, dieß in einem Schreiben an den Verein der Freisinnigen in Grünberg mittheilte, muß damals auch auf die

erbitterten Gegner versöhnenden Eindruck gemacht haben. In seiner Nummer vom 3. April bringt sogar das Intelligenzblatt ein von gleicher Begeisterung für die gehoffte, endliche Erfüllung des deutschen Einheitstraumes überströmendes Gedicht. Doch schon in der nächsten Nummer ist der schöne Traum verflogen und zugleich mit der Nachricht von der Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. veröffentlicht der unter dem Namen Athanasius (abgekürzt Ath.) schreibende Mitarbeiter des Intelligenzblattes ein unglaublich thörichtes Gedicht: „Ich bin ein Deutscher zwar, doch auch ein Preuße, und Preußen ist mein wahres Vaterland“, das mit den Worten schließt: „Doch nirgends hört Ihr auf dem Eidenrund, daß Euer Deutschland sei ein ein'ger Bund.“ — Daß sich solchen Verkehrtheiten gegenüber der ideal Gesonnenen zuweilen ein grimmer Humor bemächtigte und sie der Spottlust die Zügel schießen ließen, wer möchte es ihnen verdenken? Deshalb spielt, auch seinerseits erlösend und befreiend vom Druck der Zeiten wirkend, der Humor, der freiwillige und der unfreiwillige, in den Jahren 1848 und 1849 neben dem bittersten Ernst eine gewisse Rolle. Hiervon etliche Beispiele aus Grünberg:

Gerichtsscholz Tobias Krause in Wacksdorf, der als Abgeordneter der Landgemeinden von 5 Kreisen im ersten Vereinigten Landtage geseßen, hatte bald nach dem 18. März einen Ausruf an seine Committenten gerichtet, worin er sie um Vorschläge zur Verfassungsfrage ersuchte. Dieser Ausruf blieb zwar damals unbeantwortet, aber Krause wurde im Mai von drei Kreisen als Volksvertreter nach Berlin gesandt. Jetzt erinnerte sich einer der Wähler der früheren Aufforderung Krauses und entsprach derselben nachträglich in einem offenen, vom Intelligenzblatt abgedruckten Sendschreiben, das u. A. folgende Sätze enthält: „Lieber Tobias! Ein Volksvertreter muß Kenntnisse, ja sehr ausgebreitete Kenntnisse haben. Die fehlen Dir aber ganz! . . . Jeder, der Dich kennt, wird aber gern eingestehen, daß Du ein tüchtiger Bauer bist! — . . . Also, lieber Tobias, sage zu dem (was jetzt von Dir verlangt wird) das kann, das verstehe ich nicht! So recht, lieber Bruder,

mit der Wahrheit kommt man am weitesten . . . Nun leb wohl, lieber Tobias, glückliche Reise!" Der Bauer Tobias Krause ließ dies Sendschreiben natürlich nicht unbeantwortet und leistete dabei kaum weniger Hanebüchenes: „Dein Brief kommt zu spät, Du verfällst der Nemesis . . . Ob die preussische Staatsverfassung dadurch, daß ich daran theilnehme, schlechter oder besser wird, namentlich als wenn Du dabei theilhaftig wärst, wird schwer zu erörtern sein. . . Und nun basta. Meine Zeit kann ich besser benutzen, als Dein Gewäsche zu beantworten.“

Sehr geschickt begegnete Kreisbaumeister Versen — älteren Grünbergern sicher noch in seiner biederen, liebenswürdigen Persönlichkeit erinnerlich — den Urhebern einer nach elf Uhr Abends unter seinen Fenstern veranstalteten Ragenmusik, indem er für das ihm dargebrachte Ehrenständchen seinen gerühmtesten Dank ausspricht. Derselbe Herr erklärte später öffentlich in einer Nummer des Intelligenzblattes, die vorn einen Artikel „Aufwiegler wider Willen“ enthält, das Geräusch für aus der Luft gegriffen, „daß er die Wartenberger aufgewiegelt habe, um sie in Masse gegen die Aufwiegler nach Berlin zu führen.“ Man ließ den humoristisch angelegten Herrn fortan ganz in Ruhe.

Im Intelligenzblatt vom 26. Mai 1848 machen vier namhafte Herren aus Grünberg und Umgegend — Grempler, Mannigel, Graf Stosch und Walter — bekannt, daß sie, um die auf dem Gewerbebestande so schwer lastende Geldnoth einigermaßen zu mildern, eine Summe behufs Gewährung kleinerer Darlehne zusammengelegt hätten. Darlehnsucher möchten sich an einen der unterzeichneten Grünberger Herren wenden. Schon in der nächsten Nummer theilt die Redaction indessen mit, daß sie mit dem Inserat schmäblich betrogen worden sei, dasselbe beruhe auf Mystification. Zugleich erklärt Graf Stosch, daß er den guten Zweck vollkommen anerkenne, aber seine bereiten Geldmittel den eigenen Gutseinsassen zuwenden müsse. Es konnte nicht ermittelt werden, wer diesen Unfug begangen, doch wurde auch von keiner Seite der Versuch gemacht, ihn als gelungenen, wenn auch schlechten Witz zu ent-

schuldigen oder als einen Wink mit dem Zaunpfahl hinzustellen; aber die Redaction des Intelligenzblattes hatte zu ihrem Schaden für den Spott nicht zu sorgen. Natürlich waren in ihrem Sinne die Demokraten an Allem schuld, und ein allgemein bekannter und beliebter Lehrer sah sich in der Folge genöthigt, ausdrücklich die ihm zugeschobene Urheberchaft in Uebrede zu stellen.

Maurerpolier Kluck — eine frei erfundene volksthümliche Figur — mahnt im redactionell:n Theile des Wochenblattes vom 3. Juli 1848 dringend zur Ruhe, um die Besitzenden nicht ängstlich und gegen die Herrschaft der Freiheit nicht mißtrauisch zu machen, denn „Freiheit ist gut, aber Freiheit ohne Ruhe, das ist Kalk ohne Wasser!“ — Trotzdem werden die Gegner nicht müde, auf umstürzlerische Absichten des Wochenblatt-Herausgebers zu denunciiren, und in der Nummer des Intelligenzblattes vom 7. Juli verlangen „mehrere Verehrer der Wahrheit und Sittlichkeit“ den Wiederabdruck eines schon am 14 April veröffentlichten Schmähsgebichts gegen Ledbsohn, worin der Vers vorkommt, „Mächt' wiederkehr'nde Ordnung gern zerreißen, und ist so schlau, was kann man ihm beweisen?“ — Der hierin liegende Vorwurf der politischen Heuchelei scheint im Hochsommer 1848, wo der Mahnruf zur Ruhe und Ordnung in den Spalten eines demokratischen Blattes gar nicht als eine Concession gegen die Macht gedeutet werden konnte, wie es etwa ein Jahr später möglich gewesen wäre, so wenig am Platze, als nur möglich. Der Vorgang beweist nur, was dem gegen solche Lehren aus dem Studium der beiden Grünberger Blätter anfänglich widerstrebenden Verfasser sich unabweißlich aufdrängte, je tiefer er in den Gegenstand eindrang: Die eigentlichen Revolutionäre waren in jener Zeit die Reactionäre, wenn auch recht häufig unabsichtlich und unbewußt! Verfasser hatte vorliegende Arbeit in der vorgefaßten Meinung begonnen, es werde sich die gleiche Verschuldung der Gegensätze, die gleiche leidenschaftliche Uebertreibung und Maßlosigkeit auf beiden Seiten herausstellen. Er ist es nicht bloß aus dem obigen Vorgang, sondern aus hundertfältigen, den beiden Jahrgängen 1848 und 1849

entnommenen Beweisen der Wahrheit schuldig, wiederholt zu erklären: Nicht bloß die gesündere Logik und die maßvollere Sprache, sondern auch die bessere Gesinnung waren auf Seiten des Freisinn!

Das Wochenblatt vom 6. Juli 1848 hat den Vorzug, zum ersten Mal eine längere Auseinandersetzung des Mannes zu enthalten, welcher sich der Chiffre „E. a. w. B.“ — Ein alter wohlmeinender Patriot — bediente. Er ist Jahre lang der Gränberger Presse treu geblieben, ohne daß je sein Name bekannt geworden ist; aber seine langathmigen, häufig juristisch-knifflichen Ausführungen verschafften seiner Chiffre mit der Zeit die Deutung „Ein alter Wasch-Peter“. Als ihm das bekannt wurde, legte er still die Fiedel bei Seite und verließ den Schauplatz seiner publicistischen Thätigkeit.

In dem Meinungsstreit, ob die Beaufsichtigung der Schule durch die Geistlichen beizubehalten sei, hatte ein Lehrer sein zustimmendes Votum damit begründet, „er wünsche von einem Klägeren inspiciert zu sein, als er selber sei“. Der Herr wurde damit beruhigt, daß sein ach! so bescheidener Wunsch erfüllt werden könne, wenn das Revisorat seiner Schule „irgend einem Manne vom Fach“ übertragen werde. Das war glimpflicher ausgedrückt, als es heute im gleichen Falle geschehen würde.

Einen halbwegs humoristischen Beigeschmack hat die Geschichte, wie Gränberg zur Sitte des Einläutens seiner Weinlese mit den Glocken beider Kirchen gelangte. Die gesetzliche Bestimmung des Weinlese-Anfangs war damals schon mehrere Jahre alt; aber dem Sturm- und Drangjahre 1848 blieb es vorbehalten, den Lesebeginn mit dem genannten schönen Gebrauch auszustatten, nicht ohne Sturm und Drang, wie wir sehen werden. Am 30. September wurden die Gränberger durch zwei Ankündigungen des Magistrats überrascht: Ein Traubenmarkt sei auf dem Topfmarkt, falls dieser aber nicht ausreichen sollte, auch auf dem Gemüsemarkt eingerichtet worden, und der auf den 9. October festgesetzte gesetzliche Leseanfang solle geeigneten Falls durch einständiges Geläut aller Glocken, des Morgens von 6½ bis 7½ Uhr, festlich verkündet

werden. Die Worte „geeigneten Falls“ verriethen eine gewisse Unsicherheit des Magistrats, ob wohl Einspruch von irgend einer Seite erfolgen werde. Daß solcher aber von den „wohlgeneigten Kirchenglocken beider Christlichen Confectionen“ selber ausgehen werde, wie es im nächsten Intelligenzblatt geschah, das kam unerwartet. Kirchenglocken können unter Umständen ja sehr energisch auftreten, holen sie doch Kinder in Person zur Kirche, die es vorziehen, Sonntags in Feld und Flur statt zur Kirche zu gehen, die Grünberger Kirchenglocken aber zeigten sich nicht bloß energisch, sondern auch von einer unzeitgemäß aristokratischen Auffassung ihres Berufes erfüllt. Sie hielten sich zu gut, um zu einem Meh- oder Marktgeläute benützt zu werden, und forderten die Väter der Stadt dringend auf, ihnen solche Schmach zu ersparen. Darauf wurde versucht, den Glocken gut zuzureden: Man habe erwartet, sie würden bereitwillig dazu mitwirken, die Aufmerksamkeit der Weinbauer auf den Geber alles Guten hinzuleiten und Dankgefühle gegen Gott auszudrücken. Andere versuchten es auch mit einer kräftigeren Sprache: Ja, ja, eure Herzen sind von Erz! Wollt ihr wirklich den Beschlüssen der wohlmeinenden Stadtbehörden Hohn sprechen? Man war gespannt auf die Antwort. Die evangelischen Glocken schwiegen anfangs beharrlich, aber die katholischen hatten ein Einsehen und gaben wenigstens ihre wahren Gründe an: Kinder, nehmt die Sache doch nicht gar so krumm! Unsererseits war es im Grunde genommen nur eine Etikettenfrage, denn der Wohlblühliche Magistrat hatte mit Umgehung der Vorsteher beider Kirchen die Herren Glöckner aufgefordert und der betr. Referent im Magistrat ist uns von Ronges Zeiten her besonders verhaßt. Aber das konnten wir doch nicht wohl als Grund unserer Weigerung angeben, daher die Bezeichnung des von Euch gewünschten Geläutes als eines Markt- und Mehrgeläutes, die allerdings nicht ganz zutrifft. Im Uebrigen bleibt es bei unserer Ablehnung und ihr seid selbst schuld an dem Vorgekommenen. Warum provocirtet ihr uns zu unserer ablehnenden Haltung? — Verspätet, als sie nämlich schließlich noch

für ihre werthen Personen allein ein Einsehen gehabt und sich, wenn auch nicht am 9., so doch am 13. October, zu einstündigem Geläut herbeigelassen hatten, sprachen sich auch noch die evangelischen Kirchenglocken zur Sache aus. Man sieht aus ihrem Klageruf, es war ihnen schwer gefallen, klein beizugeben. Unser abgezwungenes Läuten, sagen sie, kann zum Heil Euch nimmer gereichen, und selbst der Himmel schien unsern Schmerz zu theilen, da er den ganzen Tag über weinte. Das Schmerzlichste ist uns, daß wir im Ansehen bei euch schon soweit herabgesunken sind, daß ihr in das wilde Rasseln und Tosen der mit Wannen und Fässern beladenen Karren und Wagen unsere hehre Glockenstimme zu mischen wünscht. Die Glocken sprechen sodann in ihrem Klager sogar von einem „abgetrognen“ Geläute. Eure Väter hätten sich solchen Mißbrauch nie erlaubt! — So kam es, daß anno 48 die Weinlese des Mitgeläutes der katholischen Kirchenglocken bei ihrem Anfang entbehren mußte. Bis 1849 zur Weinlese aber waren alle Unstände beseitigt, und die Glocken beider Kirchen haben seitdem freudig gewetteifert, in dem Sinne einer Dankeskundgebung die Gränberger Weinlese einzuläuten. In ihrer stillen Glockenstube werden sie inzwischen über die Thorheit ihrer früheren Anschauungen wohl nachgedacht haben und zur richtigen Einsicht gelangt sein!

Eine nie versiegende Quelle für befreienden Humor in der trüben und aufgeregten Zeit war endlich die Bürgerwehr seligen Andenkens. Hier mögen zuerst die Erinnerungen des elfjährigen Schulknaben einen Platz haben. Keine Zeit seiner Kindheit ist für den Verfasser von goldigerem Glanze umrahmt, als der Sommer 1848. Soviel schulfreie Zeit in Folge verschiedener Abhaltungen der Lehrer, als dieser an sich besonders schöne und sonnige Sommer (der 48er wurde ein sehr guter Tropfen!) mit sich brachte, gab es weder vorher noch nachher. Unserwegen hätte das rothe Jahr sich beträchtlich verlängern können. Zwar spalteten wir uns auch in Parteien, plapperten verständnißlos nach, was wir zu Hause hörten; aber über eine gelegentliche Holzerei kam unsere Parteinarbeit für und gegen die Volksmänner nicht hinaus. Nach Schluß war gewöhnlich Ver-

sammlung vor Gustav Franke's Laden in der Buttergasse. Dort gab es stets die neuesten Bilder von Gustav Kühn in Neu-Ruppin über die Zeitereignisse mit den entsprechenden gedruckten Erläuterungen. Natürlich waren die gruseligen Bilder von Schlachten und Straßenkämpfen das Interessanteste von Allem. Bei solchen Gelegenheiten entbrannte zuweilen der kindische Streit schon deshalb, weil Jeder schnell die ausgestellten Bilder studiren wollte. In der Bewunderung für die Ungarn und in der Abneigung gegen die Oesterreicher und Russen waren Alle einig. Den tiefsten Eindruck brachten die Erschießung Robert Blum's in der Brigittenau und die Ermordung des Fürsten Tichnowsky und von Luerswald's in Frankfurt a. M. hervor, welche Ereignisse natürlich in den grellsten Farben dargestellt waren. Das Bedeutendste in diesem Genre aber leistete Gustav Kühn in der Wiedergabe des Sieges von Gernsörde und der Explosion des dänischen Linien Schiffes „Christian VIII.“ Auch die bunt bedruckten, patriotischen Erinnerungstaschentücher waren damals ein viel begehrter und von der Jugend viel bewunderter Artikel. Sie hingen in der Buttergasse, bei Franke nebenan, in dem tiefen Flur des Leinwandhändlers Mustroph. Den martialisch aussehenden ungarischen Rebellen General Bem hätte sich der Verfasser gern als Taschentuch gekauft, er war aber doch nicht sicher, wie es zu Hause aufgenommen werden würde, auch langte das Taschengeld dazu nicht. Wohl aber langte es zum Austausch schwarzhölgerner Kolar den, die reichlich unter die Kameraden vertheilt, von Manchen aber nur heimlich getragen wurden, sie wußten warum. Sicher wurden die Kolar den jedesmal angesteckt, wenn Sonntag früh oder Nachmittag, oder auch Sonnabend nach 6 Uhr Abends, wie es am häufigsten geschah, die Bürgerwehr zum Exerciren vom Neumarkt nach dem Schießhausplatz auszog. Dann durfte die männliche Schuljugend nicht fehlen, voran- oder hinterdreinmarschirend und draußen ihre Glossen machend über das gar nicht klappende Einschwenten in Jagen, wobei es ein komisches Hin- und Herwogen und gewöhnlich auch arge Confusion

gab. Glücklich, wer einem ermüdeten Bürgerwehrmann nach der Uebung den „Kubfuß“ nach Hause tragen durfte, er wurde von den Kameraden beneidet und fühlte in solchen großen Augenblicken „künftiger Thaten unbekannte Sterne“ übermächtig auf sich eindringen. Auch um das Patrouillengehen der Bürgerwehr in den schönen Sommernächten von 1848, so lästig für die davon betroffenen Bürger es war, wob sich für die Jugend ein romantischer Zauber, wenn Vater oder Onkel das Mitgehen erlaubten. Kurz es war eine Zeit, in der, von den Eltern und Erziehern ganz unbeabsichtigt, ein Abglanz größerer Freiheit auch auf die liebe Jugend fiel, sobald Waplangelegenheiten, Vereinswesen und Bürgerwehr-Uebungen die Erwachsenen zwang, sich etwas weniger als sonst um den Nachwuchs zu bekümmern.

Doch zurück zu der Grünberger Bürgerwehr, wie sie nicht im verklärten Schimmer von Jugenderinnerungen, sondern in Wirklichkeit aussah. Wir schöpfen aus einem Aktenstück, sorgfältig von dem um Grünbergs Communalverwaltung hochverdienten, vielen älteren Grünbergern wohlbekannten Rendanten und derzeitigen Hauptmann der Bürgerwehr Dieß geführt und alle die zweite, 187 Mann starke Bürgerwehr-Compagnie betreffende Befehle, Briefkasten und Listen enthaltend. Es beginnt am 20. Mai 1848 mit einem Befehl — dem ersten unter vielen ähnlichen —, unterzeichnet „Adjutantur der Bürgerwehr“ Priemel, wodurch die Compagnie „dienstlichst“ aufgefodert wird, für die Nacht vom 20 bis 21. Mai zum Patrouillen-Dienst 1 Rottensführer und 6 Bürgerwehrmänner nach der Hauptwache zu stellen. Unter den commandirten sechs Bürgerwehrmännern begegnen wir von bekannten Namen Staatsanwalt Veske, derzeit Criminalrichter, und Steiger Wagner. Spätere Schriftstücke handeln von der Beratung eines Statuts der Bürgerwehr durch Vertrauensmänner, von Vertheilung aus Glogau eingegangener Gewehre, von der Sonntag, den 9. Juli, früh 5 Uhr angesetzten Wahl des Wehr-Gerichtes, von der Theilnahme der Bürgerwehr an dem zu einem Volksfest ausgestalteten Königschießen, von Beschwerden über zu häufiges Heranziehen

zum Wacht- und Patrouillendienst, von der Parade an Königs-Geburtstag, von mancherlei Wach-Vergehen, u. s. f. Listen, Circulare, Currenden spielen in dem Altkensstück die bedeutendste und darum interessanteste Rolle, weil die schriftlichen Bemerkungen der vom Sectionsführer zum Dienst durch Currende commandirten Mannschaften errathen lassen, welcher Grad von Disciplin in dieser Schutztruppe vorhanden war. So schreibt einer der aufgeförderten Bürgerwehrleute: „Ihren Befehl, mich zur Bürgerwehr heranzuziehen, brauche ich nicht zu respectiren, indem ich bis jetzt noch der Landwehr angehöre. Im Fall sie mich meines Landwehrdienstes entbinden, will ich mich eher dazu entschließen. Auf Ihren Befehl erschien ich immer noch nicht, wenn ich nicht anderweitig von höhern Orts dazu bestimmt wäre.“ Ein Anderer weigert die Annahme des ihm zugeschickten Gewehrs, „weil er sich bei der Bürgerwehr gar nicht betheiligen will“. Das Altkensstück endet im Juli 1849, nachdem am 1. Juli eine allgemeine Versammlung der Bürgerwehr mit 90 gegen 60 Stimmen deren Auflösung beschlossen hatte, ein Ausgang, welcher vorauszusehen war, nachdem der Magistrat schon am 18. Juni dem Bürgerwehr-Commando z. S. des Majors Löwe eröffnet hatte: „Bei dem sich zeigenden Widerstreben, das Bürgerwehrgesetz in allen Theilen zur Ausführung zu bringen, mag es bis dahin, daß die Mängel dieses Gesetzes auf gesetzlichem Wege beseitigt sein werden, sein Bewenden dabei behalten, daß die Mannschaften in diesem Sommer nicht zu gemeinsamen Uebungen herangezogen werden.“ Eingebettet in dem Altkensstück befindet sich noch das gedruckte „Statut für die Bürgerwehr der Stadt Gränberg“ vom 27. Mai 1848, vom Magistrat bestätigt am 1. Juni 1848, das zugehörige Dienstregulativ und ein Exemplar des von der Nationalversammlung beschlossenen „Gesetzes über die Errichtung der Bürgerwehr vom 17. October 1848“, ein Gesetz, das insofern recht absonderlich ist, als es unter dem Ministerium von Psuel zwar vom König bestätigt, aber wegen des bald nachher eintretenden politischen Umschwungs niemals in der Gesetzsammlung publicirt und auch niemals formell aufgehoben worden ist.

Das Grünberger Statut, welches auf ein Gesetz vom 8. April 1848 Bezug nimmt, das vorbehaltlich künftiger specieller Regelung, wie sie im Herbst erfolgte, jeden Urmwähler unter 55 Jahren, soweit er gesund, auch für die Bürgerwehr verpflichtet, enthält nur 10 Paragraphen, das zugehörige vom Obersten erlassene Dienstregulativ hat deren 12. Danach war die Grünberger Bürgerwehr aus 6 Abtheilungen oder Compagnien zusammengesetzt, zu denen als siebente die schon bestehende Schützenabtheilung trat. Dem Führer gebührte der Titel Oberst, jede Abtheilung hatte einen Hauptmann, 2 oder 3 Zugführer, einen Feldwebel und eine unbestimmte Anzahl von Sectionsführern. Wer sich ohne triftige Gründe ausschließt, soll öffentlich genannt und in den Abgaben erhöht werden. Die Bürgerwehr versteht, zur Erhaltung von Ruhe und Ordnung in der Stadt, sowie zur Sicherheit des Eigenthums, den Wachtdienst und die Patrouillen, im Uebrigen hat sie, die Exercitien ausgenommen, keinen Dienst. Gegen etwaige Unruhen oder einen äußeren Feind bleiben weitere Entschliessungen dem Obersten im Verein mit dem Magistratsdirigenten vorbehalten. Nur im äußersten Nothfall sollen die Dienste der Bürgerwehr über das Reichthum der Stadt hinaus angesprochen werden. Die übrigen Bestimmungen betreffen die Wahl des Obersten, der von der gesammten Bürgerwehr durch Stimmenmehrheit, und der übrigen Chargirten, die von den einzelnen Abtheilungen auf 2 Jahre gewählt werden. Das Dienstregulativ enthält die sehr milde bemessenen Strafbestimmungen. Ungehorsam im Dienst hat eine oder zwei Strafwachen, Entfernung vom Posten und thätliche Widersetzlichkeit Ausweisungen aus der Bürgerwehr zur Folge. Wegen Beleidigungen im Dienst, auch solcher thätlicher Art, zwischen Vorgesetzten und Bürgerwehrleuten oder zwischen letzteren unter sich erkennt das Wehrgericht auf öffentliche Abbitte oder Strafwache oder beides zusammen, Versäumnisse werden bei Vorgesetzten durch Geldstrafen bis zu 20 Silbergroschen, im Wiederholungs-falle auch durch Verlust des Grades, bei Bürgerwehrmännern durch öffentliche Rüge, Strafpatrouillen, Strafwachen, in Fällen der Unverbesserlichkeit durch

Ausweisung geahndet. Das Tabakrauchen in Reich und Glied und auf Kosten ist verboten. Verglichen mit dem später erlassenen Gesetz, dem sich bei längerer Andauer der Einrichtung die Grünberger Satzungen hätten anpassen müssen, erweisen sich letztere theils milder, theils schärfer. Ausgeschlossen nach dem Gesetz von der Verpflichtung zum Dienst in der Bürgerwehr, die in allen „Gemeinden“ bestehen soll, ist eine Reihe von richterlichen und Verwaltungsbeamten, die Beamten der Staatsanwaltschaft, die Geistlichen, die Grenz-, Zoll-, Steuer-, Forstschutz- und Postbeamten, die Gemeindevorsteher u. s. f. Die Verpflichtung währt vom 24. bis zum vollendeten 50. Jahre, der Oberst wird vom König aus drei von der Bürgerwehr gewählten Candidaten ernannt. In den Strafbestimmungen ist in schweren Fällen auch Gefängnißstrafe und die Mitwirkung der ordentlichen Gerichte vorgelesen. Die Verwaltungskosten der Bürgerwehr bestreitet die Gemeindekasse. Die Mitglieder der Schützengilde dürfen innerhalb der Bürgerwehr nicht besondere Abtheilungen bilden. Die Bürgerwehr hat die Bestimmung, „die verfassungsmäßige Freiheit und die gesetzliche Ordnung zu schützen, und bei Vertheidigung des Vaterlandes gegen äußere Feinde mitzuwirken. Sie darf in ihren dienstlichen Versammlungen über öffentliche Angelegenheiten nicht beraten“.

Aus der kurzen Geschichte der Grünberger Bürgerwehr sei nachstehend das Wichtigste mitgetheilt. Schon am 7. März 1848, also 11 Tage vor den Berliner Ereignissen, beschloß die Stadtverordneten-Versammlung Folgendes: „Die unruhigen Bewegungen der Zeit, die sich vom westlichen Nachbarlande auch dem deutschen resp. preussischen Vaterlande mitgetheilt haben, lassen die Versammlung, obwohl sie dem guten Sinne der Einwohnerschaft für Ruhe und Ordnung vertraut, für unerwartete Fälle doch die Vorsorge für geeignete Schutzmaßregeln — und zwar mittelst Zusammentretens der sämtlichen Bürger zu einer Bürgerwehr wünschen, und es wird deshalb beim Magistrat beantragt, baldmöglichst vereint mit der Versammlung die nöthigen Schritte zu thun, um die Organisation einer Bürger-

wehr ohne Zeitverlust zu bewirken.“ Ein hierauf bezüglicher fernerer Beschluß der Stadtverordneten-Versammlung vom 9. Mai lautet: „Es bestehe zwar der Beschluß, die waffenfähige Einwohnerschaft zu einer Bürgerwehr zu organisiren, aber mit Ausnahme der Wahl der Führer sei die Organisation bisher noch nicht erfolgt. Dieselbe erscheine aber jetzt als ein dringendes Bedürfnis, weshalb beim Magistrat beantragt werde u. s. f. Es folgen 5 Anträge betreffend Anerkennung der Schützengilde als eines uniformirten Bürgerschützencorps, Conferenz der Führer der Bürgerwehr und der Bezirksvorsteher zur Wahl eines Chefs der gesammten Bürgerwehr, womöglich eines gewesenen Militärs, Feststellung der Präsenziffer waffenfähiger Mannschaft, Appell dieser Mannschaften an zu bestimmenden Alarmplätzen am nächsten Sonntag, den 14. Mai, endlich Verpflichtung der mit Schußwaffen versehenen, solche zum Appell mitzubringen, um die Zahl der zu beschaffenden Gewehre ermessen zu können. Aus einer Bekanntmachung des Magistrats vom 20. Mai geht hervor, daß den obigen Beschlüssen prompt Folge geleistet worden ist. Es wird darin gesagt, daß die große Mehrzahl der Bürger und Schußverwandten die Theilnahme an der Bürgerwehr als Ehrenpflicht erkenne und die Waffe gefordert habe, um zur Sicherheit des Eigenthums und der Personen und zum Schutze der errungenen bürgerlichen Freiheit Dienste zu leisten. Es wird ferner erwähnt, daß Rathsherr Ldwe zum Oberst der gesammten Bürgerwehr erwählt sei, und es werden die waffenfähigen Staatsbürger vom 20. bis 55. Jahre aufgefordert, sich bei dem Führer der Abtheilung ihres Bezirks zu melden. Wer aber aus Gründen der Krankheit oder absoluter Unabkömmlichkeit von diesem Ehrendienste ausgeschlossen sei, an den ergeht die Aufforderung zu freiwilligen Geldspenden zur Entschädigung für die von armen Bürgerwehrmännern dem allgemeinen Besten dargebrachten Zeltopfer. — Es folgt dann noch unterm 25. Mai ein „Aufgebot an die wehrhafte Bürgerschaft“, unterzeichnet „Das Bürgerwehr-Commando. Ldwe, Oberst“, womit ersichtlich der letzte Schlußstein der Organisation gelegt

ist. Auch an dieser Stelle wird gebeten, daß diejenigen, welche am persönlichen Anschluß an die Bürgerwehr verhindert seien und denen durch die ihnen gewährte Sicherheit unermessliche Vortheile erwachsen, an die Wehrkasse baare Beiträge abführen möchten.

Anfangs scheint viel Ernst und guter Wille bei der Bürgerwehr vorhanden gewesen zu sein. Bald jedoch fingen die Klagen wegen Ueberbürdung mit Dienst an, namentlich seitdem durch Beschluß der Stadtverordneten vom 16. Juni alle von früher noch bestehenden Wacht- und Patrouillendienste abgeschafft und auf die Bürgerwehr übertragen worden waren. War zu Anfang die persönliche Ableistung von Wacht- und Patrouillendienst noch als Ehrenpflicht betrachtet worden, so bürgerte sich später, da die Möglichkeit hierzu gewährt war, die Stellvertretung bei diesem Dienst ein, und schon gegen den Winter hin scheint sich mit Bezug hierauf ein Bürgerwehr-Prätorianerthum entwickelt zu haben, dergestalt, daß die meisten der zum Wacht- und Patrouillendienst Berufenen die Verpflichtung mit je 3 Sgr. ablösten und eine reißige Schaar von Bürgerwehrmännern par excellence dafür gegen Geld und gute Worte eintraten — ob gerade zum Vortheil des Dienstes, sei dahingestellt. Indessen als ein unbequemer Bodensatz von Bürgerpflicht verblieb die nicht durch Stellvertreter wahrzunehmende Theilnahme an den allwöchentlich einmal stattfindenden Uebungen, um so lästiger empfunden, als diese Uebungen mit der zunehmenden Stellvertretung im ernstern Dienst eigentlich fast gegenstandslos wurden. Hieraus entwickelte sich wachsende Gleichgiltigkeit und immer häufigeres Wegbleiben vom Dienst, eine Verfehlung, die ja mit Gelde ablösbar war. Da zugleich das ganze Institut der Bürgerwehr von oben immer mehr scheel angesehen und in vielen Städten, vor allen in Berlin, schon im Herbst 1848 aufgehoben wurde, so ist es begreiflich, daß der Magistrat von Grünberg einem immerhin noch in Kraft stehenden Gesetz gegenüber die oben angezogene Entschließung vom 18. Juni 1849 fassen konnte.

Als sich nach Aufforderung des Bürgerwehr-

Commandos dann am Sonntag, den 1. Juli 1849, früh 7 Uhr von 558 Grünberger Bürgerwehrmännern nur 166 auf dem Schießplatz einfanden, obgleich alle sowohl durch Bekanntmachung als durch Currenden eingeladen worden, da war das Todesurtheil über die Grünberger Bürgerwehr gesprochen, auch ohne die Abstimmung, welche den Auflösungsbeschluß mit beträchtlicher Majorität ergab. Man könnte fragen, mit welchem Recht erfolgte dieser Beschluß, da das Gesetz noch bestand und nichts von einer Möglichkeit der Auflösung auf diesem Wege sich darin vorfindet. Magistrat aber wie Bürgerwehr-Commando waren gedeckt durch ein kurz vorher ergangenes, die Sache sehr eilig betreibendes Ministerial-Rescript. Oberst Löwe hat es noch versucht, mit Rücksicht auf die geringe Theilnahme bei dem Auflösungsbeschluß, den Magistrat zur Anberaumung eines zweiten Termins 14 Tage später zu veranlassen, allein vergebens. Man wußte ja, daß der Erfolg kein anderer sein würde. Sang- und klanglos, wie sie ins Leben getreten, sank die Bürgerwehr ins Grab, aus dem sie wohl niemals wieder auferstehen wird, nachdem über diese Form der Volksbewaffnung die Geschichte endgiltig den Stab gebrochen hat, zuletzt im Geburtslande der Einrichtung, im republikanischen Frankreich selbst.

Einige kleine Vorkommnisse bei der Grünberger Bürgerwehr während ihres 14monatlichen Bestehens kennzeichnen ihre Unverträglichkeit mit dem bürgerlichen Leben unseres Zeitalters. Da fragt anonym ein Wehrmann in der Zeitung an: Hat der Commandeur das Recht, einem Zugführer auf eine unsolide Weise, wie am letzten Dienstag Verweise zu geben? Bejahenden Falls muß ein neues Gesetz gemacht werden! Oberst Löwe antwortet auf dem gleichen Wege, Beschwerden gegen ihn seien beim Wehrgericht anzubringen. Ein anderes Mal hat das Bürgerwehr-Commando sich über zwei mit Namen genannte Stadtverordnete zu beschweren, weil sie sich für ihre Person der Theilnahme entziehen und den Dienst durch Spott und Tadel andern Bürgern zu verleiden trachten. Magistrat droht den beiden Herren mit Strafverfügungen, worauf dieselben antworten, ihre Weigerung gelte nur dem Exerciren, hierzu

verpflichte sie kein vorhandenes Staatsgesetz —. Später ergeht im Wochenblatt einmal die Anfrage an die ganze Bürgerwehr, ob ein Zugführer zu dulden sei, der sich zum Denunzianten mache? Das Bürgerwehr-Commando droht dem Anonymus mit dem Ehrengericht, wenn er den gemeinten Zugführer nicht öffentlich namhaft mache. „Einige Bürger“ finden dieß Vorgehen des Commandos tadelnswert, da die Sazungen kein Ehrengericht kennen. Zugleich meldet sich Juraschel als Anfragender, weist auf einen stadtbekanntem Fall hin, wo ein Zugführer in einer Criminal-Untersuchung denuncirt hat, und erwartet das Ehrengericht. Die einzige Berubigung, versichert Juraschel, finde er darin, daß die Todesstrafe abgewafft sei. Wider Erwarten erklärt das Bürgerwehr-Commando die Sache hiermit für erledigt und bedauert nur, daß mit solchem Vorgehen ehrenhafte und zeitgemäß gediegene Bestrebungen benachtheiligt werden. „Einige Bürger“ sind damit noch nicht zufrieden und appelliren von dem Bürgerwehr-Commando an den Oberst Löwe, welcher antwortet, er habe bei der Beschluffassung des versammelten Officier-Corps der Bürgerwehr nur eine Stimme, werde nun aber nicht weiter auf Anzapsungen antworten. — In der ersten am 1. September 1848 abgehaltenen öffentlichen Stadtverordneten-Versammlung wird eine Liquidation des Stadtmusikfuß Jemm über 8 Thlr. 15 Sgr. für bei der Parade der Bürgerwehr am 6. August gemachte Musik mit der Begründung genehmigt, es geschehe ausnahmsweise, weil es das erste Mal gewesen, daß die Bürgerwehr der Bürgerschaft vorgeführt worden sei. — Am 7. October warnt das Commando vor einem Mißbrauch der Gewehre. Neben diesem Inserat regen mehrere Bürgerwehrmänner die Feier des Geburtstages von Preußens erstem constitutionellem König an. Weiterhin wird angefragt, ob das unconstitutionelle Commando: „Rückwärts nicht! Euch!“ beim Exerciren fürder zulässig sei? — Am 19. October rechtfertigt sich Oberst Löwe öffentlich deshalb, daß von Grünberg aus nicht wie von andern Städten Petitionen gegen das Bürgerwehrgesetz ergangen seien,

er halte das im Allgemeinen gute, wenn auch verbesserungsfähige Gesetz für ein provisorisches, bald auf Grund von Erfahrungen zu berichtendes. — Am 4. December ladet Ukler die erste Compagnie der Bürgerwehr zu einer Besprechung ein, ohne auch nur anzudeuten, um was es sich handelt, u. s. f.

Wir schließen hiermit das Kapitel über die Grünberger Bürgerwehr und möchten auch die Mittheilungen über Grünberg im Jahre 1848 und 1849 nicht weiter ausdehnen, aus Furcht, das Interesse der gegenwärtigen Grünberger daran vielleicht zu überschätzen. Zu sagen wäre noch Manches. Wir würden gern noch von dem Vereinsleben dieser bewegten Zeit berichten, das, von den gesetzlichen Fesseln befreit, sich auch in Grünberg kräftig entfaltete, als fast gleichzeitig (zweite Hälfte April 1848) sich ein „Verein der Freisinnigen“ und ein „Constitutioneller Club“ aufthat, gekennzeichnet durch die Namen Lebhjahn, Rirsch, Juraschel, Oppenheim, Schmoel in der Leitung und im Bestande des erstgenannten, und von Wiese, Granier, Rddenbeck, Ldwe, Lorenz, Briemel, Hellwig, Rärger im letztgenannten Verein. Im Laufe des Sommers kam noch ein Rustical-Verein mit dem Sitz in Grünberg hinzu, der sich stets durch besonders radicale Beschlüsse auszeichnete. Wir hätten auch gewünscht, noch vom Ausgang der interessanten Bürgermeisterwahl am 16. Juni 1848 erzählen zu können, wobei die Gegensätze heftiger auseinanderplakten, als sonst bei ähnlichen Anlässen, und deren Resultat nach Verzichtleistung von Wiese's in Folge zu gering bemessener Pension die Wahl Hauptner's war, der am 1. October sein Amt antrat, während von Wiese gleichzeitig den Sprottauer Bürgermeister-Posten übernahm. Auch zur allgemeinen Charakteristik des öffentlichen Geistes wäre noch Manches anzuführen, das unsere frühere Behauptung, die Gesinnung sei besser bei den sogenannten „Roten“ als bei den „Schwarzweißen“ und „Schwarzen“ gewesen, in helleres Licht stellen würde, wenn man manche treffliche, im besten Sinne wirkende Aufsätze des Wochenblattes in Vergleich brächte mit der Sprache, welche zur Zeit der hereinbrechenden Reaction unter der Deckadresse Schubert-Dramburg und Dr. U.

Grund:Ursfeld das Intelligenzblatt als Vertretung der kräftesten politischen und kirchlichen Verfolgung führte. Doch wir würden das Thema schwerlich ohne längere Ausführungen erschöpfen können. Hinweisen möchten wir ferner auf die anfänglich in beiden Blättern, später nur im Wochenblatt veröffentlichten Briefe des Gränberger Abgeordneten zur National-Versammlung Schöne als eine zeitgenössische Geschichtsquelle und von so maßvoller Sprache, daß das Wüthen der Gegner gegen den Mann kaum verständlich ist. Ebenso sind die Briefe der beiden Gränberger Abgeordneten zum Frankfurter Parlament, Justizcommissar Rödtenbeck und seines Nachfolgers (seit October 1848) Dr. W. Levysohn, vom allergrößten Interesse, die letzteren namentlich aus den entscheidenden Tagen 1849 und vom Schlußakt, an dem Levysohn theilnahm, dem Stuttgarter Rumpf-Parlament. Auch hier keine Spur von Maßlosigkeit! Endlich möchten wir gern noch von einem dem Herzen des Verfassers nahestehenden Manne einige Worte sagen, der zu jener Zeit im kraftvollen Alter von 44 Jahren zu den eifrigsten und streitbarsten Männern Gränbergs gehörte. Feind allem Unmaß, von der Sorge beherrscht, daß sich die Bewegung zu jakobinischen und anarchischen Zuständen auswachsen könne, und sich grundsätzlich zu keiner Partei bekennend, erwarb er sich von links den Namen „Demokratenfresser“, von rechts noch viel schlimmere Charakterisirungen. Obgleich er keinem seiner Mitbürger an echtem Freisinn und werththätiger Menschenliebe nachstand, fehlte er vielleicht darin, zu selbständig den Anschluß an nahezu Gleichgesinnte zu meiden und ganz auf sich selber stehen zu wollen. Indessen, wäre er anders geartet gewesen, er würde vielleicht Manches mäßloser, anderes aber auch nicht erreicht haben. In seinem Bericht als Landtagsabgeordneter sagt Commerzienrath Förster:

„Für das Wahlgesetz bin ich zwar mit dem Grundsatze vollkommen einverstanden, die Urwahlen so unbegrenzt als irgend möglich zu halten und unmittelbare Wahlen den jetzt beschlossenen, mittelbaren vorzuziehen, weil nur damit das Volk als

vollkommen mündig anerkannt und nur so den gefährlichen Wahlbestechungen vorgebeugt wird; doch fügte ich mich dem für das jezige provisorische Wahlgesetz vorgeschlagenen indirecten Wahlmodus, theils um auch hier den Ministern Vertrauen zu zeigen, theils, weil bei der jezigen Aufgeregttheit der Menge eine mittelbare Wahl bessere Gewähr für Erwählung ruhiger, besonnener Männer zu dem schweren Verfassungswerk bietet und für das erste Mal Bestechungen gefährlicher Art nicht so gleich zu besorgen sind.“ Das ist bezeichnend für die unabhängige, gemäßigte und verständliche Sinnesart des Mannes, der auch im December 1848, obgleich er die Haltung der Nationalversammlung im November schwer tadelnswürth fand, energisch vor dem „Fehlgriff von oben“, die Steuerverweigerer verfolgen zu wollen, warnte und seine Mitbürger zu einer Verwahrung gegen die beabsichtigte Verfolgung jener Abgeordneten aufforderte. „Die Wählerei von unten hat hier keinen Anklang gefunden, hossentlich thut es gleich wenig die Wählerei von oben!“ Um Schlimmsten haben 1849 die „Schwarzen“ gegen ihn gewüthet, als er in einem Artikel „Wodurch kann es besser werden?“ gegen diejenigen auftrat, „welche den krankhaften oder heuchlerischen Pietismus hätschelten und die Religiosität erzwingen wollten. Die Trennung der Kirche vom Staat und die Civil-Ehe bringe der Kirche nicht Tod, sondern Leben.“ Noch in demselben Blatt (Intelligenzblatt vom 30/10. 1849) findet sich eine scharfe Abwehr, worin Förster vorgeworfen wird, aus Hochmuth über den Parteien zu stehen sich einzubilden. Das war noch glimpflich gegen das, was nun an Rekehricherei folgte; aber „viel Feinde — viel Ehre“ dachte der Angegriffene. — Im Wochenblatt, das es an scharfer Tonart gegen Förster auch recht oft nicht fehlen ließ, im Uebrigen aber „Gewehr bei Fuß“ bei dem Streit mit den „Schwarzen“ gestanden hatte, wird Förster (20/12. 1849) das Zeugniß „eines zwar nicht fehlerfreien, aber geachteten Mannes, der für seine Person allein alle seine Gegner zusammen aufwiegt.“

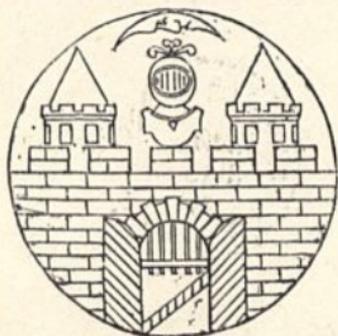
In einem Punkte aber waren viele zu dieser Zeit gegen Förster kämpfende Anonymi auf falscher Fährte: Sie schrieben ihm das auf Addebeck gemünzte Epigramm zu: „Wer knact mir die nicht allzu schwere Ruß? In Grünberg Cicero, in Frankfurt Tacitus?“ Dessen Verfasser war der wichtige Justizrath Albert Lorenz. Commerzienrath Förster aber begann in diesen schweren Zeiten und gerade deshalb, weil die Zeiten schwer waren, wie er oft sagte, seine erfolgreichen Bestrebungen zur Hebung der Vaterstadt, zunächst mit dem Zölllichau-Grünberg-Sorauer Chausseebau. Auch schuf er auf eigene Hand in seiner Fabrik eine Kranken- und eine Alter-Versorgungs- und Hilfsklasse. Für diese viel später glänzend triumphirenden Ideen der socialen Hilfe blieb er Zeit seines Lebens eifrig in Wort und Schrift bemüht.



Grünberger Stadtwappen.



Stadtwappen vom Jahre 1421.



Stadtwappen vom Jahre 1786.

Gründungs-Steindruck.



Steindruck von Tisch 1771



Steindruck von Tisch 1771

(14)

400-
5212

W. S. "DOM KSIĄZKI"
70-00 WROCLAWIU
ANTYKWARIAT NAUROWY WR 23
Wroclaw. Rynek 6, tel. 65-83

88-95 703 5 1012 8 110 11
ZAPŁACONO Księgarnia - Antykwariat
"Dom Książki" Wrocław



BIBLIOTEKA GŁÓWNA

100052N/1